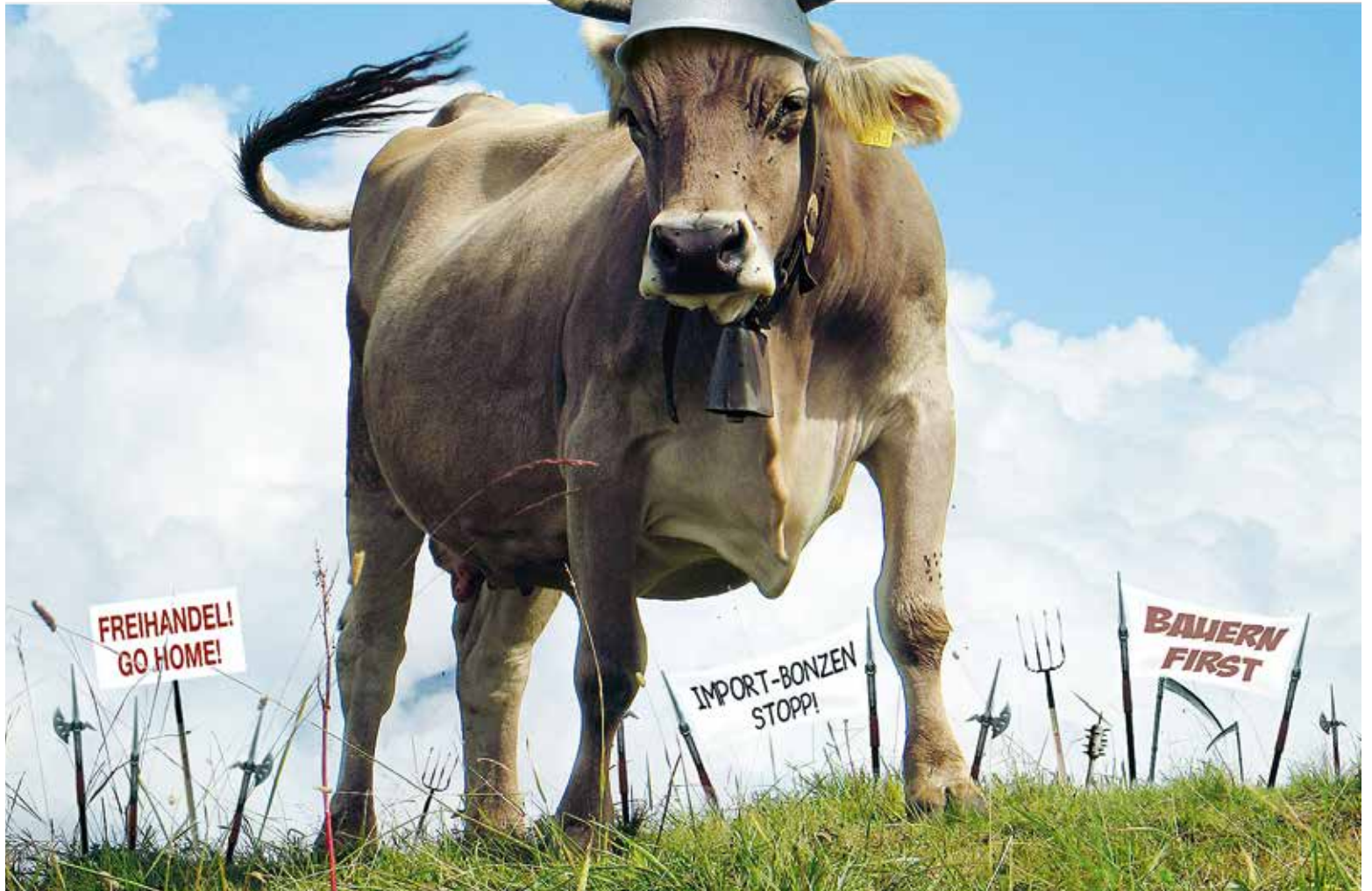


# DIE WELTWOCH



## **Der neue Bauernkrieg**

Mobilmachung gegen den Markt: Überspannen sie jetzt den Bogen?

*Von Beat Gygi und Florian Schwab*

## **Spuhler statt Leuthard**

Der kaputte Riesendampfer Uvek braucht einen richtigen Industriellen.

*Von Christoph Mörgeli*

## **Plädoyer für die Schlampe**

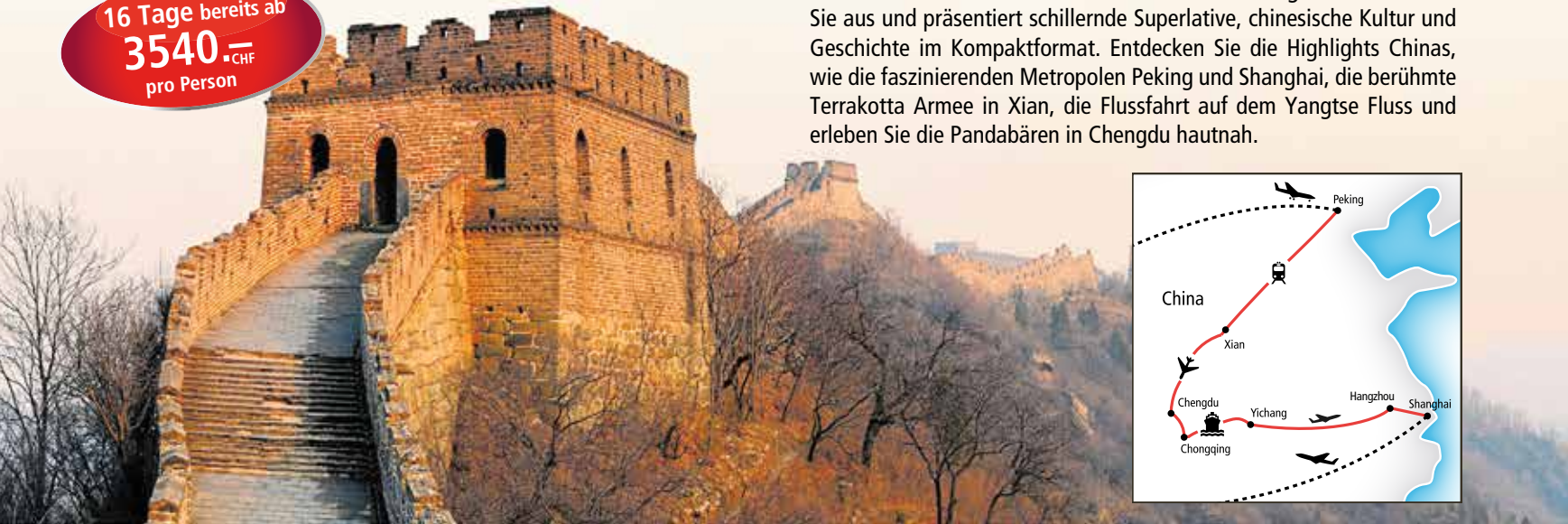
Die Sex-Bloggerin Karley Sciortino. *Von Claudia Schumacher*

**Süchtige Teenager**  
Smartphones sind  
das neue Heroin



# China - Aufregendes Reich der Mitte

16 Tage bereits ab  
**3540.-** CHF  
pro Person



Knallbunt breitet China auf dieser Rundreise seinen grossen Fächer für Sie aus und präsentiert schillernde Superlative, chinesische Kultur und Geschichte im Kompaktformat. Entdecken Sie die Highlights Chinas, wie die faszinierenden Metropolen Peking und Shanghai, die berühmte Terrakotta Armee in Xian, die Flussfahrt auf dem Yangtse Fluss und erleben Sie die Pandabären in Chengdu hautnah.



## REISEPROGRAMM VON TAG ZU TAG

- 1. Tag: Zürich – Peking.** Direktflug mit Swiss von Zürich nach Peking.
- 2. Tag: Peking.** Morgens Landung in Peking. Anschliessend besuchen Sie den Sommerpalast, der einzige erhaltene kaiserliche Garten der Qing-Dynastie. Nachmittag zur freien Verfügung.
- 3. Tag: Peking.** Tag zur freien Verfügung. Möglichkeit zu einem fakultativen Besuch der Grossen Mauer bei Mutianyu.
- 4. Tag: Peking.** Heute bummeln Sie über den Platz des Himmlichen Friedens und besichtigen die Verbotene Stadt. Am Nachmittag besuchen Sie den Himmels-tempel und geniessen eine traditionelle Peking Ente zum Abendessen.
- 5. Tag: Peking-Xian.** Fahrt mit dem

Hochgeschwindigkeitszug nach Xian. Besichtigung der Stadtmauer.

- 6. Tag: Xian.** Ausflug zur Terrakotta Armee. Der Nachmittag steht zur freien Verfügung.
- 7. Tag: Xian – Chengdu.** Besichtigung der Grossen Moschee. Abends Flug nach Chengdu.
- 8. Tag: Chengdu.** Heute besuchen Sie die weltbekannte Pandabären-Aufzuchtstation mit etwa 600 ha Fläche.
- 9. Tag: Chengdu – Chongqing.** Bevor Sie auf das Yangtse Kreuzfahrtschiff einschiffen, unternehmen Sie eine Stadtrundfahrt in Chongqing.
- 10. – 11. Tag: Yangtse Flussfahrt.** Heute beginnen Sie die Flussfahrt durch die drei Schluchten Qutang, Wu und Xiling. Für die

Erkundung der kleineren Schluchten steigen Sie auf kleine Boote um. Nach der Passage des Schleusensystems des Drei Schluchten Damms erreichen Sie Yichang.

- 12. Tag: Yichang – Hangzhou.** Nach der Besichtigung des Staudamms Flug nach Hangzhou.
- 13. Tag: Hangzhou – Shanghai.** Sie bummeln durch das Altstadtviertel He Fang Jie und machen eine Bootsfahrt auf dem Westsee. Weiterfahrt mit dem Zug nach Shanghai.
- 14. Tag: Shanghai.** Besichtigung des über 400 Jahre alten Yu-Gartens und Bummel im ehemaligen Konzessionsgebiet Xintian-di mit seinen eleganten Boutiquen, Restaurants, Bars und Geschäften.
- 15. Tag: Shanghai.** Tag zur freien

Verfügung. Möglichkeit zu einem fakultativen Ausflug zum Wasserdorf Fengjing.

- 16. Tag: Shanghai – Zürich.** Morgens Transfer zum Flughafen und Direktflug mit Swiss nach Zürich. Individuelle Heimreise.

## IHR YANGTSE KREUZFAHRTSCHIFF

Das 2012 neu gebaute Schiff «MS Century Legend» bietet alle Annehmlichkeiten eines First-Class-Hotels. Die Kabinen sind ca. 24 m<sup>2</sup> gross und verfügen über Telefon, TV, Föhn, Safe, Klimaanlage und Balkon. Es gibt zwei Restaurants, zwei Bars, Bordshops, ein Kino sowie ein Wellness-Bereich mit Innenpool, Massage und Fitness-Geräten.

**Inbegriffene Leistungen:** • Linienflüge direkt Zürich-Peking und Shanghai-Zürich mit Swiss und Inlandflüge Xian-Chengdu/Yichang-Hangzhou in Economy Cass • Sämtliche Flughafentaxen (Stand Februar 2018) • 11 Übernachtungen in guten Mittelklasshotels • 3 Übernachtungen auf dem Kreuzfahrtschiff "MS Century Legend" • Halbpension (Vollpension an Tag 4, 10 und 11) • Alle erwähnten Besichtigungen und Transfers • Durchgehende, Deutsch sprechende lokale Reiseleitung • Erfahrene Bischofberger-Reiseleitung • Reiseführer • Kundengeldabsicherung

**Zuschläge:** • Einzelzimmerzuschlag CHF 980.- • Visum CHF 100.- • Ausflug Grosse Mauer Tag 3 CHF 100.- • Ausflug Wasserdorf Fengjing Tag 15 CHF 80.- • Trinkgelder • Auftragspauschale/Reisegarantie CHF 50.-

**Einreisebestimmungen:** Schweizer Staatsbürger benötigen einen Reisepass, der mindestens 6 Monate über das Rückreisdatum gültig sein muss. Das Visum für China wird durch uns organisiert.

Die Chinesen nennen ihn „Mr. JAY“. Herr Jürg Abplanalp begleitet Sie auf Ihrer Reise durch China als Reiseführer und „Einführer“ in die wunderbare chinesische Welt seiner Menschen, Geschichten und Kultur.

Seit 1979 gilt „Mr. JAY“ Abplanalp's Herz den chinesischen Völkern. Während mehr als 25 Jahren lebte und arbeitete er zwischen den Welten der Schweiz und Chinas. Sein Enthusiasmus nimmt Sie gerne mit in diese exotische, neue Welt der Chinesen. Er wird Sie auf den Reisen 1 und 3 begleiten.



Yangtse

Alle Preise pro Person in CHF bei Doppelbelegung.

Mindestteilnehmerzahl: 10 Personen  
Änderungen vorbehalten.

## BISCHOFBERGER-REISELEITUNG

Auf die Qualität Ihrer Betreuung während dieser Reise legen wir ganz besonderen Wert. Unsere Reiseleiter sind erfahrene Profis und kennen China bestens. So ermöglichen sie Ihnen einen intensiven Einblick in Kultur und Lebensweise der Einheimischen und halten Ihnen viele Insider-Tipps bereit.

### Reisedaten + Sofortpreise bei Buchung bis 15.03.2018

Nr.	von/bis	Sofortpreis	Normalpreis
1	20.04. – 05.05.18	3740	<del>3890</del>
2	11.05. – 26.05.18	3540	<del>3690</del>
3	07.09. – 22.09.18	4100	<del>4250</del>
4	12.10. – 27.10.18	3780	<del>3930</del>



## Voranzeige: Steve Bannon auf Einladung der Weltwoche in Zürich

Die Weltwoche steht für gehaltvollen Journalismus. Sie pflegt die Debatte und die grösstmögliche Bandbreite an Meinungen. Wir versuchen, unseren Leserinnen und Lesern ein möglichst ungefiltertes, ehrliches und authentisches Bild der Welt zu vermitteln. Seit diesem Jahr läuft das neue Debatten-Format «Weltwoche on the Road – Die andere Sicht». Chefredaktor Köppel unter-



«Weltwoche on the Road»: Steve Bannon.

hält sich mit interessanten Gästen vor Publikum; bis jetzt mit den SP-Politikern Daniel Jositsch, Corrado Pardini und Tamara Funicello oder dem Comedian Fabian Unteregger. Nun haben wir erstmals eine internationale Persönlichkeit zu Gast. Am 6. März wird im Rahmen von «Weltwoche on the Road» der amerikanische Politiker, Filmemacher und Stratege Steve Bannon in Zürich auftreten. Bannon, einer der interessantesten und umstrittensten Polit-Protagonisten der USA, war Wahlkampfleiter des amerikanischen Präsidenten Donald Trump, dann Chefstrategie im Weissen Haus, bis es im Sommer 2017 zu Differenzen kam. Zuletzt geriet Bannon aufgrund des Bestsellers «Fire and Fury» als Kritiker Trumps in die Schlagzeilen, was ihn seinen Job beim rechten News-Portal *Breitbart* kostete. Bannon durchlebte in kurzer Zeit die Höhen und Tiefen des Politgeschäfts im mächtigsten Land der Welt. Auf Einladung der Weltwoche absolviert er seinen weltweit ersten öffentlichen Auftritt seit «Fire and Fury» und seinen ersten öffentlichen Auftritt überhaupt in Europa seit der Wahl Donald Trumps. Bitte halten Sie sich in Ihrer Agenda den Abend des 6. März frei. Dies ist eine Voranzeige. Anmeldungen nehmen wir ab dem 20. Februar entgegen. Die Informationen entnehmen Sie bitte [weltwoche.ch](http://weltwoche.ch) oder der nächsten Print-Ausgabe Weltwoche vom 20. Februar. Noch sind keine

Voranmeldungen möglich. Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Drei Jahre sind ins Land gegangen, seit die Gewerkschaft Unia im Zuge des Abstimmungskampfes zur Lohndumping-Initiative in Zürich eine mehrwöchige, medial orchestrierte Kampagne gegen Unternehmer Kurt Goger lancierte: Unia-Söldner blockierten Baustellen, vertrieben die Arbeiter mit Trillerpfeifen, Goger wurde als «Sklaventreiber» und «Wucherer» diffamiert. Wie die Weltwoche damals aufdeckte, waren die Attacken der Unia, bei denen es um viel Geld und Aufträge ging, zum Teil illegal. Goger setzte sich zur Wehr – zu Recht, wie alle bisher ergangenen Urteile bestätigen. Das Boulevardblatt *Blick* und die Konkurrenten von Goger zogen ihre Anschuldigungen zurück. Doch die Justiz ist nicht in der Lage, den Rechtsstreit zu lösen. Der Fall zeigt exemplarisch die Schattenseiten der «flankierenden Massnahmen», die den durch die Zuwanderung aus der EU ausgelösten Lohn- druck mildern sollten. Seite 32

Bern ist für Aussenstehende nur schwer zu verstehen. Die Bundesstadt und ihre Bewohner seien einfach cool und relaxed, sagte der grüne Stadtpräsident Alec von Graffenried kürzlich im Interview mit der Weltwoche. Tatsache ist, dass man sich in Bern gut kennt und die Bande eng sind, sehr eng. So ist es etwa möglich, dass Alec von Graffenrieds Kulturabteilung ein Auslandsstipendium an einen ihrer eigenen Mitarbeiter vergibt. Oder dass sie einen Kadermitarbeiter mit einer Party verabschiedet, an der über 200 Gäste teilnehmen und mit Züri West die teuerste Berner Band aufspielt. Seite 34

Ihre Weltwoche

## DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf [www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch) publizieren und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann  
**Bildredaktion:** Martin Kappler  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 2'350'000.-, Bezug ab Winter 2017/18  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2018/19  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis Miete 3'950.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.schwizerstrasse35.ch](http://www.schwizerstrasse35.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34  
Preis ab 1'740'000.-, Bezug ab Sommer 2018  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



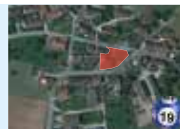
4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'269'600.-, Bezug auf Anfrage  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Frühling 2019  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



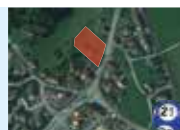
3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.visterrano.ch](http://www.visterrano.ch)



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
8103 **Unteringstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'125'000.-, Bezug ab Sommer 2018  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis 1'580'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 923'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018  
[www.vecciacaasa.ch](http://www.vecciacaasa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ u. 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)

**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**

Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**

**MINERGIE**<sup>®</sup>  
Member

**You Tube**

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

**Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:**



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich



**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

Stand Februar 2018

# Dieter Wedel

## Der Star-Regisseur landet auf dem Scheiterhaufen des Sexismus.

Letzte Woche beklagt sich in der deutschen Talkshow «Hart, aber fair» eine Journalistin. Sie ist empört, dass ein Mann sie als «begehrenswerte Frau» bezeichnet habe. Damit fange es an mit diesem Sexismus.

Sind jetzt auch noch die Deutschen verrückt geworden?

Anlass der Diskussion sind die Berichte der Wochenzeitung *Die Zeit* über den deutschen Film- und Fernsehregisseur Dieter Wedel. Das Wochenblatt zitiert mehrere Frauen. Sie erzählen von sexueller Belästigung. Eine Schauspieler, Schweizerin, berichtet, Wedel habe versucht, sie zu vergewaltigen. Im Dezember 1980, also vor bald vierzig Jahren.

Der Mann ist, war eine Riesennummer in der Bundesrepublik, Erfolgsregisseur von Publikumsschlagern, Bühnenberserker und Frauenschwarm mit immer wieder komplizierten Parallelbeziehungen. Zuletzt wirkte Wedel als Intendant der Bad Hersfelder Festspiele. Unter dem Druck der unbewiesenen Anschuldigungen trat er von seinen Funktionen zurück. Er bestreitet alle Vorwürfe.

Klar, man wundert sich, warum die Frauen erst jetzt kommen. Es wirkt wie eine deutsche Kopie des US-Falls um den Filmproduzenten Harvey Weinstein. Eine Frau sagt, Wedel habe sie zu Beginn der neunziger Jahre unter einem Vorwand in seine Suite gelockt. Auch bei Weinstein liessen sich die Frauen auf Begegnungen im Hotel-Schlafzimmer ein. Darf man fragen, weshalb eine Frau, die nichts von einem Mann will, mit ihm in dessen Hotelzimmer steigt?

Egal. Die Zeitungen berichten bei voller Namensnennung. Und maximalem Personenschaden. Die Unschuldsvermutung wird wortreich beteuert, damit man sie umso wirkungsvoller ausser Kraft setzen kann. Der Verdacht genügt, und das Perfide ist: Indem sich alle von Wedel distanzieren, weil sie es im Kesseltreiben mit der Angst zu tun bekommen, bestätigen sie ungewollt die Vorwürfe, von denen niemand weiss, ob sie überhaupt zutreffen.

Und jetzt kriechen aus ihren Höhlen die Wohlgesinnten, die es immer schon gewusst haben wollen. Jeder hat eine Wedel-Anekdote. Der Regisseur Simon Verhoeven, der immerhin einen bekannten Nachnamen hat, sagt in der *Süddeutschen Zeitung*: «Ich schäme mich für die Mechanismen in meiner Branche, die es diesem Sadisten und brutalen Gewalttäter gestattet haben, jahrzehntelang Frauen zu ver-

gewaltigen und Menschen zu quälen.» Die Mechanismen der Branche.

Ach, bevor wir's vergessen: Mit Wedel habe Verhoeven nie zusammengearbeitet, ergänzt die *Süddeutsche Zeitung*. Und Verhoeven führt aus: «Was ich gehört habe, war das, was die meisten in der Branche über ihn gehört haben.» Aber natürlich hat auch Verhoeven das, was er «gehört hat», nicht dann öffentlich gemacht, als er es gehört hat, sondern erst jetzt, nachdem die *Zeit* geschrieben hat, was für ein übler Kerl angeblich dieser Wedel sei.

Vielleicht müsste Verhoeven über diese «Mechanismen» auch einmal nachdenken. Es sind die Mechanismen eines Rufmords, an denen Verhoeven selber kräftig dreht. Ein Gerücht produziert das nächste, die Zeitungen kolportieren brühwarm, was einer «gehört hat», und jeder kann sich grösser machen, wenn er den grossen Wedel etwas kleiner macht.

Eigentlich ein Stoff für einen Wedel-Film. Der heute 75-Jährige hatte ein Flair für saftige, immer leicht grössenwahnsinnige, faszinierende Geschichten. In «Der grosse Bellheim» oder «Der Schattenmann» ging es um Aufstieg und Fall, Sex und Begierde, Korruption und den Rausch der Macht. Wobei er immer auch die Delirien zwischen Sex und Gewalt auslotete, wie die Pädagogen jetzt betonen. Wedel

wird von seinen eigenen Filmen, von seinen Klischees eingeholt.

Die klügsten Sätze bei «Hart, aber fair» sagt die 71-jährige Kieler Rechtsprofessorin Monika Frommel, eine immer noch schöne Frau. Oder darf man das jetzt auch nicht mehr

sagen? Sie spricht es aus: Der Fall Wedel sei eine fürchterliche Vorverurteilung, ein Rückfall in die Barbarei, ein Scherbengericht. Der Verdacht ersetze das Verfahren. Stimmt. Wer Verjährung sagt, macht sich bereits zum Komplizen. Der Täter ist der Täter, weil mittlerweile alle sagen, er sei der Täter.

«Die Gerichtshöfe der Moral kennen keine Prozessordnung.» Das berühmte Zitat stammt vom deutschen Philosophen Hermann Lübbe. Wo der Moralismus zur Raserei ausartet,

endet der Rechtsstaat. Zum Beispiel im «Fall Wedel». Oder ist es ein «Fall *Zeit*»? Dem Journalisten, der die Story herausbrachte, ist es etwas unangenehm. Er sagt zur Rechtsprofessorin: «Aber wollen Sie denn, dass die Skandale nicht mehr aufgedeckt werden?» Von Watergate ist die Rede. Watergate kommt immer, wenn Journalisten nach Luft und Argumenten schnappen.

Wedel-Gate? *Zeit*-Gate? Lübbe hat recht. Moral ist eine starke Droge. Was ist berauschender als das Gefühl, sich mit dem Höchsten und Vornehmsten zu verbünden? Wer das Gute auf seiner Seite weiss, schlägt mit einem besseren Gewissen auf die Bösen ein. Gerechtigkeit wäre der Versuch, einer Sache wirklich gerecht zu werden. Selbst-Gerechtigkeit ist das Verhalten von Menschen, die sich anderen gegenüber moralisch überlegen fühlen.

Die Erfinder des Rechtsstaats, Leute wie Montesquieu oder John Locke, wussten das. Sie lebten in einer Zeit, als die Guten und Selbst-Gerechten noch Hexen verbrannten. Dagegen traten die Aufklärer an. Sie forderten Gewaltentrennung. Sie sprachen von der Unversehrbarkeit des Einzelnen. Niemand dürfe ohne geregelten Prozess auf den Scheiterhaufen gebunden werden.

Das alles klingt so selbstverständlich, dass sie es bei «Hart, aber fair» nicht mehr hören wollen. Der Moderator lenkt ab, die Rechtswissenschaftlerin wird von den Moralisten angefeindet, weil sie das eigentlich Selbstverständliche betont. Hexenjagden gibt es nicht mehr. Heute haben wir den medialen, den digitalen Pranger. Es war einmal der Rechtsstaat.



Moral ist eine starke Droge: Regisseur Wedel.

Eines unserer Ziele: Dass Patienten schnell wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



*Team:* Sara und Benjamin Netanjahu. Seite 44



*Geheimwaffe:* Ed Sheeran. Seite 54



«Subversion braucht Grenzen, die verletzt werden können.»

*Karley Sciortino:* Seite 12

## Titelgeschichte

- 16 **Der neue Bauernkrieg**  
Überspannen die Bauern den Bogen?
- 18 **Gratwanderung** Markus Ritter,  
Präsident des Bauernverbands

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentare** Der Lack ist ab
- 10 **Politik** «Bella figura»
- 10 **Ausland** «Für alle Zeiten erledigt»
- 11 **Eilmeldung**  
Richter belohnen Querulanten
- 12 **Kopf der Woche**  
Sex-Bloggerin Karley Sciortino
- 22 **Essay der Woche**  
Konfliktzone Hausaufgaben
- 26 **Mörgeli** Feuer auf dem Matterhorn
- 26 **Bodenmann** Deal oder kein Deal
- 27 **Medien** Eine Familiengeschichte
- 27 **Die Deutschen** Es stockt

## Interviews

- 48 **Nigel Biggar** Der Oxford-Professor  
über Kolonialismus und Lehrfreiheit

## Inland

- 23 **Bildung** Sandra Moroni:  
«Eltern sind keine Hilfslehrpersonen»
- 28 **Probleme und Skandale**  
Doris Leuthards Uvek
- 30 **Gelb-oranger Filz**  
Die CVP und die Postauto-Affäre

- 30 **Ignazio Cassis** Schönwettermaschine
- 32 **Strangulierende Massnahmen**  
Missbrauch im Baugewerbe
- 34 **Kulturabteilung der Stadt Bern**  
26 000 Franken für die Abschiedsparty
- 35 **Schule** Fondazione Filippo
- 36 **Essay** Jenseits von «No Billag» und SRG
- 38 **Filmisch verzerrte Zerreihsprobe**  
SRF-Dok zum Generalstreik von 1918

## Ausland

- 24 **FBI-Gate** Washingtons Memo-Krimi
- 42 **Inside Washington** Auf dünnem Eis
- 44 **Benjamin Netanjahu**  
Jagd auf den ewigen Regierungschef
- 46 **Vom Dschungel in die Hölle**  
Flüchtlings-Krawalle in Calais
- 47 **Brief aus Rom**
- 61 **Hinter den Fronten des Dschihad**  
Reporterin Souad Mekhennet

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 21 **Freihandel**  
Make Emmentaler Great Again
- 39 **Falsch gerechnet, falsch geführt**  
Nachteile für private Unternehmen
- 52 **Eleanor Roosevelts Speiseplan**  
Vorlieben berühmter Frauen
- 60 **CO<sub>2</sub>** Ehrenrettung eines Moleküls
- 68 **Mysterien der Weltgeschichte**  
Ins Affenhaus

## Kultur & Gesellschaft

- 40 **Jordan Peterson** Ein Professor  
mischt die Geschlechterdebatte auf

- 50 **Ikone der Woche** Kim Yo-jong
- 54 **Ed Sheeran** Warum wird so einer  
der Megastar dieser Zeit?
- 56 **Im Nachthemd von Bord**  
Wie starb Filmstar Natalie Wood?
- 57 **Kultur und Propaganda**  
Max Frisch und die CIA
- 58 **Erotik des Uneindeutigen**  
Boom der Countertenöre an der Oper
- 62 **Handys sind das neue Heroin**  
Forscher schlagen Alarm
- 64 **Olympia: Sapporo 1972**  
«Die Euphorie war riesig»

## Rubriken

- 9 **Im Auge** Jorge Antonio Ricardo, Jockey
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Naomi Parker Fraley
- 66 **Die Bibel** Ewig entzückende Erotik
- 66 **Kino** «The Shape of Water»
- 67 **Knorrs Liste**
- 67 **Jazz** Hans Kennel
- 69 **Fragen Sie Dr. M.**
- 70 **Thiel** Industrie 4.0
- 70 **Namen** Die schönsten Dinge
- 70 **Fast verliebt** Doch nicht so geil
- 71 **Unten durch** Meine Schwestern (2)
- 72 **Wein** Beschwingte Schwergewichte
- 72 **Salz & Pfeffer** Neu in der Stadt
- 73 **Auto** Suzuki Swift
- 74 **Darf man das? / Leserbrief**

# Douro, die Mosel Portugals

## mit der MS Douro Spirit



**Es het solangs het Rabatt\* bis Fr. 1000.-**  
 \*Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs

### Porto–Barca d’Alva–Régua–Porto

**8 Tage ab Fr. 990.-** (Rabatt Fr. 1000.- abgezogen, 05.11., 2-Bettkabine Mitteldeck)

- UNESCO-Weltkulturerbe Douro-Tal
- Spektakuläres Weinanbaugebiet
- Alle Kabinen mit französischem Balkon

- 1. Tag Zürich–Porto–Bitetos** Individuelle Anreise. Flug nach Porto. Transfer, Einschiffung und um 17.00 Uhr «Leinen los!».
- 2. Tag Bitetos–Pinhão** Ausflug\* zu einem lokalen Weingut mit Mittagessen und Live-Unterhaltung. Ankunft in Pinhão am Nachmittag. Zeit für individuelle Erkundungen. Abendessen an Bord mit Folkloredarbietung als Abschluss des ereignisreichen Tages.
- 3. Tag Pinhão–Vega de Terrón** Fahrt bis zur spanischen Grenze. Ausflug\* zum historischen Dörfchen Castelo Rodrigo.
- 4. Tag Salamanca** Busfahrt\* ins spanische Salamanca mit Rundgang. Traditionelle, feurige Flamenco-Show am Mittag. Abends typisch portugiesisches Grillfest an Bord.
- 5. Tag Barca d’Alva–Pinhão–Régua** Fahrt nach Pinhão. Nachmittags Ausflug\* in die alte Bischofsstadt Lamego. Wiedereinschiffung in Régua. Abendessen an Bord.
- 6. Tag Régua–Vila Nova de Gaia** Ausflug\* nach Vila Real mit Besuch des berühmten Schlosses Mateus mit seinem prachtvollen Garten. Abends traditionelle Fado-Show an Bord.
- 7. Tag Vila Nova de Gaia** Stadtrundfahrt\* in Porto. Portweinverkostung in einer Kellerei. Ausflug\* Guimarães mit mittelalterlichem Stadtkern und stolzer Burg. Abschieds-Abendessen.
- 8. Tag Vila Nova de Gaia–Porto–Zürich** Ausschiffung und Transfer zum Flughafen Porto. Rückflug nach Zürich mit TAP. Individuelle Heimreise.

#### MS Douro Spirit\*\*\*\*\*

by Thurgau Travel und Partner

Das moderne, komfortable, 2011 gebaute Schiff bietet Platz für 124 Gäste. Alle 65 Kabinen verfügen über französischen Balkon, kleinen Tisch und Stühle, Dusche/WC, Föhn, TV, Telefon, Safe und individuell regulierbare Klimaanlage. Die Kabinengrösse beträgt bei den 2-Bettkabinen sowie den 1-Bettkabinen Mitteldeck ca. 16 m<sup>2</sup>, 2-Bettkabinen Mitteldeck vorne ca. 15 m<sup>2</sup> und 1-Bettkabinen Mitteldeck vorne ca. 14 m<sup>2</sup>. Die Junior Suite auf dem Mitteldeck (ca. 20 m<sup>2</sup>) und die Suiten auf dem Oberdeck (ca. 24 m<sup>2</sup>) sind zusätzlich mit einer Badewanne ausgestattet. Bordausstattung: Restaurant, Panorama-Salon mit Bar/Tanzfläche, Spa, Fitnessraum, Réception und Boutique/Souvenirshop, teilweise überdachtes Sonnendeck mit kleinem Pool, Sitz- und Liegegelegenheiten. Lift zwischen Haupt- und Oberdeck. WLAN nach Verfügbarkeit (gegen Gebühr). **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

#### Verlängerungsprogramm Lissabon

**Pauschalpreis pro Person in Fr. DZ 540.-, EZ 710.-** inkl. 3 Übernachtungen im zentral gelegenen 4-Sterne-Hotel, alle Ausflüge, Deutsch sprechende Reiseleitung.  
*Weitere Details im Internet oder Flyer verlangen.*

2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck (ca. 16 m<sup>2</sup>) mit franz. Balkon



#### Abreisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt

19.03.* 700	04.06.** 200	30.07. 600	01.10.* 200
26.03.* 600	11.06.* 200	06.08. 600	08.10. 200
02.04.* 500	18.06.* 200	13.08. 500	15.10. 300
16.04.* 300	25.06. 200	20.08. 400	22.10. 400
30.04.* 200	02.07. 300	27.08. 300	29.10. 500
14.05.* 200	09.07. 400	03.09.* 200	05.11.* 1000
21.05.* 200	16.07. 500	10.09.** 200	
28.05.* 200	23.07. 500	24.09.* 200	

\* Nur noch wenige Kabinen verfügbar

° Verlängerungsprogramm Lissabon ausgebucht

#### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	1690
2-Bettkabine Mitteldeck vorne, franz. Balkon	1890
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	1990
1-Bettkabine Mitteldeck vorne, franz. Balkon	2490
1-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2590
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2690
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	1990
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2190
Suite Oberdeck, franz. Balkon	2990
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck*	890
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck*	1190
Ausflugspaket (6 Ausflüge)	240
Annulations- und Extrarückreiseversicherung	66
Flug mit TAP Air inkl. Transfers in Portugal, Taxen	
Basis G-Klasse (höhere Klasse gegen Zuschlag)	395
* Junior Suite und Suiten sind nicht zur Alleinbenutzung möglich	

Leistungen: Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Getränkepaket, ohne Flug. Weitere Details im Internet oder Flyer verlangen.

MS Douro Spirit\*\*\*\*\*



\* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | \*Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: douroazul

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Martina Hafen  
 Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel**  
 Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,  
 Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

## **Voranzeige: Weltwoche on the Road**



# **Steve Bannon in Zürich**

**Donald Trumps ehemaliger Chefstratege spricht über: seine Zeit im Weissen Haus. Die populistische Revolte und ihre Auswirkungen für die Schweiz, Europa und Amerika.**

*Erster öffentlicher Auftritt in Europa.*

Moderation: Roger Köppel, Chefredaktor und Verleger *Weltwoche*

Vortrag und Diskussion auf Englisch.

**Dienstag, 6. März 2018**

**Ort:** Zürich (genauere Informationen folgen nach Anmeldung)

**Türöffnung:** 18.30 Uhr

Limitierte Teilnehmerzahl.

### **Anmeldung:**

Dies ist eine Voranzeige. Noch können wir keine Ticket-Bestellungen entgegennehmen. Ab dem 20. Februar 2018 können Sie sich via [www.weltwoche.ch/bannon](http://www.weltwoche.ch/bannon) anmelden. Es können keine Anmeldungen per Telefon oder E-Mail berücksichtigt werden. Weitere Informationen finden Sie in der nächsten Ausgabe der *Weltwoche*.



# Der Lack ist ab

Von Christoph Mörgele — Im Stahlhagel der Kritik statt im Scheinwerferlicht des Erfolgs: Bundesrätin Doris Leuthards Abgang wird zum Finale ohne Happy End.



Fassadenpolitik: Doris Leuthard.

Manche Mitglieder der Landesregierung verhalten sich so, als würden sie vom Volk gewählt. Ihr Interesse gilt in erster Linie ihrem tadellosen Image und ihrer medialen Wirkung. Und dem umwerfenden Charisma ihrer Persönlichkeit. Es gab und gibt Bundesräte, die sich jeden Morgen zuerst einen Pressespiegel vorlegen lassen, um ihr öffentliches Ansehen zu genießen. Oder um sich über eine negative Berichterstattung aufzuregen.

## Alles lief rund

Eine typische Exponentin dieser Fassadenpolitik ist Bundesrätin Doris Leuthard. Sie hatte kaum je Widerstände zu überwinden. Sie stand kaum je im Stahlhagel von gerechter oder ungerechter Kritik. Alles lief ihr rund. Dass die von ihr präsierte CVP schweizweit Wähleranteile verlor, interessierte nicht. Obwohl ihre Aargauer CVP im Nationalrat von drei Sitzen zwei einbüsste, kratzte niemand am «Doris-Effekt». Die Journalisten lagen ihr zu Füssen. Die Christlichdemokraten schienen alternativlos.

Während von den andern Fraktionen bei Bundesratswahlen jeweils ein Doppel- oder Dreivorschlag erwartet wird, ging Doris Leuthard 2006 konkurrenzlos ins Ziel. Sie konnte es so locker nehmen, dass sie am Vorabend in fröhlicher Parlamentarierrunde ein

Fussballspiel in Deutschland besuchte. Sie erhielt das Volkswirtschaftsdepartement zugeteilt. Dieses ist unter marktwirtschaftlichen Verhältnissen eigentlich überflüssig. Nur mit den Bauern muss der jeweilige Landwirtschaftsminister gut auskommen. Dank besten Beziehungen zum Ex-Direktor des Bauernverbandes gelang Leuthard auch dies problemlos.

## Verlust der Bodenhaftung

Als die Bundesrätin das Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) führte, stand ihr mit Walter Thurnherr ein fähiger Generalsekretär zur Seite. Konsequenterweise setzte Leuthard an die Spitze der Regiebetriebe des Bundes Personen ihrer Wahl. Im Zweifelsfall Frauen. Obligatorisch: deren Zugehörigkeit zur römisch-katholischen politischen Mitte.

Während Doris Leuthard als hervorragende Kommunikatorin wichtige Abstimmungen gewann, lief ihr das Infrastrukturdepartement – von der Öffentlichkeit fast völlig unbemerkt – zunehmend aus dem Ruder. Nur vereinzelte Parlamentarier wunderten sich über erschütternde Lücken in ihren Dossierkenntnissen. Und über ihren nochchalanteren bis arroganten Umgang mit den Volks- und Standesvertretern. Dass Leuthard im letzten Jahr ihren Rücktritt bis 2019 ankündigte, war keine Sensation. Sondern vielmehr ein rechtzeitiger Bewerbungsaufforderung in Richtung Privatwirtschaft oder internationale Organisationen.

Als amtsältestes, erfahrenstes Mitglied des Bundesratsgremiums und angesichts der andauernden überhörenden Begleitmusik der Medien verlor Bundespräsidentin Doris Leuthard spätestens 2017 die Bodenhaftung. Sie riss das Europa-Dossier an sich und fuhr beim Besuch von EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker eine Hochrisikostategie. Ähnlich wie seinerzeit Hans-Rudolf Merz, der als Bundespräsident hinter dem Rücken seiner Kollegen nach Libyen reiste, um bei Diktator Gaddafi um Befreiung der Schweizer Geiseln zu ersuchen. Wie Merz ist auch Leuthard fulminant gescheitert.

Nun wachsen ihr die Probleme von Post, Swisscom, SBB, SRG und auch in Sachen Energie über den Kopf. In der Defensive offenbart die gefeierte Doris Mittelmass. Wäre sie früher nicht auf ein so hohes Podest gestellt worden, wäre ihr Fall jetzt weniger tief.

# 12 846 Siege



Jorge Antonio Ricardo, Jockey.

Mehr siegen geht nicht. Er siegt, statistisch gesehen, jeden Tag. «Es wird nur noch schlimmer mit ihm, je häufiger er gewinnt», sagt seine Frau. «Siege sind seine Droge.» Aber es geht hier nicht um Doping. Während in der koreanischen Eiseskälte die Jugend der Welt mit Wärmepflastern auf der Haut um die fünfzehn Minuten Berühmtheit kämpft, die gemäss Andy Warhol jedem Menschen zustehen, liess sich in der Sommerhitze des Hippodroms von San Isidro in Buenos Aires der brasilianische Jockey Jorge Antonio Ricardo, ein drahtiger, graumeliertes älterer Herr, schweissgebadet zu einem fabulösen Weltrekord tragen: 12 846 Siege im Pferdesattel. Damit liegt er auch weit vor dem heroischen antiken Wagenlenker Scopus, der nach 2048 Triumphen leider schon mit 27 Jahren im Circus Maximus zu Tode stürzte.

Auch der Caballero Ricardo, 57, aber kein bisschen rücktrittsverdächtig, galoppierte schon haarscharf an der Pforte zum Pferdehimmel vorbei. Seine Unfallakte registriert: Halswirbel, Oberkiefer, Arm, Schulterblatt, Schultergelenk, Ellenbogen, Rippen sowie fast alle Finger gebrochen. Vor sechs Jahren erkrankte er an Lymphdrüsenkrebs. Nach neun Monaten ritt er wieder. Ricardo stammt aus einer Reiterfamilie und sattelte seinen ersten Sieger als 15-jähriger Lehrling. Wie damals wiegt er 48 bis 49 Kilo. In seiner erfolgreichsten Saison gewann er 477 Mal. Sein bester Gaul hiess bezeichnenderweise «Much Better». Insgesamt, schätzt er, jagte er 70 000 Mal aus der Startmaschine und hat fast mehr Zeit auf dem Pferderücken verbracht als im Bett. Kein Wunder, er muss täglich um fünf Uhr aus den Federn, denn Pferde wollen schon frühmorgens bewegt werden. Seine Frau Renata und seine drei Kinder sieht er nur flüchtig, er pendelt ständig zwischen den Ställen und Gelläufen in Rio und Buenos Aires. Ein Leben lang duellierte er sich mit dem inzwischen pensionierten kanadischen Jockey Russell Baze, dem er den Weltrekord endgültig entriss. Begegnungen sind sie sich nur selten, etwa 2008 in Ascot, als beide leer ausgingen. Peter Hartmann

## Bella figura

Bundespräsident  
Alain Berset ist gut in sein  
Amtsjahr gestartet.

Letztes Jahr hat Doris Leuthard im Gesamtbundesrat ein aussenpolitisches Durcheinander angerichtet. Dies wird 2018 zur grossen Chance für Alain Berset, wieder etwas Disziplin und Systematik ins Gremium zu bringen. Am Weltwirtschaftsgipfel in Davos packte der Sozialdemokrat die Gelegenheit anlässlich eines Empfangs des amerikanischen Präsidenten Donald Trump. Er erlag nicht wie weiland Genossin Dreifuss beim chinesischen Staatschef der Versuchung, dem Gast so richtig die Leviten zu lesen – um bei der eigenen Partei zu punkten. Berset wusste im Gegenteil um das Privileg, im Namen der Schweiz fünfzig Minuten lang mit dem mächtigsten Mann der Welt zu diskutieren. Und er machte dabei für unser Land *bella figura*.

Ob der jeweilige Bundespräsident wirklich an jede Olympiaeröffnung reisen muss, bleibt zwar fraglich. Die dreitägige Station, die Alain Berset zuvor in Bangladesch eingeschaltet hat, scheint aber vertretbar. Denn es handelt sich um den ersten Schweizer Staatsbesuch, seit das Land 1971 seine Unabhängigkeit errungen hat. In dieser ausserordentlich armen Region konnte Berset wieder vorab seine eigene Klientele befriedigen – nämlich mit gutmenschlicher Entwicklungspolitik. Aber selbst SVP-Exponenten lobten die versprochene Hilfe zugunsten der riesigen Camps für Flüchtlinge aus Myanmar. Dass hierzulande angesichts notleidender AHV-Kassen dennoch nicht alle die zwölf versprochenen Millionen goutieren, gehört zur demokratischen Meinungsvielfalt.

Sicher ist diese Hilfe für die Bewältigung der Migrationskrise vor Ort weit zweckmässiger als die klassische Entwicklungshilfe, wie sie der Westen seit langem in Bangladesch betreibt. Überraschenderweise wurde eine entwicklungspolitisch engagierte SPD-Frau 1985 zur härtesten Kritikerin. In ihrem Buch «Tödliche Hilfe» rechnete die Bundestagsabgeordnete Brigitte Erler schonungslos ab mit der «beinahe kriminellen» Entwicklungshilfe, welche die Reichen noch reicher und die Armen noch ärmer mache. Am Beispiel von deutschen Wasserpumpen für Bangladesch zeigte Erler auf, wie diese den Grundwasserspiegel senkten und Zehntausende von Fischern und Bauern in Not stürzten, während sich reiche lokale Potentaten an die Pumpen setzten und das Wasser für teures Geld verkauften. Wenn Berset zumindest dieses verheerende entwicklungspolitische Pumpwerk nicht fortsetzt, hat Bundesbern für Bangladesch schon einiges geleistet. *Christoph Mörgeli*

## «Für alle Zeiten erledigt»

Von *Nicholas Farrell* — Zwei Gewaltverbrechen wühlen Italien auf. Das Land stehe kurz davor, in den Faschismus abzustürzen, berichten die Medien. Davon kann keine Rede sein.

Die italienischen Linken und ihre Medien sind nach den Schüssen eines Faschisten auf sechs Migranten in Macerata, der Hauptstadt der Provinz Marken, die von Reiseveranstaltern als die neue Toskana angepriesen wird, mal wieder in Hysterie ausgebrochen. Im Fernsehen und in den sozialen Netzwerken, in Zeitungen und bei öffentlichen Kundgebungen wird behauptet, dass das Land kurz davorstehe, dem Faschismus anheimzufallen. Davon kann keine Rede sein.

Am 4. März finden in Italien wichtige Wahlen statt. Die Italiener werden versuchen, den ersten gewählten Ministerpräsidenten seit Silvio Berlusconi Rücktritt 2011 ins Amt zu bringen. Laut zwei Gastbeiträgen, die kürzlich im *Guardian* erschienen, dem Leib- und Magenblatt britischer Linksliberaler, ist «der Faschismus in Italien wieder zurück», und «Italien wird in die Arme der Faschisten getrieben». Beide Artikel, aus der Feder prominenter linker italienischer Journalisten, liefern nicht den Hauch eines Beweises, der diese apokalyptischen Überschriften rechtfertigen würde. Was nicht verwunderlich ist, denn es gibt keine Beweise.

### «Antifaschisten» in der Geisterstadt

In beiden Artikeln wird nicht gefragt, weshalb Luca Traini, der bei seiner Grossmutter wohnte und in psychiatrischer Behandlung war, am 3. Februar im Zentrum von Macerata aus seinem schwarzen Alfa Romeo 147 heraus das Feuer auf sechs Afrikaner eröffnete. Ja, er hatte bei den Kommunalwahlen im letzten Jahr für die Lega Nord kandidiert, aber keine einzige Stimme bekommen. Die verwerfliche Tat Trainis ist in keiner Weise zu rechtfertigen.

Sie wirft jedoch ein Licht auf ein Problem, das weite Teile der Nation umtreibt. Traini ging es gemäss eigenem Bekunden um Rache. Er will ein Ende der Invasion von Migranten, die, als Flüchtlinge getarnt, via Libyen über das Meer nach Italien kommen (seit 2014 mehr als eine halbe Million). In diesem Punkt denken die meisten Italiener ähnlich. Ihre Abneigung gegen die Massenimmigration hat durch einen schrecklichen Mord an einer jungen Frau Auftrieb erhalten. Am 31. Januar wurde unweit von Macerata die zerstückelte Leiche der 18-jährigen Pamela Mastropietro gefunden, versteckt in zwei Rollkoffern am Strassenrand. Vier Nigerianer, die in Untersuchungshaft sitzen, werden beschuldigt, den brutalen Mord verübt zu haben.

Sobald irgendwo in Europa ein islamistischer Anschlag stattfindet oder Migranten ein Ver-

brechen verüben, stürzen sich die Medien auf die «faschistische», «rassistische», «fremdenfeindliche» Reaktion der Bevölkerung. So auch in Italien, wo letzten Samstag landesweit «antifaschistische» Demonstrationen stattfanden. Aber nach der brutalen Ermordung von Pamela hat niemand protestiert. Wie auch. Nur Faschisten würden aus Solidarität mit einem, mutmasslich von Migranten ermordeten Mädchen auf die Strasse gehen, nicht wahr?

Der Bürgermeister von Macerata hatte versucht, die «antifaschistische» Demonstration zu verhindern. Nicht, weil er ein Faschist ist (tatsächlich ist er ein Linker), sondern weil er wusste, dass ein solcher Aufmarsch eine Beleidigung für Pamela darstellen würde, denn es sollte nicht um sie gehen. Die Leute von Macerata nahmen an der Kundgebung nicht teil. Sie blieben zu Hause und schlossen ihre Geschäfte. Die «Antifaschisten» zogen durch eine Geisterstadt.

Laut einer Umfrage im Mailänder *Il Giorno* bezeichnen sich nur 3 Prozent der Italiener als Faschisten und 7 Prozent als Rassisten. Faschistische Parteien haben kaum Rückhalt, stellen keine Abgeordneten und keine Senatoren. Casapound, die wichtigste, kommt auf gerade mal 2 Prozent. Innenminister Marco Minniti, ein Linker, erklärte denn auch: «In Italien ist der Faschismus für alle Zeiten erledigt.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Beleidigung für das Opfer: Protest in Macerata.

# Richter belohnen Querulanten

Von Philipp Gut — Das Kantonsgericht Graubünden schlägt sich überraschend auf die Seite eines illegal anwesenden Ägypters, der seit Jahren aus dem Untergrund auf Staatskosten diverse Prozesse führt.



Justizfarce aus dem Untergrund: Mohamed A.

Wer stoppt diesen Mann? Das ist eine Frage, die sich im Kanton Graubünden viele stellen – nur nicht jene, die dafür verantwortlich sind. Mohamed A., Jahrgang 1979, ägyptischer Staatsbürger, lebt seit mehr als sieben Jahren illegal in der Schweiz, seiner Ausschaffung hat er sich trickreich widersetzt. Illegale gibt es viele, doch dieser Fall ist besonders stossend, weil er einen Aspekt des Schweizer Justizsystems in seltener Klarheit ad absurdum führt. Mohamed A. ist nicht nur illegal hier, ebenso lange prozessiert er aus dem Untergrund gegen den Staat, gemäss dem er gar nicht hier sein dürfte. In insgesamt drei verschiedenen Verfahren, die alle bis vor Bundesgericht führten oder führen, beschäftigt er die Justiz – als ein Phantom, das allerdings sehr reale Folgen verursacht. Die Kosten der endlosen Prozesse – Insider sprechen von weit mehr als einer Million Franken – zahlen die Steuerzahler von Bund und Kanton Graubünden.

Die *Weltwoche* hat den Fall vor bald vier Jahren aufgedeckt («Ein Ägypter narrt die Schweiz», Nr. 14/14, «Illegal auf Staatskosten», Nr. 3/15). Inzwischen ist er nicht etwa abgeschlossen, im Gegenteil, er wächst sich zu einer immer groteskeren Justizfarce aus. Für den jüngsten Akt zeichnet das Kantonsgericht Graubünden, I. Zivilkammer, verantwortlich. In einem am 15. Dezember 2017 publizierten, 59 Seiten umfassenden Urteil gab das Gericht einer Berufung

von Mohamed A. teilweise recht. Konkret geht es darum, dass der Ägypter, der laut Beiständen nie ein echtes Interesse an seinem Kind zeigte, während zweier Tage pro Monat seinen Sohn (Jahrgang 2010) besuchen darf. Dieser stammt aus der kurzen Ehe von Mohamed A. mit der Schweizerin Petra Caduff (Name geändert).

## Drohungen gegen Sohn und Ex-Frau

Mohamed A. weigert sich seit Jahren konsequent, seinen Pass vorzuzeigen, weil er fürchtet, doch noch ausgeschafft zu werden. Das Kantonsgericht schreibt nun aber in seinem Entscheid von Mitte Dezember, die Weigerung des Ägypters, seine Identitätspapiere beizubringen, erscheine «verständlich». Es stützt den Illegalen also darin, sein Katz-und-Maus-Spiel mit den Behörden weiterzutreiben, und belohnt ihn erst noch mit dem Besuchsrecht.

Die Vorinstanz, das Bezirksgericht Prättigau/Davos, hatte ihm dieses zunächst abgesprochen und dann verlangt, dass er für die Dauer des Besuchs den Pass abgebe. Denn Mohamed A. war sehr rabiät geworden und hatte seine Ex-Frau mehrfach bedroht. Zudem hatte er angekündigt, den Sohn nach Ägypten zu entführen. Das Bezirksgericht verbot ihm deshalb, «sich der Ehefrau und dem Sohn näher als 500 m anzunähern oder sich in einem Umkreis von 500 m vom Wohnort der Ehefrau und des Sohnes auf-

zuhalten». Zudem untersagte es ihm, die Ehefrau im Internet zu belästigen und persönliche Daten von ihr preiszugeben.

Sonderbar am jüngsten Entscheid des Kantonsgerichts ist nicht bloss, dass es den Ägypter für seine Frechheit belohnt. Das Verständnis, das das Gericht für sein Verhalten äussert, steht auch im Widerspruch zur Vorinstanz – und zum Kantonsgericht selber. Dasselbe Gericht, das jetzt davon absieht, dass Mohamed A. seinen Pass deponieren muss, hatte dies früher zur Auflage gemacht. Wörtlich schrieb das Kantonsgericht in einem am 12. März 2014 publizierten Urteil, Seite 24, Rubrik k: «Wie bis anhin, ist Mohamed A. verpflichtet, während der Ausübung des Besuchsrechts seinen Reisepass der zuständigen Aufsichtsperson auszuhändigen.»

Man staunt noch mehr, wenn man auf die Richter schaut, welche die beiden sich widersprechenden Urteile gefällt haben. Das Gremium ist weitgehend identisch. Beide Male führte Ursula Michael Dürst (FDP) den Vorsitz, die Vizepräsidentin des Kantonsgerichts. Ebenfalls an beiden Entscheiden beteiligt war Norbert Brunner (CVP), der Gerichtspräsident – der Spruchkörper war also hochkarätig besetzt. Nur der dritte Richter war beim zweiten Urteil ein anderer.

Weshalb die höchsten kantonalen Richter das Versteckspiel von Mohamed A. nun plötzlich mitmachen, wollten sie auf Anfrage der *Weltwoche* nicht verraten. Zu einer Kommentierung der Entscheide sehe sie «derzeit keinen Anlass», schreibt Ursula Michael Dürst. Über die Kehrtwende kann nur spekuliert werden. Sind die Richter vom ausufernden Fall überfordert? Ist es Hilflosigkeit? Oder fürchten sie sich am Ende gar vor dem armen Teufel, der für seine renitente Gewaltbereitschaft berüchtigt ist, nichts zu verlieren hat, bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag gratis und franko weiterprozessieren kann?

Die Vorzugsbehandlung eines illegal anwesenden Ausländers entspricht sicher nicht dem Willen des Gesetzgebers. Auch bei der Fremdenpolizei, welche für die vor Jahren verfügte Ausschaffung des Mannes zuständig ist, reibt man sich ob dem jüngsten Richterspruch die Augen. Wie ist so etwas überhaupt möglich?

Anwalt von Mohamed A. ist das umtriebige SP-Mitglied Hans-Martin Allemann, der Sohn eines ehemaligen Präsidenten der Bündner Kantonalbank. Auch der verstorbene grüne Nationalrat Daniel Vischer hat Mohamed A. schon vertreten. Doch den linken Anwälten kann man die Verantwortung nur bedingt zuschieben. Entscheidend sind die Richter. Die Rechtsordnung basiert auf vernünftiger Rechtsanwendung. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg stellt das Familienrecht oft über alles – mit teils abstrusen Ergebnissen. Gefragt sind also Richter, die mit Augenmass und Realitätssinn ausgestattet sind und es wagen, Rechtsexzessen wie im Fall Mohamed A. mutig entgegenzutreten. ○

# Sex als Waffe

Von Claudia Schumacher — Die amerikanische Sex-Bloggerin Karley Sciortino will Frauen im Bett von ihrer Opferrolle befreien. Dazu müssten sie zunächst einmal Schlampen werden.

So ein Intellekt, der steht einer Frau: Man kann sich plötzlich so viel erlauben. Im Fall von Karley Sciortino reicht der Freigeist so weit, dass sie problemlos in aller Öffentlichkeit sagen kann, dass sie lesbische Pornos heiss finde, dass sie das eine Mal schwierig fand, als sie sich von ihrem Freund fesseln liess und ihm dabei zusah, wie er mit ihrer besten Freundin schlief, dass sie selbst übrigens eine ziemliche Schlampe sei, die mit unzähligen Männern und Frauen Sex hatte, auf jede erdenkliche Weise, dass sie sich über das Kompliment freue, bei Blowjobs ihren Würgereflex kontrollieren zu können, und dass sie viel gelernt habe, als sie zeitweilig als erste Dildo-Assistentin an einem Porno-Set arbeitete. Auch die Zeit als Domina sei interessant gewesen. Und das alles kann Sciortino sagen oder schreiben, und man folgt ihr dabei und kommt kaum um den Gedanken herum, dass diese Frau nicht nur lustig und klug ist, sondern auch Format und Klasse hat – also gar nicht so recht wie eine Schlampe wirken will. Was wiederum die Frage aufwirft, was das sein könnte, eine Schlampe, im Jahr 2018.

## Nach dem Ende der Scham

Sciortino, Liebling der New Yorker Pop-Intellektuellenszene, hat gerade ein Buch veröffentlicht: «Slutever: Dispatches from a Sexually Autonomous Woman in a Post-Shame World», was so viel heisst wie: Botschaften einer sexuell autonomen Frau in einer Welt nach dem Ende der Scham. «Slutever», Sciortinos Wortschöpfung, setzt sich aus den Wörtern «slut» und «whatever» zusammen, übersetzt: «Schlampe» und «was auch immer».

Die 33-Jährige schreibt in ihrem Blog «Slutever» seit zwölf Jahren über ihre sexuellen Abenteuer und die ihrer Freunde und erregte damit zunehmend Aufmerksamkeit. Die Online-Plattform *Vice* gab ihr eine Web-Serie zu Themen wie dem weiblichen Orgasmus oder Polyamorie. Und dann kam die *Vogue* und gab ihr eine Online-Kolumne, «Breathless», in der sie seither monatlich über Sex und Beziehungen schreibt. Sciortino ist also eine Art reale Carrie Bradshaw, eine Carrie im Porno-Zeitalter. Oder eine Samantha – der Vergleich gefällt ihr selbst, war Samantha in «Sex and the City» doch die einzige Figur, die eine richtige Schlampe war.

Wenn man jetzt denkt: «Klar, *sex sells*», und dann sieht diese Autorin auch noch gut aus, stimmt das sicher, aber gerecht wird man

Sciortino damit noch nicht. Viele bloggen über Sex – kaum eine tut es so ehrlich, offensiv und gewitzt wie Sciortino, die sich als Pionierin mit einer Mission versteht. Sie will Frauen im Bett aus der Opferrolle holen. Als Weg zu einer selbstbestimmten, aktiven Sexualität schlägt sie den Weg des «fröhlichen Schlampentums» vor. Dazu aber müsse der Begriff «Schlampe» zunächst einmal ins Positive überführt werden.

««Schlampe» ist ein abwertender Ausdruck für eine Frau, die viele Sexualpartner hat», schreibt Sciortino in ihrem Manifest «Slutting Towards Bethlehem», in dem es ihr darum geht, «Schlampe» zu einem Kampfbegriff für die Frauenbefreiung umzudeuten. «Das Wort ist in den letzten Jahren ein wenig ausser Kontrolle geraten», fährt sie fort. «Heutzutage wird es als Schublade verwendet, in die jede Frau gesteckt wird, die offen sexuell ist.» Bereits Jungfrauen im Teenageralter würden als Schlampen bezeichnet, wenn sie mit Jungs herumschäkerten. Da man als Frau dem Schimpfwort sowieso kaum entkommen könne, lohne sich eine Umwertung, die dem Wort seine verletzende Kraft nehmen könne.

Sciortinos Definition von «Schlampe» klingt deshalb so: «Für mich ist eine Schlampe eine Person, die zentrale Erfahrungen durch Sex macht. Eine Schlampe zu sein, heisst dabei nicht notwendigerweise, eine grosse Zahl von Menschen auf dem Gewissen zu haben; es geht darum, sexuell aktiv zu sein. Eine Schlampe ist jemand, der kein moralisches Hindernis zwischen sich selbst und sein sexuelles Verlangen stellt. Eine Schlampe ist eine Frau, die Sex hat, mit wem sie will, wie sie will, und das ohne Scham. Schlampen sind speziell. Schlampen sind radikal.» Und Sciortino wäre nicht Sciortino, wenn sie dem Ernst nicht auch den Witz zur Seite stellte: «Schlampen sind auch gut im Zeitmanagement, weil wir eine Vielzahl von Schwänzen in Rotation bedienen können, dazu unsere Jobs, unsere Blogs und unsere Schönheitsroutinen.» Wie wird man so?

Sciortino wuchs in einer konservativen, katholischen Familie auf, was sie selbst «so vorhersehbar» findet, dass es ans Klischee grenze: «Ja, ich bin ein versautes katholisches Mädchen.» Als Katholikin aufzuwachsen, habe sie zur Schlampe gemacht. «Und jeden Sonntag in der Kirche zu verbringen, wo ich mir die Glasmalereien des Passionswegs reinzog, der ja, seien wir ehrlich, total sadomasochistisch ist, führte dazu, dass ich eine Domina

wurde.» Ausserdem verdanke sie es dem Hure/Heilige-Komplex, dass sie in die Sexarbeit ging. «Es passt einfach alles so nett zusammen», meint Sciortino gewohnt ironisch, um dann wieder ernst anzufügen: «Heute geniesse ich das Wissen, dass zwei meiner sexuell radikalen Heldinnen – keine anderen als die Pop-Ikone Madonna und die kontroverse Pro-Sex-Feministin Camille Paglia – ebenso wie ich in gläubig-katholischen, italoamerikanischen Familien aufwuchsen.» Eine wegbereitende Herkunft sei das. Sciortino zitiert Camille Paglia aus einem Essay über Madonna von 1990: «Madonnas Provokationen waren glühend sexuell, da sie über den scharfen Sinn für Übertretungen verfügte, der gute katholische Mädchen auszeichnet. Subversion braucht Grenzen, die verletzt werden können.»

Bei Sciortino selbst sei das Religiöse im kleinstädtischen Elternhaus in Upstate New York mit einer Mutter, die beständig und laut zu Jesus sprach, allgegenwärtig gewesen. Ein Grund für Selbstmitleid oder den Versuch, ihr aus dem Katholizismus schöpfendes Schlampentum zu bekämpfen? Nicht für Sciortino, die ihre hochpromiskuitive, urbane Sexualität als selbstbestimmt wahrnimmt – und geniesst. Gerne zitiert sie in diesem Zusammenhang den Underground-Regisseur John Waters: «Ich danke Gott, dass ich katholisch erzogen wurde, denn ich werde immer dreckigen Sex haben.»

Ihre Mutter allerdings habe das sexuelle Treiben ihrer Tochter nicht immer ganz so positiv bewertet. Als Sciortino mit sechzehn Jahren dabei erwischt wurde, wie sie mit einem 29-jährigen Apfelbauern Sex hatte, hätten ihre Eltern sie zu einer katholischen Therapeutin geschickt. Diese habe ihr Sexualverhalten problematisiert und sei zu dem Schluss gekommen, dass die blutjunge Sciortino «Sex als Waffe» gegen ihre Familie und sich selbst anwende. «Ich fand das Konzept von «Sex als Waffe» recht cool. Es klang nach sexueller Superheldin oder so», scherzt Sciortino. «Als hätte meine Vagina ein Maschinengewehr. Könnte schlimmer sein, dachte ich.»

## Nur für Erleuchtete

Mit Blick auf die heute erwachsene Tochter hege die Mutter immer noch Ängste, vor allem treibe sie die Frage um, ob eine bekennende Schlampe einen Mann finden könne, der es ernst mit ihr meine. «Ich muss zugeben, dass es eine Zeit gab, in der ich dachte, meine Mut-



«Ich danke Gott, dass ich katholisch erzogen wurde»: Karley Sciortino, 33.

ter könnte in diesem Punkt recht behalten», so Sciortino. «Aber die Wahrheit ist: Wenn jemand nicht mit mir ausgehen will, weil ich eine Schlampe bin, dann ist er definitiv auch nicht der richtige Mann für mich.» Man müsse das ja eher so sehen: «Die Offenheit für die eigene Sexualität ist ein Filter, der nur die Erleuchteten durchlässt. Ausserdem gibt es genug Typen, die sexuell und geistig offen genug sind, um all die Schlampen zu befriedigen, die momentan den Planeten bevölkern.» Und wenn das so doch nicht stimme, könne sie als «sexuell flexible Millennial» immer noch Lesbe werden.

### Ungesunder Zerbrechlichkeitskult

Bei der Umdeutung des Begriffs Schlampe endet Sciortinos aufklärerische Mission aber nicht, denn sie beobachtet beunruhigt, dass die Emanzipation vor dem Bett haltgemacht habe – in ihren Worten: «Schlampe oder Nichtschlampe? Das ist die Frage der modernen Feministin.» Während heute zwar viele Frauen dezidiert dagegen seien, dass Frauen als Schlampen beschimpft werden, gebe es dennoch wenige Frauen, die sich offen dazu bekennen, eine Schlampe zu sein. Was auch damit zusammenhänge, dass man um die weibliche Sexualität herum einen Kult der «Fragilität» geschaffen habe, den Sciortino als ungesund empfindet.

«Es ist kein Geheimnis, dass weibliche Sexualität lange Zeit kontrolliert und überwacht wurde», schreibt Sciortino in ihrem Buch. «Aber heute haben wir ein Klima geschaffen, in dem (vermeintlich räuberische) männliche Sexualität kontrolliert und überwacht werden muss, während (vermeintlich passive) weibliche Sexualität geschützt werden muss – was auf mich beides gleichermaßen tragisch wirkt.» Dem Märchen vom weiblichen Opfer liege dabei die bekannte, unglückliche Prämisse zugrunde, dass Männer beim Sex «etwas bekommen», während Frauen «etwas aufgeben». Dies sei «überholt, beleidigend und psychologisch zerstörerisch für Frauen, denn es führt die jungen dazu, zu glauben, dass bereits eine einzige, nicht so ideale sexuelle Erfahrung bedeutet, dass sie einen Teil von sich selbst verloren hätten». Dabei sei es beim Sex wie in jedem anderen Lebensbereich: Um zu lernen und zu wachsen, dürfe auch etwas riskiert werden. Und man müsse eben lernen, auch einmal nein zu sagen.

Wie das eine Mal, als sie sich fesseln liess und ihrem Freund dabei zusah, wie er mit ihrer besten Freundin schlief. Das sei keine gute Erfahrung gewesen. «Aber der Punkt ist, dass es im Leben schlimmere Dinge als schlechten Sex gibt», findet Sciortino. «Etwa einen Kater.»

Karley Sciortino: Slutever. Dispatches From a Sexually Autonomous Woman in a Post-Shame World. Grand Central Publishing. 224 S., Fr. 16.90

## Personenkontrolle

**Koradi, Hürzeler, Keller, Baeriswyl, Cassis, Balzaretto, Gétaz, Pitteloud, Mauch, Nielsen, Sommaruga, Schnegg, Glättli, Binswanger, Heimgartner, Niederberger, Peter, Zimmermann, Gasser, Oggier, Laederach, Schneider-Ammann, Riklin**

Pascal Koradi, Finanzjongleur, gerät in Schwierigkeiten. Der CEO der Aargauer Kantonalbank (AKB) war Finanzchef bei der Post in der Zeit, als die mutmasslichen Subventionsbetrügereien bei den Postautos liefen, und soll laut Medienberichten davon gewusst haben. Besonders brisant an der Sache: Der Kanton Aargau gehört zu den grössten Geschädigten der Machenschaften. Und er ist zu 100 Prozent Eigentümer der Kantonalbank. Deren Chef Koradi könnte also zumindest indirekt für den dem Kanton Aargau entstandenen Schaden verantwortlich sein. Und was sagt die Aargauer Regierung dazu? Das wollte die *Weltwoche* von Landammann Alex Hürzeler (SVP) in Erfahrung bringen. Hürzeler liess durch einen Sprecher ausrichten, dass die Regierung nichts unternehmen wolle. «Die Vorkommnisse bei der Schweizerischen Post/Postauto AG fallen, was den Direktionspräsidenten der Aargauischen Kantonalbank beziehungsweise dessen frühere berufliche Tätigkeit anbetreffen, nicht in den Zuständigkeitsbereich des Aargauer Regierungsrats», so die ausflüchtige Antwort auf die Frage, ob Koradi nach Ansicht der Regierung immer noch der Richtige für das Amt als AKB-CEO sei. Um wie viel Geld die Steuerzahler durch die Postauto-Schummeleien geschädigt worden sind, könne die Regierung noch nicht sagen. Ein wenig Bedenkzeit hat sie noch: Landammann Hürzeler's Parteikollege Martin Keller wird dazu in den nächsten Wochen einen Vorstoss im Kantonsparlament einreichen. (*gut*)

Pascale Baeriswyl, Absteigerin, kam im letzten Jahr doch noch zu einem Erfolgserlebnis. Die Staatssekretärin im Departement für auswärtige Angelegenheiten durfte für ihre Arbeit einen Bonus in Höhe von 10 000 Franken in Empfang nehmen. Weshalb der Bund diese Prämie an die Baslerin ausbezahlt hat, weiss man nicht so genau. Schliesslich hat ihr Bundesrat Ignazio Cassis (FDP) inzwischen mit dem Europa-Dossier das wichtigste Geschäft entzogen. Das EDA äusserte sich nicht zu Leistungsprämien, betont ein Sprecher. Aber auch andere EDA-Kader kamen zum Handkuss. Die Ambassadoren Roberto Balzaretto, Henri Gétaz und Jacques Pitteloud kassierten je 5000 Franken Bonus. (*hmo*)



Frauenversther: SVP-Politiker Schnegg.



«No Billag»-Chor: Jodlerin Niederberger.



Alarmstufe Grün: Nationalrat Glättli.

Corine Mauch, Wahlkämpferin, sitzt immer noch einigermaßen fest im Sattel. Das belegt ein Zeitungsinserat, in dem Zürichs Stadtpräsidentin von ziemlich vielen Leuten zur Wiederwahl empfohlen wird. Das ist insofern nicht selbstverständlich, als die Sozialdemokraten nach dem fluchtartigen Rücktritt von Claudia Nielsen niemanden gefunden haben, der den verwaisten vierten Stadtratssitz verteidigen will. Bei Durchsicht der präsidentialen Supporter-Liste springt allerdings ein Name ins Auge: Claudia Nielsen unterstützt Corine Mauch. Es macht den Anschein, als sei die schlingende SP auf jede Stimme angewiesen. (*rz*)

Simonetta Sommaruga, Diskriminierungsopfer, gibt Einblick in ihr Leben. Auch sie sei schon gegenüber einem männlichen Kollegen beim Lohn benachteiligt worden, erzählt sie im Interview mit der Frauenzeitschrift *Annabelle*. Nachdem sie das gemerkt habe, habe sie zwei Jahre gebraucht, um beim Chef mehr Lohn zu verlangen. Sich als Frau gegenüber Männern durchzusetzen, scheint der Justizministerin auch heute noch Probleme zu ma-



Verletzlich bleiben: SP-Bundesrätin Sommaruga.



Fest im Sattel: SP-Stadtpräsidentin Mauch.

chen, zumal wenn sie als Frau alleine ist. Bei der Begrüssung heisse es dann «Grüezi, Frau Sommaruga, meine Herren» – und schon sei klar, dass man nicht richtig dazugehöre. Doch trotz der vielen Widrigkeiten, mit denen eine Frau in ihrer Position zu kämpfen hat, will Sommaruga verletzlich bleiben «und meine Sensibilität bewahren». (*fön*)

Pierre Alain Schnegg, Frauenförderer, überrascht in einer Kategorie, in der man es vom Rechtsausleger in der Berner Kantonsregierung nicht erwartet hätte: Kein anderer Regierungsrat hat so viele Mitarbeiterinnen im obersten Kader wie der SVP-Vertreter. Acht der elf obersten Führungsangestellten in der Gesundheits- und Fürsorgedirektion seien Frauen, wie der Berner *Bund* etwas erstaunt feststellt, sechs davon in der Ära Schnegg befördert. Die gute Vertretung von Frauen bringe «unterschiedliche Sensibilisierungen ein», lobt Schnegg. Diese Verknüpfung von Frauen und Sensibilisierungen kommt bei linken Berner Politikerinnen indes gar nicht gut an: Es handle sich um ein archaisches Geschlechterbild. (*fön*)

**Balthasar Glättli**, Anti-Schnüffler, kämpfte 2016 an vorderster Front gegen die Revision des Nachrichtendienstgesetzes. Der grüne Zürcher Nationalrat warnte eindringlich, die Reform führe zur «Online-Generalüberwachung aller Schweizerinnen und Schweizer, auch ohne Anfangsverdacht». Die Schweizerinnen und Schweizer sahen es anders, sie winkten die Vorlage mit 65,5 Prozent durch. Das hindert den grünen Chefideologen nicht daran, weiterhin vor einer Explosion schnüffelstaatlicher Aktivitäten zu warnen. Wie ein Boulevardpolitiker poltert Glättli im *Blick*, der Geheimdienst sei des Teufels, denn: «Jeder Geheimdienst geht an die Grenze des rechtlich Möglichen – oder darüber hinaus.» Die Grünen würden nicht aufhören, die Intransparenz des Geheimdienstes zu kritisieren, kündigt Glättli an. Wer erklärt diesem sicherheitspolitischen Irrläufer, dass ein transparenter Geheimdienst genauso stumpfsinnig wäre wie eine grüne Volksinitiative pro Formel-1-Rennen in der Schweiz? (rz)

**Daniel Binswanger**, Propagandist, verwandelt das Zürcher Schauspielhaus in ein Bollwerk gegen die «No Billag»-Initiative. Selbst zum links-grünen Milieu gehörend, versammelt der Journalist am Freitag sechs «Initiativgegner aus Wirtschaft, Sport, Journalismus, Volkskultur, Kirche, Musik und Film» zu einem Podium über die Volksinitiative «No Billag». Initiativgegner Binswanger befragt die Initiativgegner **Ladina Heimgartner** (Stv. Generaldirektorin SRG/SSR), **Karin Niederberger** (Präsidentin Eidgenössischer Jodlerverband), **Niklaus Peter** (Pfarrer am Fraumünster Zürich), **Laura Zimmermann** (Co-Präsidentin Operation Libero), **Rolf Gasser** (Leiter der Geschäftsstelle Eidg. Schwingerverband) und den Pop-Musikanten **Luc Oggier**. Immerhin: Am Tag nach der Volksabstimmung vom 4. März wird im Schauspielhaus Kleists «Zerbrochener Krug» gegeben. (fsc)

**Anna Katharina Laederach**, Schwester von Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** (FDP), wohnt gemäss Finanzportal *InsideParadeplatz* an feudaler Altstadtlage an der Schipfe 39 zur Miete. Schipfe? Diese Adresse scheint verdächtig, seit die *Weltwoche* aufgedeckt hat, dass Nationalrätin **Kathy Riklin** (CVP) in Hausnummer 45 eine subventionierte Stadtwohnung belegt. Ähnlich liegen die Dinge bei Laederach. Sie zog an die Schipfe, als sie vor fünfzehn Jahren kurz Personalchefin bei der Stadt war. Heute verdient die selbständige Headhunterin 275 000 Franken im Jahr plus 1000 Franken Pauschalspesen pro Monat. Für die 2,5-Zimmer-Wohnung «an einmaliger Lage mitten im ruhigen Teil der Zürcher Altstadt mit Blick auf die Limmat» zahlt sie gemäss *Inside Paradeplatz* 1557 Franken. Ebenfalls pikant: Frau Laederach behauptet, sie habe die Wohnung mit Einverständnis der Stadt untervermietet. Wovon die städtische Liegenschaftsverwaltung aber nichts weiss. (fsc)

## Nachruf

**Naomi Parker Fraley** (1921–2018)

— Sie war eine Ikone der Populärkultur des vergangenen Jahrhunderts, ihr Bild mit dem Ausruf «We Can Do It!» prangte auf unzähligen T-Shirts, Kaffeetassen und Postern. Doch niemand kannte sie, und nicht einmal sie selbst wusste, dass das Bizeps-Mädchen in Arbeiterkluft und mit gepunktetem Kopftuch sie war. Erst vor knapp zwei Jahren wurde enthüllt, dass «Rosie the Riveter» (Rosie die Nieterin) im wahren Leben Naomi Parker Fraley war.



*Kraftvolles Modell:* Naomi Parker Fraley.

### Suche nach dem Vorbild

Als junge Frau gehörte sie zum Heer junger Frauen, die nach dem Kriegseintritt der USA in Rüstungsfabriken arbeiteten. Naomi war zwanzig, als sie ein Fotograf an einer Drehbank in einem Flottenstützpunkt ablichtete – in Overall und Kopftuch. Die Pumps waren zwar ein Stilbruch, aber wohl dem Arbeitsplatz im lässigen Kalifornien geschuldet.

Das Foto diente als Vorlage für ein Plakat, mit dem die Westinghouse Electric Corporation 1943 Frauen für den Dienst an der Heimatfront anwerben wollte. Doch nach nur zwei Wochen verschwand

das Plakat wieder in der Versenkung. Dort blieb es bis in die achtziger Jahre, als das Motiv auf diversen Utensilien auftauchte. Warum? Vielleicht benötigte das Nationalarchiv Geld und verkaufte deshalb die Lizenzen für Fotografien. Und vielleicht hatte

die Frauenbewegung genau auf ein solch kraftvolles Modell gewartet.

Mit dem Auftauchen der legendären Rosie begann auch die Suche nach dem leibhaftigen Vorbild. Jahrelang hielt sich die Überzeugung, eine Geraldine Hoff Doyle sei das Modell. Die Dame wollte sich selbst erkannt haben. Ein Akademiker war nicht überzeugt: Praktisch ohne einen einzigen Anhaltspunkt machte sich James Kimble von der Seton Hall University an die Recherche.

Nach fünf Jahren wurde er fündig. Anfang letzten Jahres veröffentlichte er den Beweis: ein Originalfoto mit der ursprünglichen Bildunterschrift. Bei so einem Erfolg ist es egal, dass der Text nach heutigen Massstäben schwer zensurgefährdet wäre: «Die hübsche Naomi Parker ist als Anblick so nett wie eine Lohntüte mit Überstunden am Wochenende.»

*Wolfgang Koydl*

«Länger leben ist gut,  
länger selbstbestimmt  
leben ist besser.»

**Thomas Buess**  
Group CFO  
zum längeren,  
selbstbestimmten  
Leben

# Der Bauernkrieg

Von Beat Gygi — Der Schweizer Bauernverband fährt scharfes Geschütz auf gegen den Bundesrat, der mehr Markt in der Landwirtschaft möchte. Sucht Präsident Markus Ritter Unterstützung im linken Lager?

Wohin treibt der Schweizer Bauernverband? Präsident Markus Ritter hat in den vergangenen Wochen mehrmals so deutlich Stellung gegen das Volkswirtschaftsdepartement und Bundesrat Johann Schneider-Ammann bezogen, dass unwillkürlich die Frage aufkommt, ob sich in der Landwirtschaftspolitik ein Stimmungswandel anbahnt. Bisher war man daran gewöhnt, dass Bundesverwaltung und Bauernverband in einer Art branchenbezogener Diplomatie Kompromisse suchten, wenn von der Politik oder von den Bauern her neue Wünsche oder Widerstände aufkamen. Jetzt hat Ritter gleich mehrmals öffentlich nein gesagt zu Gesprächen und Treffen mit Vertretern aus Verwaltung und Politik, vor allem auch direkt an die Adresse von Schneider-Ammann. Bildlich kann man sich das etwa so vorstellen, dass Ritter dem Bundesrat den Rücken zukehrt, sich zum Publikum wendet, die Arme vor der Brust verschränkt und laut ruft: «So nicht!»



## Kampfzone Fleischmarkt

Der jüngste Fall betrifft die Beziehung zu Südamerika. Der Bundesrat möchte den Handel mit den Staaten des Mercosur-Verbund Brasilien, Argentinien, Paraguay und Uruguay, die zusammen 260 Millionen Einwohner haben, durch ein Freihandelsabkommen erleichtern. Das würde sehr wahrscheinlich mehr Importe von landwirtschaftlichen Produkten in die Schweiz bedeuten. Schneider-Ammann will

## Pouletbrust kostet in der Schweiz viermal so viel wie in Deutschland, Schweinskoteletts das Dreifache.

das Projekt unbedingt vorantreiben, weil die EU kurz vor dem Abschluss eines solchen Vertrages mit Mercosur steht und die Exporteure der Schweizer Maschinen-, Chemie- und Pharmaindustrie für diesen Fall so rasch als möglich ähnliche Zollerleichterungen erhalten sollen. Um den Boden dafür zu ebnet, will Schneider-Ammann am 20. Februar einen Mercosur-Agrargipfel der beteiligten Interessengruppen durchführen und sodann Ende April mit einer Schweizer Delegation aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft eine Reise in diese Länder machen – und Ritter hat öffentlich angekündigt, er werde daran nicht teilnehmen. Eine

solche Reise könne sicher unterhaltsam sein, aber den Bauern gehe es um die Diskussion technischer Einzelheiten bei den Handelsregeln, dafür brauche es keine Exkursion.

Im Zusammenhang mit Südamerika heisst das etwa, über Einfuhrbedingungen für mehrere Fleischarten und über Zollreduktionen zu sprechen. Der Fleischmarkt ist ein ausserordentlich umstrittenes Gebiet, da werden inländische Tierbetriebe durch Importe aus Ländern mit viel niedrigeren Produktionskosten konkurrenziert. Wie die Grafik auf

S. 20 zeigt, liegt der Selbstversorgungsgrad der Schweiz besonders bei Kalb- und Schweinefleisch nah bei 100 Prozent. Rund ein Drittel des Endverkaufspreises landet in der Schweiz bei den Produzenten, der Rest in Verarbeitung und Vertrieb. Das billigere ausländische Fleisch wird durch die Zölle und andere Beschränkungen wie durch eine hohe Staumauer zurückgehalten. Der Zoll auf Rindsnierstücken beträgt 22 Franken pro Kilo. Pouletbrust kostet Konsumenten in der Schweiz viermal so viel wie in Deutschland, Schweinskoteletts etwa das Dreifache. Aber in der Schutzmauer an der Grenze gibt es ein paar Schleusen, die dosiert geöffnet werden. Das heisst, für bestimmte Mengen Fleisch gibt es Importkontingente, die mit niedrigen statt normal hohen Zöllen belastet sind – säuberlich aufgeteilt nach Fleischarten und oft auch nach Herkunftsländern.

## Neue Schleusen

Diese Spezialschleusen zum Importieren aus Billigländern ins Hochpreisland Schweiz sind bei Fleischhändlern sehr begehrt, und es ist das Bundesamt für Landwirtschaft (BLW), das über die Zuteilung der Kontingente befindet – auch mit Blick darauf, was der einheimische Markt aus seiner Sicht etwa verträgt. Den Grossteil erhalten meist die Schweizer Discounter und Industriebetriebe der Grossverteiler Bell und Micarna. Vielfach werden die Kontingente proportional zur erbrachten Inlandleistung, also mehr oder weniger zur eigenen Schlachtfähigkeit im Inland, vergeben. In anderen Fällen werden die Slots versteigert.

Im Gegensatz zum Bauernverband will sich die Schweizer Fleischbranche Gesprächen über ein Mercosur-Abkommen nicht verschliessen. Ihre Branchenorganisation, die Genossenschaft Proviande, umfasst die Produzenten, die Viehhändler, die Verarbeiter wie

auch den Detailhandel, also die ganze Wertschöpfungskette. Den einen wäre es recht, wenn für die Mercosur-Länder eine neue Schleuse in die Staumauer gebaut würde, die jährlich vielleicht mehrere tausend Tonnen zusätzliches Fleisch zu Sonderbedingungen in die Schweiz leiten würde. Den Bauern allerdings wäre dies ein Gräuel – genau wie jetzt in der EU, wo sich die europäischen Landwirte mit aller Kraft gegen ein Freihandelsabkommen EU-Mercosur stemmen, das die Erhöhung der zollfreien Importkontingente auf gegen 200 000 Tonnen Fleisch pro Jahr bedeuten kann.

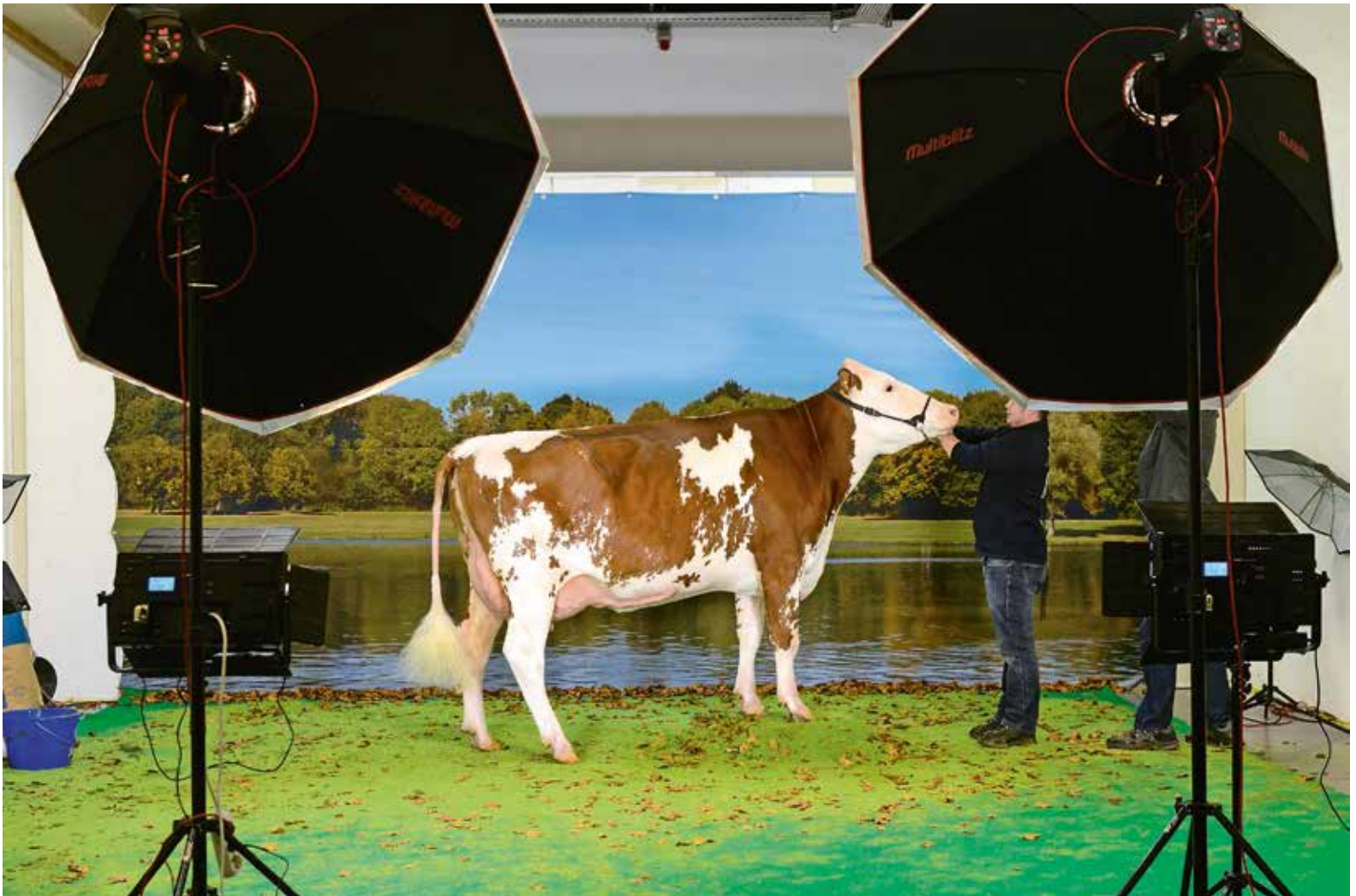
Wie Ritter mit dem Bauernverband seinen Widerstand in der Schweiz praktisch umsetzt, ist in der Landwirtschaft allerdings umstritten. Rudolf Joder, Präsident des Vereins für eine produzierende Landwirtschaft, hat ihm in einem offenen Brief kürzlich vorgeworfen, es sei nicht im Interesse der Landwirtschaft, wenn der Bauernverband den Gesprächen fernbleibe, man müsse dabei sein, um den anderen Parteien klarzumachen, dass ein weiterer Abbau des Schutzes an der Grenze für die Bauern existenzbedrohend sei. Andere kritisieren, dass es zur Zersplitterung des Wirtschaftszweigs führe, wenn die Organisationen der Fleisch-, der Milch- und der Getreidebranche an den Agrargipfel gingen, der Bauernverband aber nicht. Ritter hält dagegen, dass es wenig bringe, als einer von mehreren Dutzend Vertretern kurz zu Wort zu kommen.

«So nicht!», hat Ritter Anfang Februar auch mit Blick auf das Freihandelsabkommen gesagt, das die Schweiz mit Indonesien vereinbaren möchte. In diesem Fall hat der Bauern-



Den Boden ebnet: Johann Schneider-Ammann.





*Die bohrende Frage nach Kosten und Nutzen der Landwirtschaftspolitik.*

verband zusammen mit rund einem Dutzend Naturschutzorganisationen und Hilfswerken in einem offenen Brief an Schneider-Ammann gegen die Aufnahme von Palmöl in die Freihandelsregeln protestiert. Aus Respekt vor Menschenrechten und Natur, zur Förderung von Umwelt- und Klimaschutz sowie nachhaltiger Entwicklung dürfe Palmöl nicht in die Verhandlungen mit Indonesien, dem weltgrössten Produzenten und Exporteur dieses Produkts, einbezogen werden. Handelsab-

kommen seien nicht der richtige Ort, um Probleme wie Umweltverschmutzung, Abholzung, Artenreduktion, Landraub, Menschenrechtsverletzung et cetera zu lösen. Vorgeschlagene freiwillige Zertifizierungssysteme lehne man als zu schwach ab.

#### **Es geht ums Potenzial**

Am Schluss dieses Briefes der «schweizerischen Koalition zu Palmöl» kommt der Abschnitt, der vor allem dem Bauernverband inhaltlich nahesteht: In der Schweiz liefen Tausende von Bauernfamilien Gefahr, Teile ihres Einkommens zu verlieren, da ihre Betriebe Raps und Sonnenblumen produzierten und importiertes Palmöl diese einheimische Produktion konkurrenzieren würde. Der Bauernverband wendet bei anderer Gelegenheit ein, die Freihandelsabkommen mit Südamerika und Indonesien und später vielleicht Malaysia betreffen ohnehin ziemlich geringe Handelsvolumen, wenn man die Warenströme, bezogen auf die ganze Wirtschaft, anschaut. Die Schweizer Exporte in die Mercosur-Staaten machen gut 1 Prozent der gesamten hiesigen Ausfuhren aus, die Importe etwas weniger. Der Handel mit Indonesien ist noch geringer. Aber es geht dem Bundesrat, wie er darlegt, auch um das, was durch Freihandel möglich

werden könnte, um das Potenzial. Besonders schroff und laut ist Ritters «So nicht!» im Zusammenhang mit der sogenannten Gesamtschau auf die Agrarpolitik, die das Departement Schneider-Ammann erarbeitet hat und nächsten Sommer im Parlament zur Besprechung vorlegen möchte. Ritter will in der Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) – der CVP-Nationalrat ist Mitglied des Gremiums – im März beantragen, nicht auf diese Vorlage einzutreten. Das sei nicht eine Gesamtschau, meint er, sondern eine Infragestellung der wirtschaftlichen Grundlage der Schweizer Bauern.

#### **Drei Milliarden Franken pro Jahr**

Damit startet Ritter praktisch einen Grundsatzstreit. Der Bundesrat sieht den im November unter dem Titel «Gesamtschau zur mittelfristigen Weiterentwicklung der Agrarpolitik» vorgelegten Bericht als Diskussionsgrundlage zur Festlegung der bundesrätlichen agrarpolitischen Linie für die Zeit nach 2022, die Botschaft ist für 2019 vorgesehen. Es geht damit im Grunde um einen neuen Abschnitt in der Agrarpolitik, die in der Schweiz immer ungefähr in Vierjahresetappen vorangebracht worden ist. Der grosse Einschnitt war 1996, als das Volk in einer Verfassungsabstimmung mit einer Drei-



**Widerstand:** Bauernvertreter Rudolf Joder.

## Einfach geradeaus

Markus Ritter führt den Bauernverband straffer, als etwa Economiesuisse geleitet wird. Am heutigen Gesetzesrahmen will er festhalten.



«Blick in die nächste Geländekammer»: Verbandspräsident Ritter.

Eigentlich ist die Winterzeit im Leben eines Landwirts die ruhigere Phase im Jahr, aber für Markus Ritter sind die Verhältnisse anders. Seit 2012 ist er Präsident des Schweizer Bauernverbands, er ist fünfzig Jahre alt, Meisterbauer und Wirtschaftsingenieur aus dem sankt-gallischen Altstätten und seit 2011 für die CVP im Nationalrat. Er hat einen Biobetrieb mit knapp 29 Hektaren Fläche, grossenteils in der Hügelzone und Bergzone I, sowie mit gut 200 Hochstammbäumen, davon zwanzig Nussbäumen. Ritter selber kommt, wie er sagt, neben seinen Ämtern in Verband und Politik im Jahresdurchschnitt nur noch etwa zu 20 Prozent dazu, als Bauer tätig zu sein. Zu Hause vertritt ihn meist seine Frau, zudem sind zwei Arbeitskräfte angestellt. Nach seinen Worten ist im Winter sein Terminplan besonders dicht, weil in Politik und Branchenlobbying viele Termine anstehen.

Es war aber wohl kaum ein Terminproblem, das ihn kürzlich nein sagen liess zu einer Teilnahme am Treffen bei Bundesrat Johann Schneider-Ammann, der Besprechung eines Freihandelsabkommens mit den Mercosur-Staaten Brasilien, Argentinien, Uruguay und Paraguay. Man kann es eher so deuten: Es war sein Kompass, der bei ihm den Ausschlag zur Ablehnung gab. Der

Bundesrat möchte die Landwirtschaft in neue Freihandelsabkommen einbinden und dafür sorgen, dass vermehrt günstigere ausländische Nahrungsmittel in die Schweiz kommen können. Das würde den Schutz der Bauern vor Importkonkurrenz an der Grenze zu verringern – und das geht nach Ritters Meinung nicht.

### Auf dem Grat voran

Er ist ein Kampftyp. An der Generalversammlung 2012 des Bauernverbandes traten vier Kandidaten an, um Nachfolger des abtretenden Hansjörg Walther zu werden. Ritter setzte sich im vierten Wahlgang gegen den Berner SVP-Politiker Andreas Aebi durch und führt seither den Verband mit grosser Disziplin. An Versammlungen schwört er das Publikum leidenschaftlich auf die Mission ein, die Branche voranzubringen und nicht nachzulassen beim Kampf für die Anliegen der Landwirtschaft. Wenn andere am Wochenende ausschließen, schreibe man im Bauernverband bereits die x-te SMS-Botschaft des Tages. Er gibt viel mehr Leidenschaft ins Publikum, als man bei Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer das Gefühl hat.

Der Präsident des Schweizer Bauernverbandes muss im Grunde gut sein im Balancieren. Er führt seine Kundschaft, den Bauernstand, sozusagen auf einem Grat voran, der ein paar Dutzend Meter breit sein mag, aber dann doch so

scharf abfällt, dass man abstürzen kann, wenn man zu nah an den Rand gerät. Die Schweizer Landwirtschaft sucht seit Jahrzehnten den richtigen Weg zwischen Konsumentenbelastung und Steuerzahlerbelastung zu finden. Ohne Hilfe durch Staat wie auch Konsumenten würden viele Bauernbetriebe rascher verschwinden als heute.

Konsumenten zu belasten heisst, dass Lebensmittel in hiesigen Läden teurer sind als im Ausland. Den Steuerzahler zu belasten, hiess früher, den Landwirten Subventionen zu geben, und heute, dass die Bauern Direktzahlungen für das erhalten, was als gemeinwirtschaftliche Leistung zugunsten der Gesellschaft gilt, etwa Landschaftspflege. Zurzeit macht die Stützung der Landwirtschaft durch Direktzahlungen und andere Beiträge 3,4 Milliarden Franken pro Jahr aus, die Stützung durch den Schutz an der Grenze kostet insgesamt 3,5 Milliarden Franken. So gesehen, bewegen sich die Bauern heute ungefähr in der Mitte des Grates.

Ritter fühlt sich sicher auf seinem Weg, nachdem im vergangenen Herbst bei der landwirtschaftsfreundlichen Vorlage über Ernährungssicherheit über drei Viertel des Volkes ja gesagt hatten. Er wehrt sich deshalb gegen jüngste Versuche des Bundesrats, bei der Gratwanderung die Belastung der Konsumenten zu verringern, also den Grenzschutz zu senken und mehr Markt einzuführen. Der Bund habe ja noch gar keine Analyse der zurückliegenden Periode vorgelegt, also habe man keinerlei Anhaltspunkte für Änderungen, meint Ritter. Andere Bauernvertreter finden hingegen, dass es im eigenen Interesse der Landwirtschaft wäre, an mögliche Veränderungen der gesellschaftlichen Akzeptanz zu denken. Viele kritisieren, die Direktzahlungen seien heute oft zu wenig zielgenau und die Inlandproduktion sei immer noch so intensiv, dass Böden und Luft zu stark mit Stickstoff und anderem angereichert würden. «Ein Blick in die nächste Geländekammer wäre auch für den Bauernverband nicht schlecht», meint ein bürgerlicher Politiker.

Welche Parteien halten eigentlich am ehesten zu den Bauern? Ritter entgegnet, dass es ihm nicht um Parteien oder politische Linien, sondern um die Sache im jeweiligen Fall gehe. In der Klimavorlage war man für die subventionierte Energieproduktion. In der Regel seien ihnen aber die bürgerlichen Parteien inhaltlich nahe. Bezogen auf die Landwirtschaft findet er, neue Gesetze brächten meist neue Komplikationen mit sich, je mehr Regelungen, desto schlimmer. Deshalb sei es am besten, sich bis auf weiteres auf das Anpassen von Verordnungen zu beschränken. *Beat Gygi*

viertelmehrheit eine grundsätzliche Neuausrichtung der Agrarpolitik angenommen hatte. Seither werden die Absatzpreise der Bauern weniger stark gestützt, das heisst, der Schutz an der Grenze wurde verringert; dafür werden die Bauern für Landschaftspflege und Leistungen zugunsten der Allgemeinheit durch Direktzahlungen honoriert. Die Grafik (rechts auf dieser Seite) zeigt, wie diese heute die weitaus wichtigsten Stützungszahlungen darstellen. Pro Jahr summieren sie sich gegen drei Milliarden Franken, und eine Bauernfamilie erhält im Durchschnitt rund 53 000 Franken.

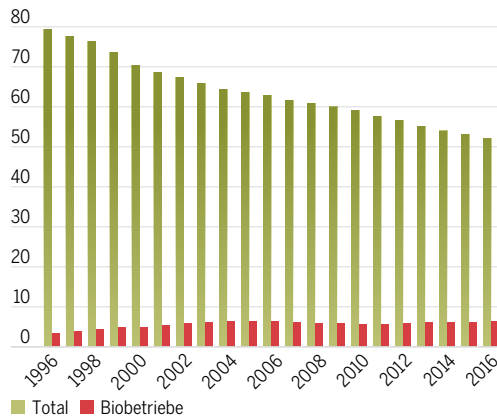
Der Gesetzgeber bewegte sich seither auf einer Art Treppe. 1999 wurde der Verfassungsartikel im Gesetzespaket Agrarpolitik (AP) 2002 umgesetzt, dann folgten 2004 die Weiterentwicklung AP 2007, im Jahr 2008 AP 2011, im Jahr 2013 wurde das Paket A 14–17 beschlossen, und im März 2017 legte das Parlament den Zahlungsrahmen für das Paket AP 18–21 fest. Das jüngste Paket unterscheidet sich nicht gross vom zweitjüngsten, im Grunde genommen ist also die Politik mit den Paketen AP 14–17 und AP 18–21 nun eher zu einem Achtjahresrhythmus übergegangen. Deshalb sind jetzt der Wirtschaftsminister und das Bundesamt für Landwirtschaft grossem Druck ausgesetzt, für die Zeit nach 2022 eine wirklich neue Stufe zu erklimmen. Der Druck dürfte umso stärker sein, als Schneider-Ammann nicht mehr so lange im Amt sein wird und der Direktor des Bundesamts für Landwirtschaft, der 2011 als ETH-Professor ins BLW gekommene Bernard Lehmann, 2019 ins Pensionsalter kommt.

### Gesprächsverweigerung

Es ist die Gesamtschau vom November 2017, mit welcher der Bundesrat die Agrarpolitik auf die nächste Stufe heben will, auf die Stufe AP 22+. Eine regelrechte Grundsatzdiskussion über die Weiterentwicklung der Agrarpolitik

### Ausscheidungsrennen

Anzahl Landwirtschaftsbetriebe in der Schweiz, in Tausend



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

### Pro Jahr verschwinden 9000 Betriebe.

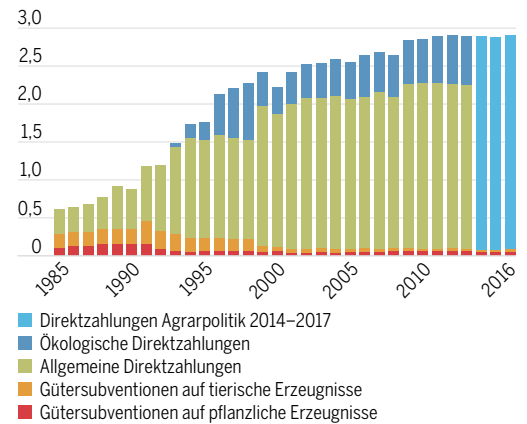
und deren Abstimmung mit der Handelspolitik will man anstossen und so das nächste Jahrzehnt vorsehen. Zu den zentralen Elementen zählt die Passage: «Es ist davon auszugehen, dass der Grenzschutz im Agrarbereich bei zukünftigen Handelsabkommen mehr unter

### Eine Bauernfamilie erhält im Durchschnitt rund 53 000 Franken Direktzahlungen.

Druck kommt. Der Bericht stellt deshalb auch agrarpolitische Optionen mit deutlich reduziertem Grenzschutz dar. Unser gemeinsames Ziel muss es sein, Jobs in der Industrie, im Dienstleistungssektor und in der Landwirtschaft zu sichern. Dazu ist auch von der Landwirtschaft der Wille zur Veränderung nötig.» Und in den Schlussbemerkungen steht: «Vor diesem Hintergrund wird der Bundesrat in der mittelfristigen Weiterentwicklung der

### Steigende Direktzahlungen

Bundesaussgaben für Landwirtschaft und Ernährung, in Milliarden Franken



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

### Immer mehr Geld aus der Staatskasse.

Agrarpolitik einen Grenzschutzabbau im Agrarbereich anstreben, der die Preisdifferenz zwischen dem In- und Ausland um 30 bis 50 Prozent reduziert.»

Für Ritter gilt so etwas als unannehmbar. Die produzierende Landwirtschaft sei auf die Erhaltung des Grenzschutzes angewiesen, das sei auch mit der Haltung der Welthandelsorganisation (WTO) verträglich. Eine Beschleunigung des Strukturwandels wäre ein Irrsinn, wenn man sich vorstelle, dass dann pro Jahr rund 1300 Landwirtschaftsbetriebe aufgeben würden statt der 900, die man bisher gewohnt gewesen sei. Rudolf Haudenschild, Chefredaktor der Branchenzeitung *Der Schweizer Bauer*, kommt zur Einschätzung, dass die Bauern heute wirtschaftlich schon so knapp kalkulieren müssten, dass viele Betriebe eine Öffnung der Grenzen und mehr Markt nicht überstehen würden.

Selbst wenn der Bundesratsvorschlag für den Bauernverband ein Schock ist – die öffentliche Ablehnung von Gesprächen mit dem



## Kleines Dorf - grosser Fang.





© swissinfo (BMT/2082)

Volg. Im Dorf daheim. In Dintikon zuhause.

**Fischzüchter Renato Gsell ist einer von mehr als 3000 lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte kultivieren. Seine Zander aus der Aquakultur-Beckenanlage im Dorf werden nachhaltig und medikamentenfrei gezüchtet und sind als frische Filets im Volg Dintikon (AG) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.**



brandinghouse



Unter grossem Druck: Bundesamtschef Lehmann.

Bundesrat wird seine Verhandlungsposition wohl kaum verbessern. Das ablehnende Signal wurde jedenfalls laut und deutlich ausgestrahlt, auch wenn Ritter daneben um ausführlichere Gespräche mit dem Departement bat.

### Viel Unterstützung an der Urne

Klar, Ritter kann sagen, der Bauernstand sei klein, aber mächtig. Die landwirtschaftliche Bevölkerung macht zwar nur gut vier Prozent der gesamten Einwohnerschaft der Schweiz aus und deren Betriebe erbringen lediglich 0,7 Prozent des gesamten Bruttoinlandprodukts, aber sie haben gut einen Drittel der Fläche der Schweiz unter ihrer Kontrolle. Die Landwirtschaftsflächen machen gut 23 Prozent, die Alpwirtschaftsflächen gut 12 Prozent der Oberfläche der Schweiz aus, da sind die Siedlungsflächen mit knapp 8 Prozent geradezu eine Nische.

Damit sind die Bauern doch eigentlich die Eigentümer und Unternehmer, die das Bild des Landes prägen. Dass sie im Parlament eine grosse Fan-Gemeinde und damit auch viele Parlamentarier aus anderen Berufsgruppen auf

### Der Bauernverband wird in der Bundesverwaltung bisweilen als «die Gewerkschaft» apostrophiert.

ihrer Seite haben, passt ins Bild. Und es spricht auch für die Kraft der Branche, dass sie bei Volksabstimmungen über die Stützung der Landwirtschaft auf eindrückliche Mehrheiten kommt. Die 78-prozentige Zustimmung in der Abstimmung über die Ernährungssicherheit im vergangenen Herbst sieht Ritter denn auch als jüngstes Zeichen dafür, dass der Bauernstand grosse Unterstützung genießt.

Aber im Verband selber gibt es etliche Stimmen, die lieber für Zurückhaltung und fürs Pflegen der Diplomatie wären, die eine offensichtliche Gesprächsverweigerung für schädlich halten, weil gewisse Interessengruppen

## Gedränge bei Fleisch und Milch

Selbstversorgungsgrad: einheimische Produktion in Prozent des Inlandverbrauchs, 2015

Käse		117
Butter		107
Kalbfleisch		98
Schweinefleisch		96
Konsummilch		95
Rindfleisch		86
Kern- und Steinobst		78
Brotgetreide		77
Speisekartoffeln		71
Zucker		70
Geflügel		53
Eier und Eiernkonserven		53
Gemüse		49
Schafffleisch		40
Pflanzliche Fette, Öle		25

QUELLE: BUNDESAMT FÜR LANDWIRTSCHAFT (BLW)

### Lücken beim Gemüse.

nur darauf warten würden, um dem Bauernverband Rückwärtsgewandtheit vorzuwerfen. Der Verband stehe in Gefahr, zu rechthaberisch zu wirken und damit den Bogen zu überspannen. Nach dem Ja zum Ernährungsartikel sei eine Verweigerungshaltung unverständlich, ja überheblich. Besser wäre es, wenn er selber eine Grundsatzdebatte vorantreiben und sich der Frage widmen würde: Welche Landwirtschaft soll in der Schweiz in welcher Form unterstützt werden? Auch bürgerliche Politiker stehen der Landwirtschaft teilweise skeptisch gegenüber. In der Gesamtschau des Bundesrates wurden unter anderem acht hängige parlamentarische Vorstösse eingearbeitet, die alle ziemlich bohrenden Frage nach Kosten und Nutzen der Landwirtschaftspolitik galten.

Aber vorläufig argumentiert der Bauernverband weniger wie eine Vereinigung von Eigentümern und Unternehmern, die für einen Drittel der Landfläche verantwortlich zeichnen, sondern eher wie eine Anspruchsgruppe nach dem Motto: «Wir haben Anrecht auf unser Einkommen, das ohnehin schon niedrig ist, ausländische Konkurrenz darf nicht stärker werden und unser Geschäft nicht bedrohen, das wäre völlig unfair.» Im Grunde genommen sind das Formulierungen, wie man sie von Gewerkschaften her kennt. Und tatsächlich wird der Bauernverband in der Bundesverwaltung bisweilen als «die Gewerkschaft» apostrophiert.



Ideologische Annäherung: Grünen-Politikerin Graf.

Da ist es umso brisanter, wenn der Verband vermehrt Koalitionen auch mit links-grünen Vertretern eingeht und sich entsprechend gefärbt zu Wort meldet. Ritters Auftritt beim Palmöl-Protest zusammen mit der Grünen Maya Graf und Vertretern von Hilfswerken wirkte wie eine Art ideologische Verbreiterung des Bauernverbands. Und die jüngsten Stellungnahmen zu Handels- und Wirtschaftsordnungen weisen in eine ähnliche Richtung. Ritter schreibt, dass offene Märkte in der Vergangenheit vermehrt zu wachsender Ungleichheit geführt hätten.

### «Opfer des Raubbaus»

Beat Rööfli, Leiter des Bereichs Internationales beim Bauernverband, hieb in die gleiche Kerbe und fügte an, die negativen Folgen des globalen Freihandels seien Ausbeutung der natürlichen Ressourcen, Menschenrechtsverletzungen, Umweltverschmutzung, Tierfabriken. Im heutigen rein monetären Wettbewerb seien die Günstigsten die Besten, egal, welche Opfer der Raubbau fordere. In der Schweiz fordere der Bundesrat, dass sich die Landwirtschaft bewege, aber das bedeute für die Bauernfamilien Unsicherheit; sie zahlten die Zeche der Liberalisierung, während internationale Konzerne und der Handel die «Wohlstandsgewinne» einstreichen würden.

Mit solchen Worten ist der Bauernverband schon nah bei den Argumenten einer Konzernverantwortungsinitiative, die dereinst zur Abstimmung gelangt und die zum Ziel hat, dass Konzerne auf korrektes Umweltverhalten eingeklagt werden können. Von ähnlicher Natur ist die zu erwartende Trinkwasserinitiative, die verlangt, dass nur noch Landwirtschaftsbetriebe mit Direktzahlungen oder Subventionen unterstützt werden, die keine Pestizide einsetzen, die in der Tierhaltung prophylaktischen Antibiotikaeinsatz vermeiden und die nur so viele Tiere halten, wie sie ohne Futtermittelimporte ernähren können – dies im Interesse des Trinkwassers. Wenn der Bauernverband dieses Terrain erreicht hat, muss man sagen: Er hat den Bogen überspannt. ○

# Make Emmentaler Great Again

Von Florian Schwab — Mercosur ist eine Fussnote in der Schweizer Handelsbilanz. Viel ergiebiger wäre ein Abkommen mit den USA. Zehn Gründe, warum die Schweiz davon profitieren würde.



Zusammenarbeit dort, wo sie nützt.

Es war ein kurzer, intensiver Flirt. Im Mai 2005 schlug die Schweiz den USA Sondierungen für ein Freihandelsabkommen vor. Sechs Monate später war der Traum ausgeträumt (oder der Spuk vorüber). Der Bundesrat beschloss den Abbruch der Übung wegen der Bedingung der USA, dass auch für landwirtschaftliche Produkte alle Zollschränke fallen sollten. Die Schweizer Bauern haben eingewendet, das sei «unzumutbar», es gehe ihnen «ans Lebendige».

Die derzeit laufende Debatte über das Freihandelsabkommen mit dem südamerikanischen Staatenbund Mercosur erinnert an diese Episode. Was ihre wirtschaftliche Bedeutung angeht, rangieren die Mercosur-Staaten allerdings unter «ferner liefen». Sie machen nur knapp 1,5 Prozent der Schweizer Exporte aus. Ein viel grösseres Potenzial liegt in den USA, wohin 15 Prozent der Schweizer Exporte gehen. Seit dem Besuch Donald Trumps in der Schweiz ist es wieder ein Thema: Was brächte ein Freihandelsabkommen mit Amerika?

**1. Mehr Wohlstand** — Ein Freihandelsabkommen beseitigt die gegenseitigen Zölle. Dies verbessert die Chancen der Schweizer Wirtschaft auf dem amerikanischen Riesenmarkt. Und es verbilligt die Preise für importierte Produkte. Eine Studie aus dem Jahr 2006 schätzte, dass ein Freihandelsabkommen zwischen der Schweiz

und den USA das Bruttoinlandprodukt auf beiden Seiten um 0,5 Prozent steigern würde. Übertragen auf heute, bedeutet dies, dass der Schweizer im Durchschnitt rund 400 Franken mehr pro Jahr zur Verfügung hätte.

**2. Weniger Regulierung und Bürokratie** — Ein Freihandelsabkommen erleichtert die Zollformalitäten. Zudem anerkennen beide Länder bestimmte Produkte gegenseitig. Da-

---

## Die EU hätte weniger in der Hand, um die Schweiz politisch unter Druck zu setzen.

---

durch entfallen doppelte Produktzulassungen, die gerade in den USA sehr aufwendig und teuer sind. Wenn die Schweiz geschickt verhandelt, rückt für Schweizer Firmen (insbesondere KMU) der amerikanische Markt bedeutend näher.

**3. Abhängigkeit von der EU reduzieren** — Mit einem Freihandelsabkommen nähme der Exportanteil in Richtung USA zu. Das bedeutete, dass die EU für die Schweiz als Exportmarkt weniger wichtig würde. Die EU hätte damit auch weniger in der Hand, um die Schweiz politisch unter Druck zu setzen.

**4. Schädliches TTIP aushebeln** — Bis 2016 verhandelte die Europäische Union mit

den USA über das transatlantische Freihandelsabkommen (TTIP). Trump legte das Abkommen auf Eis. Aus Schweizer Sicht war das TTIP problematisch, weil EU-Produkte in den USA billiger geworden wären. Die Schweiz wäre kaum darum herumgekommen, später beim TTIP anzudocken, obwohl es ein schlechter Vertrag voller Regulierungen im Sozial- und Umweltbereich war. Verhandelt die Schweiz vor der EU mit den USA, dann hat sie die Chance, solche Fehler zu vermeiden.

**5. Lebensmittel «made in Switzerland»** — Bei Nahrungsmitteln erheben sowohl die USA als auch die Schweiz relativ hohe Zölle und beschränken die Menge der Importe. Von den amerikanischen Kontingenten sind beispielsweise Gruyère und Emmentaler betroffen. Mit dem Resultat, dass der Grossteil dieser Käsesorten im US-Verkauf gar nicht aus der Schweiz stammt (fast zwei Drittel stammen aus der EU). Erreicht die Schweiz, dass die USA die Importbeschränkungen aufheben und bestimmte Herkunftslabels beachten, dann könnte dies bedeuten: «Make Emmentaler great again».

**6. Alternative zur Personenfreizügigkeit** — Sowohl die amerikanische als auch die Schweizer Wirtschaft sind vor allem auf hochqualifizierte Arbeitskräfte angewiesen. In einem Freihandelsabkommen könnte man regeln, dass Schweizer Spezialisten unbürokratisch die Erlaubnis erhalten, in den USA zu arbeiten, und umgekehrt — ohne den Rattenschwanz an Nachteilen einer vollen Personenfreizügigkeit nach EU-Muster.

**7. Wettbewerbsvorteil gegenüber anderen Ländern** — Jeder gestrichene Importzoll ist ein direkter Wettbewerbsvorteil für Schweizer Exporteure. Im Vergleich zu ihren Konkurrenten aus Ländern ohne Freihandelsabkommen werden sie konkurrenzfähiger.

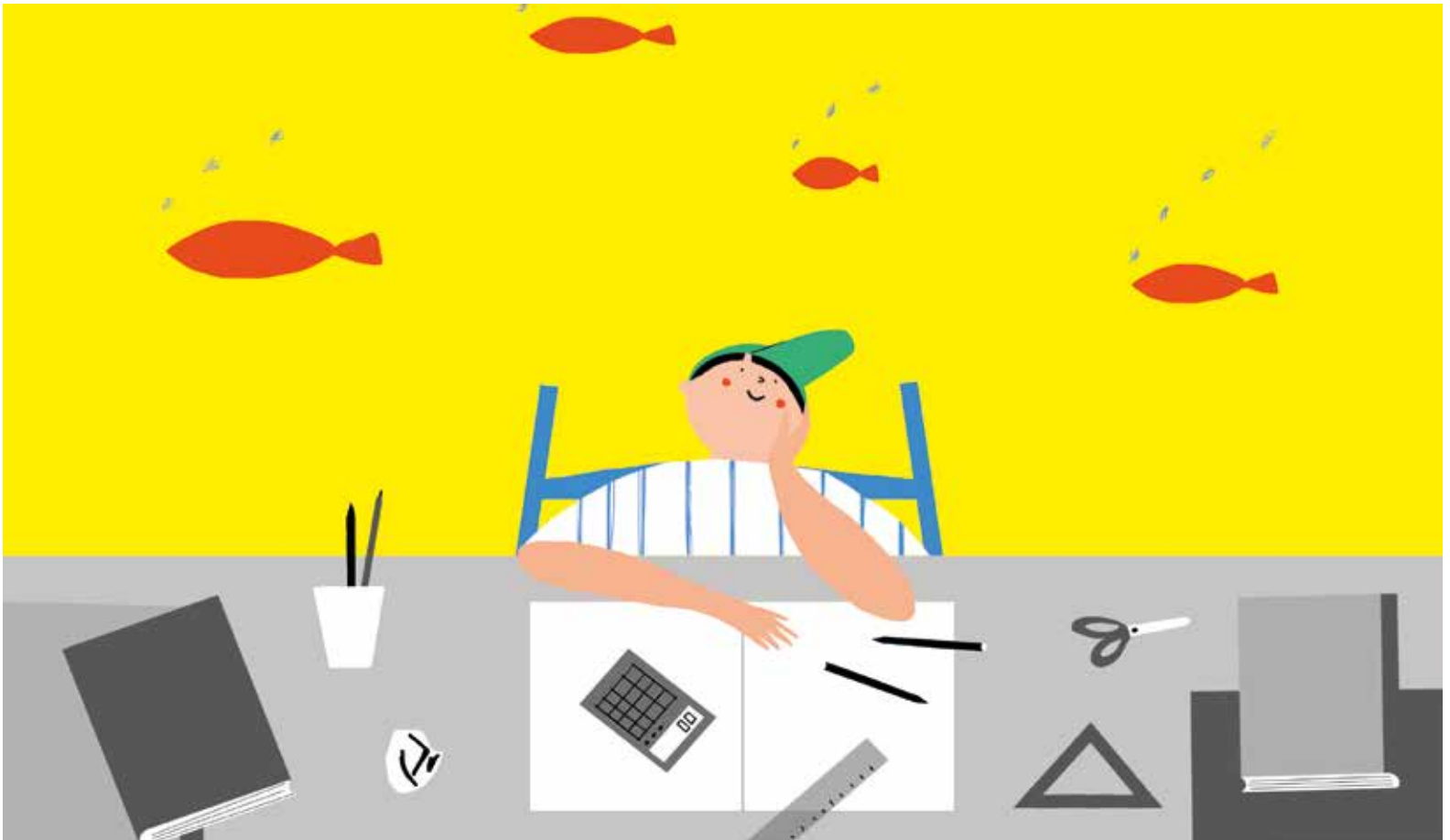
**8. Auf Bestehendem aufbauen** — Laut neueren ökonomischen Erkenntnissen sind Freihandelsabkommen nicht sehr geeignet, um Schwung in lahme Wirtschaftsbeziehungen zu bringen. Anders sieht es dort aus, wo der Handel bereits am Blühen ist. Weil die USA einer der am schnellsten wachsenden Exportmärkte für die Schweiz sind, können beide Seiten gut einschätzen, wo und wie ein Freihandelsabkommen die grösste Hebelwirkung entfalten könnte.

**9. Zukunftsfähig bleiben** — Technologisch bleiben die USA in vielen Bereichen der Dreh- und Angelpunkt der Innovation. Je näher die Schweizer Wirtschaft an der amerikanischen ist, desto zukunftsfähiger ist sie auch.

**10. Trumps Politik nutzen** — Der amerikanische Präsident ist dabei, sein Image als Gegner des Freihandels zu korrigieren. Was wäre dazu besser geeignet als ein Deal zwischen zwei Ländern, die ähnlich marktwirtschaftlich ticken: Zusammenarbeit dort, wo sie nützt, ohne die eigenen Interessen preiszugeben; weniger Regulierung und eine Zuwanderung, die sich am Bedarf der Wirtschaft orientiert. O

# Konfliktzone Hausaufgaben

Von Peter Keller — Die meisten Eltern wollen, dass ihre Kinder auch zu Hause für die Schule arbeiten. Was aber bringt den entscheidenden Erfolg?



*Weniger ideologisch, mehr praxisorientiert.*

«Hast du deine Hausaufgaben schon gemacht?» Statt zu antworten, grinst Matteo nur. Er hat gerade Schulferien, und morgen geht es mit der ganzen Familie an den Fasnachtsumzug nach Luzern. So entspannt ist man nicht immer im Hause Bieri beim Thema Hausaufgaben. Matteo besucht die zweite Klasse. «Er braucht einfach länger», erklärt seine Mutter, «er schreibt langsamer und liest dann halt auch langsamer.»

Aufgrund seiner Leseschwäche soll Matteo nun zum Schulpsychologen. Bieris sind deswegen nicht verzweifelt. Es gehe schliesslich darum, abzuklären, was genau vorliege und wie dem Achtjährigen am besten geholfen werden könne – nicht nur bei den Hausaufgaben, sondern auch im Unterricht. Das Beispiel des kleinen Matteo zeigt: Für die Eltern können Hausaufgaben ein wichtiger Indikator sein für die Leistungen und Schwächen ihrer Kinder. Sie erfahren, was gerade im Unterricht läuft, wo es harzt, aber auch, wie selbständig und gewissenhaft der Nachwuchs schon arbeiten kann. Gleichzeitig sind Hausaufgaben umstritten und hochemotional. Sie

sorgen regelmässig für Frust und Zoff zu Hause. Sprichwörtlich sind jene verzweifelten Mütter und Väter, die selber nicht wissen, wie diese mathematische Aufgabe geht, oder bei Fremdsprachen überfordert sind. Vertreter der Lehrpersonen wiederum kritisieren die herrschende Praxis. Der Präsident des Schweizer Schulleiterverbandes, Bernard Gertsch, setzt auf das Modell von «Schulaufgaben». Es gehe um «Chancengleichheit», so Gertsch. Schüler, die sich zu Hause an niemanden wenden könnten, seien benachteiligt und in ihrer Entwicklung gefährdet (*Schweiz am Sonntag*). Darum sollen die Schulen selber Gefässe bieten, wo die Kinder nach Unterrichtsende ihre Arbeiten betreut erledigen können. Ähnlich tönt es in einem Positionspapier des Lehrerverbandes (LCH).

## Das Publikum lacht ertappt

Das Thema bewegt, was auch Sandra Moroni regelmässig erfährt. An diesem Abend referiert sie über «Für und Wider» von Hausaufgaben in Stans. Eingeladen hat die Gruppe Fokus Schulen Nidwalden, eine Vereinigung

von Pädagogen und Schulleitern des Kantons. Der Anlass ist gut besucht, mehrheitlich von interessierten Müttern. Moroni ist Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Bern und Spezialistin auf dem Gebiet. Sie weiss um die «Konfliktzone Hausaufgaben» und kennt die Kritik, dass Kinder je nach Elternhaus im Nachteil seien. Im Gespräch weist sie darauf hin (siehe rechts), dass sich die jüngere Forschung weniger um den grundsätzlichen Sinn oder Unsinn von Hausaufgaben drehe, sondern unter welchen Bedingungen die Kinder ihre Leistungen verbessern könnten.

Weniger ideologisch, mehr praxisorientiert: In ihrer Doktorarbeit setzte die 35-jährige Erziehungswissenschaftlerin auf umfangreiche Studien. Ihre Hauptfragestellung: inwiefern ein Zusammenhang besteht zwischen elterlicher Hausaufgabenhilfe und den schulischen Leistungen des Kindes; und welchen Einfluss die familialen Bedingungen auf den Erfolg von Hausaufgaben haben. Dafür wurden 1687 Sechstklässlerinnen und Sechstklässler im deutschsprachigen Teil des Kan-

tons Freiburg untersucht. Moronis Fazit: «In der Studie hat sich gezeigt, dass eine elterliche Hausaufgabenhilfe dann mit einer besseren schulischen Leistung des Kindes einhergeht, wenn sie sich durch ein höheres Mass an Unterstützung und durch ein geringeres Mass an Einmischung und Kontrolle auszeichnet.»

In ihrem Referat macht Moroni den Unterschied zwischen Einmischung und Unterstützung an einem Beispiel deutlich: «Wenn Sie plötzlich selber den Schreibstift in der Hand halten, haben Sie Ihre eigentliche Rolle und Aufgabe verlassen.» Das Lachen im Publikum zeigte, dass sich der eine oder andere Elternteil ertappt fühlte. Allerdings dürften die anwesenden Mütter und Väter eher nicht zur Gruppe der Problemhaushalte gehören. Eine weitere Untersuchung bei 3880 Oberstufenschülern und Gymnasiasten ergab, dass neben den sich zu stark einmischenden Eltern, die «Unbeteiligten» durch tiefere Werte auffielen: «Auch sie zeigten eine schlechtere schulische Entwicklung des Kindes.»

### Ungenügende Leistungen

Die Ergebnisse überraschen nicht wirklich, aber sie untermauern empirisch, was wohl jede Familie instinktiv weiss: Hausaufgaben unterstützen den schulischen Erfolg. Und Konflikte entstehen vor allem dort, auch das bestätigte eine Studie Moronis, wo Eltern wenig überzeugt sind von ihren eigenen Fähigkeiten und/oder sich kaum Zeit nehmen, die schulischen Aktivitäten ihres Kindes zu begleiten. Der Hauptauslöser von Streitigkeiten wegen Hausaufgaben sind jedoch immer noch ungenügende Noten. Gleichwohl befürwortet eine Mehrheit der Eltern, dass die Kinder auch zu Hause für die Schule arbeiten.

Ob Hausaufgaben zum schulischen Erfolg beitragen, ist allerdings nur bedingt an den familiären Hintergrund gebunden. Entscheidend ist die Qualität der Hausaufgaben, und diese liegt in der Verantwortung der Lehrpersonen, wie Moroni unterstreicht: «Verschiedene Autorinnen und Autoren weisen darauf hin, dass es sinnvoll ist, als Lehrperson kognitiv anregende Hausaufgaben zu geben und einen angemessenen Schwierigkeitsgrad zu wählen.» Dann liegt es auch an der Lehrerschaft, dass sie die Hausaufgaben anschaut und bespricht. Das fördert die Bereitschaft der Schüler, sich daheim anzustrengen, was wesentlich zum Lernerfolg beiträgt.

Man kann die Schule nicht vom Elternhaus abkoppeln und umgekehrt. Das zeigt insbesondere das Thema Hausaufgaben. Sandra Moroni spricht in ihrer Doktorarbeit denn auch ausdrücklich von einer «Brücke zwischen Schule und Elternhaus». Man muss die Brücke allerdings benutzen – von beiden Seiten. ○

## Bildung

### «Eltern sind keine Hilfslehrpersonen»

**Hausaufgaben seien eine wichtige Verbindung zwischen Schule und Elternhaus, sagt die Erziehungswissenschaftlerin Sandra Moroni. Von Peter Keller**

#### Frau Moroni, was sagt die Forschung über den Sinn von Hausaufgaben?

Während früher vor allem über den grundsätzlichen Sinn oder Unsinn von Hausaufgaben diskutiert wurde, beschäftigt sich die jüngere Forschung mit der Frage, unter welchen Bedingungen Hausaufgaben sinnvoll sind. Hier konnte gezeigt werden, dass es vor allem auf das regelmässige Erledigen von Hausaufgaben ankommt und weniger auf die Menge beziehungsweise Länge der Hausaufgaben.

#### Das Prinzip «Je mehr, desto besser» gilt also nicht?

Nein. Ausserdem scheint wichtig zu sein, dass sich die Schülerinnen und Schüler bei der Hausaufgabenbearbeitung tatsächlich anstrengen. Dies tun sie insbesondere dann, wenn die gestellten Hausaufgaben gut zu bewältigen sind und für sie einen persönlichen Nutzen haben. Lehrpersonen können also die Wirksamkeit und Qualität von Hausaufgaben stark beeinflussen.

#### Sie sprechen von einer «Brücke zwischen Schule und Elternhaus». Ist das nicht beschönigend? Hausaufgaben führen regelmässig zu Konflikten in den Familien und mit den Lehrpersonen.

Hausaufgaben verbinden die zwei Hauptlern- und -Entwicklungskontexte von Heranwachsenden, nämlich die Schule und das Elternhaus. Sie schlagen also automatisch eine Brücke. In der Regel beziehen sich Elterngespräche auf Schulleistungen, Übertritte oder disziplinarische Probleme. Die Hausaufgaben ermöglichen es aber, dass sich Eltern und Lehrpersonen austauschen, ohne dass dabei wegweisende Entscheidungen für die Schullaufbahn des Kindes getroffen werden müssen. Eltern können beispielsweise Lehrpersonen eine Rückmeldung geben, wenn das Kind Schwierigkeiten hatte, die Hausaufgaben zu erledigen. Diese Rückmeldungen liefern hilfreiche Hinweise über den Lernprozess der Schülerinnen und Schüler. Allerdings setzt das natürlich voraus, dass die Eltern dazu Zeit, Interesse und auch das Wissen haben.

#### Von «Konfliktzone Hausaufgaben» zu reden, ist also übertrieben?

Meine Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit Schulen und Eltern zeigen glücklicherweise, dass Hausaufgaben in der Regel ein gemeinsames Anliegen sind. Zudem wünscht sich der überwiegende Teil der Eltern, dass die Kinder Hausaufgaben bekommen. Hausaufgaben haben also tatsächlich das Potenzial eine Brücke zwischen Schule und Elternhaus zu schlagen, das heisst aber noch nicht, dass diese Brücke auch von beiden Seiten her besritten wird. Dafür ist gegenseitiges Vertrauen notwendig.

#### Was können Eltern tun? Was sollten sie besser lassen?

Vorab ist es wichtig, festzuhalten, dass Mütter und Väter keine «Hilfslehrpersonen» sind. Jüngere Studien haben gezeigt, dass es besonders günstig ist, wenn sich Eltern relativ wenig einmischen und ihr Kind passiv und vor allem emotional bei den Hausaufgaben unterstützen. Wenn das Kind also selbst entscheiden kann, ob es sich helfen lassen möchte, oder wenn die Eltern das Kind ermutigen. Wenn Eltern verstärkt eingreifen, zum Beispiel wenn die Leistungen des Kindes ihrer Meinung nach nicht stimmen, dann frustriert das die Kinder doppelt, und es kann zu einem Teufelskreis führen.

#### Wie durchbricht man diesen Teufelskreis?

Ratsam wäre, dass die Eltern erst einmal genau prüfen, warum die Leistungen nachgelassen haben, und gemeinsam mit den Lehrpersonen nach Möglichkeiten suchen, wie das Kind wieder selbst die Verantwortung für die Hausaufgaben übernehmen kann. Hilfreich kann es zudem sein, dass klare Regeln geschaffen werden, wann, wo und wie die Hausaufgaben erledigt werden.



Sandra Moroni ist Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Bern und hat über das Thema Hausaufgaben doktriert.

# Washingtons Memo-Krimi

Von Hansrudolf Kamer — Russland hat die US-Präsidentenwahlen 2016 beeinflusst. Das ist wenig erstaunlich. Aber die Demokraten nutzen dies, um ihre Niederlage zu kaschieren. Sie driften nach links ab.



Evidenz für Sabotage-Pläne des FBI? Vorsitzender des Geheimdienstkomitees, Devin Nunes.

Die amerikanische Politik ist ein Kampf mit harten Bandagen. Das nicht erst seit der Wahl Donald Trumps zum Präsidenten. Die politische Kriegsführung mit allen Mitteln reicht zurück bis in die Gründungszeit der Republik – Jeffersons Republikaner gegen Adams' Zentralisten («Federalists») – und zieht sich weiter via Bürgerkrieg bis in die Gegenwart.

Seit dem blutigen Gemetzel schweigen wenigstens die Waffen. Aber sonst ist alles erlaubt. Die Watergate-Affäre ist ein Paradigma, weil sie 1974 zum – freiwilligen – Rücktritt von Präsident Nixon führte, bevor die grosse Kammer Anklage erhob. Die Impeachment-Verfahren gegen Andrew Johnson nach dem Bürgerkrieg 1868 und gegen Bill Clinton 1998 scheiterten, weil die Präsidenten dem Druck standhielten und im Amt blieben.

## Hollywood mischt mit

Niemand zweifelt daran, dass die Demokraten, sollten sie im Herbst die Mehrheit im Repräsentantenhaus gewinnen, die Absetzung

Trump versuchen würden. Ein Mittel dazu wäre die sogenannte Russland-Affäre, die seit dem Sommer 2016, also vor der überraschenden Wahl Trumps, die Gemüter erhitzt.

Der zur Erhellung des Geschehens eingesetzte Sonderermittler Robert Mueller gräbt und gräbt, hat aber bis jetzt nichts gefunden, was Trump in die Bredouille bringt. Das FBI, die Bundespolizei, der auch die Spionageabwehr aufgetragen ist, spielt eine zentrale Rolle. Das war auch vor gut vierzig Jahren der Fall. Watergate war eigentlich ein Machtkampf um die Nachfolge des überlebensgrossen J. Edgar Hoover, des langjährigen FBI-Chefs, der mehrere Präsidenten überdauerte und gegen alle «Material» in der Hand hatte.

Hollywood mischt mit. Die Vorstellungen über Hoover, Watergate und Nixon sind von «All the President's Men» und andern Streifen geprägt – die neusten Versionen der filmischen Geschichtsklitterung, die ohne Zweifel im öffentlichen Bewusstsein Wirkung entfalten, lauten «The Secret Man» und «The Post».

Letzte Woche ist nach langem Hin und Her das sogenannte Nunes-Memo publik geworden, das die Verbandelung des FBI unter Präsident Obama mit der Clinton-Kampagne 2016 und damit verknüpft die Russland-Affäre beleuchtet. Wie bei Watergate organisiert der Kongress eigene Analysen, und es ist kaum überraschend, dass die Mehrheitsverhältnisse die Ergebnisse prägen – genau wie 1974, nur mit umgekehrten Vorzeichen.

Devin Nunes ist der Vorsitzende des Geheimdienstkomitees im Repräsentantenhaus. Sein Ausschuss hat viele Monate lang versucht, aus dem FBI Informationen herauszupressen, doch die Behörde blockierte, solange es ging. Schliesslich musste sie einlenken, doch die Öffentlichkeit darf die Dokumente nicht eins zu eins sehen – es gilt, wie immer in solchen Zusammenhängen, Quellen und Methoden zu schützen. Oder es wird so behauptet von jenen, die eine peinliche Enthüllung fürchten. Hinter diesem Vorbehalt können sich ambitionierte Bürokraten bequem einrichten.

So blieb dem Ausschuss nichts anderes übrig, als eine Zusammenfassung herzustellen, die die wesentlichen Punkte der vom FBI zugestellten Informationen enthält. Der Titel lautet: «Vergehen gegen das Gesetz über die Überwachung der Auslandsspionage [FISA] im Justizdepartement und beim Federal Bureau of Investigation [FBI]».

Darin wird festgestellt, dass das FBI sich auf politisch motivierte und fragwürdige Quellen verlassen hat, um die Ermächtigung zur elektronischen Überwachung von Carter Page, einem zeitweiligen Mitglied des Trump-Wahlkampf-Teams, zu erhalten. Dies geschah in einer frühen Phase der Untersuchungen über die russische Einmischung in die Präsidentenwahlen.

Republikaner, die für die Veröffentlichung des Nunes-Memo eintraten, argumentierten, es enthalte Evidenz, dass der Fisa-Prozess vom FBI zurechtgebogen worden sei, um die Kandidatur Trumps zu sabotieren. Die Behörde habe sich im Übermass auf das sogenannte Steele-Dossier verlassen, um die Abhörerlaubnis zu erhalten.

Das Memo umfasst zur Hauptsache fünf Punkte. Zuerst wird festgestellt, das Dossier sei ein wesentlicher Teil des ganzen Verfahrens. Christopher Steele, der Verfasser, wurde vom Demokratischen Nationalkomitee (DNC) und der Clinton-Kampagne entlohnt, und diese Tatsache wurde bei der Fisa-Anmeldung nicht erwähnt. Nur eine Fussnote soll vage auf Ursprung und politischen Hintergrund hinweisen, was von Nunes auch eingeräumt wird.

Zum Zweiten, so heisst es im Memo, habe sich der Fisa-Überwachungsantrag ausgiebig auf einen Bericht von *Yahoo News* vom September 2016 abgestützt, der von einem Besuch Carter Pages in Moskau im Juli berichtet. Der Artikel beruhe auf Informationen von Steele.



Zum Dritten konstatiert das Memo, Steele sei so leidenschaftlich gegen Trump gewesen, dass er ganz verzweifelt auf dessen Niederlage hingearbeitet habe. Das FBI habe von dieser Einstellung gewusst, dies im Fisa-Ansuchen aber unterschlagen.

### Folgen einer Zechtour

Das Memo stellt viertens fest, im Oktober 2016 habe die Überprüfung des Steele-Dossiers noch in den Anfängen gesteckt. Andrew McCabe, der Vizechef des FBI, habe ausgesagt, dass ohne Steele kein Fisa-Verfahren eingeleitet worden wäre. Andere behaupten, die Aussage McCabes werde im Memo falsch dargestellt. Wer recht hat, weiss man nicht; die Sache ist unter Verschluss. McCabe ist inzwischen zurückgetreten.

Zu guter Letzt registriert das Memo, die Russland-Untersuchung des FBI sei durch Äusserungen des Trump-Beraters George Papadopoulos im Mai 2016 ausgelöst worden, der nach einer Zechtour einem australischen Diplomaten erzählt habe, die Russen besässen «Schmutz» über Hillary Clinton in der Form gehackter E-Mails. Die Untersuchung sei durch Peter Strzok begonnen worden, der bekanntermassen ebenfalls ganz klar gegen Trump und für Clinton eingestellt gewesen sei.

Der gleiche Strzok war Chef der FBI-Sektion zur Spionageabwehr, die Hillary Clintons E-Mail-Geschichte unter die Lupe nahm und sie schliesslich «entkriminalisierte». Dann gehörte er dem Team von Robert Mueller an, bis er entlassen wurde. Der Grund war die Korrespondenz mit seiner Geliebten Lisa Page, die als Rechtsanwältin im Mueller-Team arbeitete. In ihren Textnachrichten schütteten sie über Trump Hohn und Spott aus. Mit andern Worten: Das war keine unparteiische, sondern eine politisierte Untersuchung.

Der einzige Republikaner im Geheimdienstausschuss, der das ganze, nicht veröffentlichte Sachmaterial gelesen hat, Trey Gowdy, erklärte, die Fisa-Anmeldung enthalte neben dem Steele-Dossier andere Unterlagen. Allerdings glaube er nicht, dass die Abhörung Carter Pages ohne Steele bewilligt worden wäre. Er habe indes weiterhin Vertrauen in Mueller, in die Spitzen des FBI und die zuständigen Beamten im Justizministerium.

Zum Verständnis des Nunes-Memo: Carter Page war schon 2013 Gegenstand einer Untersuchung des FBI, lange bevor er als Berater Trumps aufgelistet wurde. Das FBI hatte Hinweise, dass Page von den Russen als Agent umworben wurde. Page sagte damals, die von ihm den Russen gegebenen Informationen seien belanglos gewesen. Immerhin war seine Person schon 2014 Gegenstand einer elektronischen Überwachung im Fisa-Rahmen.

Das Steele-Dossier stammt aus der Küche von Fusion GPS, einer politischen Beraterfirma, die von ehemaligen Journalisten des

*Wall Street Journal* gegründet worden war. Fusion GPS begann ihre Nachforschungen im Auftrag der konservativen Website *The Washington Free Beacon*, als noch viele Republikaner Trump beschädigen wollten.

Fusion GPS bezahlte Christopher Steele für diese Recherchen, und auch das FBI unterstützte ihn finanziell. Steele ist ein ehemaliger Agent des britischen Geheimdienstes MI6. Sein Dossier umfasst siebzehn Memos, die vom Juni bis zum Dezember 2016 verfasst wurden. Der Webdienst *Buzzfeed* publizierte es kurz vor der Inauguration Trumps.

Als im Spätfrühling 2016 klar wurde, dass Trump Kandidat der Republikaner würde, begann sich die Clinton-Entourage für Steele zu interessieren. Über einen Anwalt beauftragten sie und das Demokratische Nationalkomitee ihn, «oppo research» gegen Trump zu betreiben, das heisst «Dreck» über ihn auszugraben.

Das gehört zum normalen Instrumentarium beider Parteien, nur behaupten die Demokraten, das FBI gehe neutral vor. Das ist reine Fiktion. Die Ränge der Behörde sind noch von vielen Obamisten und republikanischen «Never Trumper» durchsetzt, was im Übrigen für den ganzen nachrichtendienstlichen Riesenkomplex gilt. Alles ist politisiert.

### Heisse Luft

Zwei notorische Clinton-Operateure, Sidney Blumenthal und Cody Shearer, fütterten Steele direkt mit Anti-Trump-Material. Schliesslich übergab ein hoher Beamter des Justizdepartements, Bruce Ohr, sämtliche Trump-Daten, die seine Frau für Fusion GPS ausgegraben hatte, direkt dem FBI, das diese leidenschaftslos hätte prüfen sollen. Steele lieferte. Seine Aufzeichnungen ziehen eine Linie vom Hacking der E-Mails des DNC, angeblich durch die Russen, über deren Veröffentlichung bis hin zu Versprechungen für Gegenleistungen nach einer Wahl Trumps. Natürlich gehört Sex dazu. Trump soll sich bei seinem Moskau-Besuch 2013 in einem Hotelzimmer mit Prostituierten vergnügt haben, die ihm ein Oligarch zur Verfügung stellte, und dadurch erpressbar geworden sein. Erstaunen mag ebenso wenig, dass Trump und Wladimir Putin alle diese Informationen dementierten und als Humbug hinstellten.

In den Medien fand das ein gemischtes Echo. Das Watergate-Duo der *Washington Post* ent-

zweite sich – Bob Woodward beurteilte das Steele-Dossier als Abfall, Carl Bernstein hielt es für teilweise glaubwürdig. Sonst schweigen sich die linksliberalen Medien über diese Hintergründe weitgehend aus, wenn sie nicht gerade der Fake News überführt werden. Die *New York Times* hatte unlängst berichtet, die CIA sei von einem Russen übers Ohr gehauen worden, der Bilder von Trump mit Prostituierten angeboten habe. Die Story entpuppte sich als heisse Luft.

Als Folge von allem forderten der Vorsitzende des Justizausschusses im Senat, Chuck Grassley, und sein Kollege Lindsey Graham das Justizdepartement auf, gegen Christopher Steele wegen Falschaussage Anklage zu erheben. Über den Wert des Dossiers selber machten sie keine Aussage, aber sie signalisieren Übereinstimmung mit dem Nunes-Memo, das heisst mit dem klar parteiischen Vorgehen des FBI.

Und so wird es vermutlich weitergehen. Die Demokraten präparierten ihr Gegen-Memo, spickten es aber mit «vergifteten Pillen», so dass Trump gezwungen wurde, dessen Veröffentlichung zurückzustellen, weil er sonst

von denselben Demokraten beschuldigt worden wäre, die nationale Sicherheit zu gefährden.

Die demokratische Führung flüchtet sich in diese Winkelzüge, weil sie unter Druck von links steht – bei den Primärwahlen für den Herbst sehen sich viele ihrer Anwärter Konkurrenz von «Sandernistas» und Linkspopulisten gegenüber. Die Gefahr besteht durchaus, dass sie sich im Netz der Russland-Verstrickungen verheddert.

Kaum jemand hat noch den Überblick über alle Verästelungen. Das FBI hat sich nicht mit Ruhm bekleckert. Es ist anzunehmen, dass das Bureau

wie auch andere Elemente der Nachrichtendienste mit einem bombensicheren Sieg Hillary Clintons rechnet und sich deshalb in eine gute Ausgangslage manövrieren wollten.

Nun stehen einige von ihnen mit abgesägten Hosen da. Wer positiv denken will, sieht im Ganzen eine Katharsis, eine Selbstreinigung des «Systems», nach der alles besser wird. Das wäre ein Novum in der amerikanischen Geschichte. Die Ironie ist, dass die besiegte Kandidatin keine Ruhe findet und dem FBI die Schuld an ihrer Niederlage zuschiebt. Wenn aber etwas klar ist, dann eines: Für ihre Schlappe und die Folgen ist sie einsam und allein verantwortlich. ○



Wladimir Putin als Trump-Unterstützer.

## Die Gefahr besteht, dass sich die Demokraten in den Russland-Verstrickungen verheddern.

## Feuer auf dem Matterhorn

Von Christoph Mörgeli

Es war ein mediales Ereignis der eigentümlichen Art. Während die Augen der Welt gebannt der feierlichen Entzündung des olympischen Winterfeuers in Pyeongchang folgten, machte sich auch das Wallis bemerkbar. Um die allgemeine Aufmerksamkeit gezielt von Südkorea weg in die Schweiz zu lenken. Das war mehr als nur plump und unbedarft. Sondern ziemlich fies. Und ziemlich unsportlich. Aber zu hundert Prozent passend zur bisherigen stümperhaften Bewerbung der Olympia-Kandidatur «Sion 2026».

In einer angeblich «spektakulären Werbeaktion» entstieg Pirmin Zurbriggen einem Helikopter. Um auf dem Gipfel des Matterhorns ein Feuer in einem Metallfass zu entflammen. Oder zumindest ein Feuerchen in einem Metallfässchen. Man mag das sportlich-touristische Doppelinteresse der Zermatter Hoteliers noch verstehen. Zurbriggens Flugbegleitung bestand aber aus dem Hooligan Christian Constantin. Ein Hooligan ist laut Definition eine «gewalttätige Person, besonders unter Fussballfans». Und kaum geeignet als Botschafter für Olympische Winterspiele. Nachdem Constantin einen Ex-Trainer geohrfeigt hatte, musste er vom Olympia-Komitee zurücktreten. Doch jetzt wird der Bau-Millionär wieder benötigt. Für die Vorfinanzierung.

Der zweite Flugbegleiter hiess Christophe Darbellay, Regierungsrat des Kantons Wallis. Ob die Schweiz gut daran tut, ihm die Planung von Olympischen Spielen anzuvertrauen? Als Familienplaner hat sich Darbellay jedenfalls einen eher zweifelhaften Ruf erworben. Dies hinderte ihn aber nicht, vor der Hörnlhütte einen begeisterten Werbespot fürs Wallis loszuwerden. Da hatte Pirmin Zurbriggen sein olympisches Feuerchen mitsamt Fässchen längst wieder ins Tal geflogen. Die Flamme auf dem Matterhorn brannte nur wenige Minuten.

Derweil warben im fernen Südkorea Schweizer Funktionäre und Politiker für «Sion 2026». Inklusiv Walliser Holzhüttli, Fondue und viel Fendants. Dumm nur, dass zeitgleich verheerende Umfragen über die Akzeptanz von Olympischen Winterspielen erschienen. Herr und Frau Schweizer wollen schlicht und einfach nicht. Wegen den Milliardenkosten. Wegen dem Umweltschutz. Zudem wird die unausrottbare Dopingseuche auch das Wallis erreichen. Olympia-Teilnehmer, die von einer Lawine verschüttet werden, sollte man dann nicht mit Barrys vom Grossen Sankt Bernhard suchen. Sondern mit Drogenhunden.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Deal oder kein Deal

Von Peter Bodenmann — Hörnlhütten-Zauber: Der Walliser Staatsrat bekommt die Markenrechte an «Sion 2026».



Das Wallis freut sich: Constantin (r.) und CVP-Staatsrat Darbellay in der Hörnlhütte ob Zermatt.

Kaspar Jodok von Stockalper war der Fugger der Hochalpen. Er verdiente sein Geld – wie alle noblen Familien seiner Zeit – mit dem Kauf und dem Weiterverkauf der Söhne der Heimat als Söldner.

Dank dem Ewigen Frieden wurden vorab die französischen Könige beliefert. Das Löwendenkmal in Luzern erinnert an den unsinnigen Heldentot der Schweizer im Kampf gegen Demokratie und Fortschritt.

Stockalper kaufte und verkaufte nicht nur das Blut der Söhne der Heimat. Nein, der Umtriebigere organisierte im sich entfaltenden Kapitalismus die Produktion und den Transport von Waren und Geld. In Mailand liess er Wechsel ausstellen, die man in Paris einlösen konnte.

Sein Wahlspruch an der Eingangstreppe des Schlosses: «Nihil solidum, nisi solum» – nichts ist so sicher wie der Boden. Trotzdem vertrieben ihn die übrigen noblen Familien des Oberwallis ins Exil nach Domodossola.

Christian Constantin besitzt rund eine Million Quadratmeter Bauland. Schuldenfrei. Nur will fast niemand mehr bauen. Der Bau neuer Luxus-Chalets ist wegen der Lex Weber und des Bundesgerichts selbst in Verbier kaum mehr möglich. Im Wallis stehen – wie in der ganzen Schweiz – viele Wohnungen leer. Weil sich die Zuwanderung halbiert hat. Auch sonst herrscht tote Hose.

Christian Constantin muss realisieren. Deshalb kam er auf die Idee mit den Olympischen Spielen und der Olympia-City. Alles lief dann etwas aus dem Ruder. Nur scheinbar. Constantin besitzt in Riddes, neben dem Trainingszentrum für seine FC-Sion-Söldner, 40 000 Quadratmeter Land. Ikea will hier dank und mit Constantin das elfte Möbelhaus in der Schweiz errichten. Das Wallis freut sich.

Für den Bau einer Ikea-Mega-Kiste muss der Walliser Staatsrat grünes Licht geben. Für den Quartierplan und für die Baubewilligung. All das gibt es in einem Klientelstaat nur für die Freunde der Regierung. Letzte Woche trat Christian Constantin als Vorleistung die Markenrechte an «Sion 2026» gratis und franko an den Walliser Staatsrat ab.

Böse Zungen behaupten, Constantin kannte zu diesem Zeitpunkt bereits das Resultat der Umfragen der *Sonntagszeitung*: Die Mehrheit der Parlamentarierinnen und Parlamentarier will, dass das Volk über «Sion 2026» entscheidet. Und die erdrückende Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer will keine Olympischen Spiele.

Constantin hat in der Tradition des «grossen Stockalper» ein totes Säuli als quicklebendiges verkauft. Und die Markenrechte an «Sion 2030» behalten. Denn nach dem Deal ist vor dem Deal.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Eine Familiengeschichte

Von Kurt W. Zimmermann — Die Story, wie der frühere Ringier-Journalist Marc Walder Mitbesitzer von Ringier wurde.

Michael Ringier und Marc Walder, wie man weiss, kennen sich vom Tennisplatz. Walder war ein erfolgloser Profi, Ringier ein erfolgreicher Amateur.

In seiner siebenjährigen Profi-Karriere verdiente Walder genau 9063 Dollar. Sein Spielpartner Ringier, VR-Präsident seiner Firma, verdiente das in einer Woche.

Vor 25 Jahren verschaffte Michael Ringier seinem Tennispartner den ersten Job. Walder startete als Tütenkleber in der Vertriebsabteilung. Später war er Sportredaktor beim *Blick*, Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten* und rückte dann ins Management auf. 2014 wurde er CEO der Ringier AG.

Seit Ende Januar gehören ihm nun 10 Prozent des Unternehmens. Ringier ist damit erstmals kein reines Familienunternehmen mehr. Zwei Fragen sind also zu beantworten. Wie schaffte Walder das? Wie finanzierte Walder das?

Es hat mit einer speziellen Familiengeschichte zu tun. Das Unternehmen Ringier war zuvor im Besitz der drei Geschwister Michael Ringier, Evelyn Lingg-Ringier und Annette Ringier. Sie hielten je einen Drittel der Aktien. Als Einzige der drei hat Annette keine Kinder. Sie beschloss darum, familienintern zu verkaufen.

Nun brachte Michael Ringier eine Idee auf den Tisch: Warum übernehmen wir zwei verbleibenden Geschwister nicht statt der 33 Prozent von Annette nur 23 Prozent davon und beteiligen dafür unseren CEO Marc Walder zu 10 Prozent?

Man war einverstanden, allerdings mit einer Bedingung: Falls Walder etwas widerfährt, haben die Ringiers ein Rückkaufsrecht.

Die Beteiligung Walders war eine Geste des Danks. Er hatte, wie kein CEO vor ihm, die Chancen der elektronischen Marktplätze erkannt. Er baute die eigene Scout-24-Gruppe aus, er kaufte gemeinsam mit Tamedia den Marktleader Jobs.ch, er übernahm eine Vielzahl von digitalen Handelshäusern, die Tickets, Taschen und Tierfutter verkaufen.

Ringier und Walder sind via Tennis seit 35 Jahren befreundet. In den letzten Jahren sind sie auch geschäftlich sehr eng zusammengewachsen. Sie haben über eine Milliarde Franken in digitale Märkte investiert.

Als Walder 2014 CEO wurde, war das Unternehmen Ringier etwa 800 Millionen Franken wert. Heute ist es das Doppelte. Walders Firmenanteil wäre auf dem Markt damit rund 150 Millionen Franken wert. Natürlich hat er



Zum Familienmitglied befördert: Walder (l.), Ringier.

ihn etwas billiger bekommen, aber nicht allzu viel, sonst machen die Steuerbehörden Probleme. Ich schätze mal, er zahlte hundert Millionen.

Nun hat die Story auch dynastische Hintergründe. Michael Ringier und seine Frau Ellen hatten keine eigenen Kinder. Sie adoptierten darum zwei Töchter, Lilly und Sophie. Beide sind heute Mütter, für das Geschäft hatten sie kein Flair.

Das Flair hatte hingegen Robin Lingg, der Sohn von Schwester Evelyn. Er bewährte sich als Chef von Ringier Africa und jetzt als Leiter der Online-Rubrikenmärkte. Er ist designiert als neuer CEO. Neuer VR-Präsident und Nachfolger von Michael Ringier wird demnächst Marc Walder. Walder wurde quasi zum Familienmitglied befördert.

Die Finanzierung seines 10-Prozent-Anteils war kein Problem. Im Ringier-Verwaltungsrat sitzt auch Lukas Gähwiler von der UBS. Bei der UBS bekam Walder den Kredit von rund hundert Millionen, den sein 10-Prozent-Anteil kostete. Er hinterlegte als Sicherheit seine 10 Prozent der Ringier-Aktien. Für die Bank war es kein Risiko.

Im kleinen Kreis hatte Michael Ringier zuletzt ein paarmal schon gesagt: «Eigentlich müsste ich den Marc Walder adoptieren.» Man hatte über den Scherz gelacht. Nun, es war nur ein halber Scherz.

# Es stockt

Von Henryk M. Broder — Das Problem mit der Verantwortung.

Das hat es in der bald siebzighrigen Geschichte der Bundesrepublik noch nicht gegeben: Fast vier Monate nach den Wahlen zum Bundestag ist das alte Kabinett noch immer «geschäftsführend» tätig. Unter der Führung von Angela Merkel spielten die Minister business as usual, derweil Emissäre von Union und SPD in tage- und nächtelangen Sitzungen einen Koalitionsvertrag aushandelten – so als müssten sich die Parteien erst einmal aneinander herantasten. Nun gibt es einen 178 Seiten umfassenden Koalitionsvertrag, aber die Regierungsbildung stockt. Denn der SPD-Vorstand hat den rund 460 000 Genossinnen und Genossen versprochen, dass sie über den Vertrag abstimmen dürfen. Der Mitgliederentscheid soll vom 20. Februar bis zum 2. März stattfinden, das Ergebnis einen oder zwei Tage später verkündet werden.

Was nach einem basisdemokratischen Prozedere aussieht, ist eine höchst problematische Art, sich der politischen Verantwortung zu entziehen. Wer in die SPD eintreten will, muss mindestens vierzehn Jahre alt sein. Er muss aber nicht die deutsche Staatsbürgerschaft haben. Das heisst, nicht wahlberechtigte Teenager dürfen bei dem Mitgliederentscheid ebenso mitmachen wie Zugewanderte, die der SPD beigetreten sind, ohne deutsche Staatsbürger zu sein – Türken, Griechen, Italiener, Polen, Spanier und vermutlich auch einige Schweizer und Österreicher, die in Deutschland leben und arbeiten. Was nicht weiter von Bedeutung wäre, denn Parteitagebeschlüsse sind für die Regierungsarbeit nicht bindend. So hat ein CDU-Parteitag Ende 2016 beschlossen, die Doppelpass-Regelung aufzuheben, worauf die Kanzlerin erklärte, es werde «in dieser Legislaturperiode keine Änderung geben». Und dabei blieb es.

Es gibt im deutschen Wahlrecht kein «imperatives Mandat». Die Abgeordneten sind «an Aufträge und Weisungen nicht gebunden und nur ihrem Gewissen unterworfen». Das gilt auch für die Parlamentarier der SPD. Die Parteiführung weiss es, handelt aber nicht danach. Und so könnte passieren, dass über die Regierungsbildung nicht die 47 Millionen Wähler entscheiden, die am 24. September ihre Stimmen abgegeben haben, sondern die 460 000 Mitglieder der SPD. Was der Herr im Himmel verhindern möge. Ersatzweise das Verfassungsgericht in Karlsruhe.





*Konsequent gepflegte CVP-Seilschaften: Bundesrätin Leuthard.*

## Probleme und Skandale

Doris Leuthards Verkehrs- und Umweltamt untersteht das grösste Unternehmenskonglomerat der Schweiz. Es brennt in mehreren Betrieben. Wer soll künftig diesen Riesendampfer steuern? *Von Christoph Mörgele*

Als Rechtsanwältin haben sie zuvor kaum mehr als eine Sekretärin geführt. Der frühere Bundesrat Moritz Leuenberger arbeitete in einer linken Stadtzürcher Gemeinschaftskanzlei, Doris Leuthard in einer auf Scheidungen spezialisierten Kanzlei im Aargau. Nebenher politisierten beide im Nationalrat, bis sie der unerforschliche Wille der Bundesversammlung in die Landesregierung trug. Dort sollten sie nun dem Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) vorstehen. Bereits die einzelnen Bundesämter für Verkehr, Zivilluftfahrt, Energie, Strassen, Kommunikation, Umwelt und Raumentwicklung bilden für sich schon stattliche Verwaltungseinheiten. Was den Verantwortungsbereich des Uvek aber ins Gi-

gantische aufbläst, sind die ihm zugewiesenen «Regiebetriebe».

### **Fragwürdiges «New Public Management»**

Im ausgehenden 20. Jahrhundert wurden diese monopolartigen Unternehmen im Sinn des New Public Management in Aktiengesellschaften umgewandelt. So erfolgte 1998 die Aufsplittung der PTT in «Die Post» und die «Swisscom AG», ein Jahr später wurden auch die SBB eine AG. Dabei zeichnete der Bund bei den Bundesbahnen weiterhin als Alleineigentümer, während die Swisscom zwar eine materielle Teilprivatisierung erlebte, aber in öffentlichem Mehrheitsbesitz verblieb. Die SRG war schon in ihren Anfängen als privatrechtlicher Verein mit Bundeskonzession be-

ziehungsweise mit Service-public-Auftrag konzipiert. Die öffentlichen Unternehmen blieben aber insofern ein problematisches Konstrukt, als die Verantwortlichkeiten zwischen Politik, Verwaltung und Privatwirtschaft letztlich trotz schöner Organigramme kaum wasserdicht zu trennen sind. Dies betrifft vor allem die personelle Verantwortlichkeit des Bundesrates bei der Zusammensetzung der Aufsichtsgremien, wobei seine Einflussnahme informell durchaus auch in die operativen Chefposten hineinreicht.

Zwar bleibt die Anzahl der Uvek-Verwaltungsstellen deutlich unter 2000. Allein die Post zählt aber 61 000 Mitarbeiter, die Swisscom 21 500, die SBB über 33 000 und die SRG 6000. Das Konglomerat des Uvek ist also ein

deutlich grösserer Arbeitgeber als Migros und Coop. Damit trägt Bundesrätin Doris Leuthard als gegenwärtige Uvek-Vorsteherin die direkte und indirekte Verantwortung für einen Mischkonzern, der zwar nicht gerade die Weltfirma Siemens übertrifft, aber sich problemlos in der Grössenordnung von ABB und Novartis bewegt. Kann das gutgehen? Es kann nicht gutgehen. Und es ist auch nicht gutgegangen.

### Kaum Interesse an Aufklärung

Zweifellos ist etliches, das gegenwärtig schief fließt, der obersten Chefin Doris Leuthard anzulasten, etwa die von ihr konsequent gepflegten CVP-Seilschaften. Doch wäre es allzu einfach, der Verkehrsministerin allein den Schwarzen Peter zuzuschieben. Hinterfragt werden muss das System des New Public Management generell, das den genannten staatsnahen Betrieben faktisch die Organisationsstruktur und den Freiraum von Privatfirmen gewährt. Wenn nun aber von der Politik befohlen wird, es müsse so und so viel Gewinn erwirtschaftet werden, muss man von den ausführenden Organen entsprechende Kreativität selbst am Gesetz vorbei erwarten. Auch wenn der Befehl lautet, keinesfalls Gewinne auszuweisen, ist dies für keine Firma ein Problem. Man steigert einfach die Kosten, vorzugsweise bei den Bezügen: Die *Sonntagszeitung* hat vorgerechnet, dass beispielsweise die Löhne der obersten Post-Kader um ein Viertel gestiegen sind, seit die jetzt aufgefliegenen Unregelmässigkeiten einsetzen.

Was CVP-Bundesrätin Doris Leuthard gegenwärtig um die Ohren fliegt, ist auch die schmerzhaft Quittung für eine allzu bequeme Amtszeit. Als Frau der Mitte von links und rechts geschont, wurde sie medial ständig als «beliebteste» unter den Landesvätern und Landesmüttern bengalisch beleuchtet, ohne den Test einer Volkswahl bestehen zu müssen. Vor allem die Ringier-Blätter überschlugen sich vor Begeisterung, weil sie ohnehin die Nähe des Staates suchen und weil sich die attraktive Aargauerin gut vermarkten liess. In beiden Kammern des Parlaments, wo man Leuthard etwas besser kennt, hat sich zwischenzeitlich Skepsis ausgebreitet. Nicht alle National- und Ständeräte ertrugen ihren schnippischen Tonfall, das ständige Abkanzeln, ja Auslachen durch die Magistratin.

Die lange fast ausschliesslich positive Wahrnehmung weicht nun der Ernüchterung. Zu gross sind die Probleme und Skandale, die sich am Ende von Leuthards Amtszeit auf türmen. Die Personalie der Post-Chefin Susanne Ruoff – von der Departementschefin aktiv gefördert – hat sich zum Brandherd ausgeweitet. Was die ehemalige Primarlehrerin mit einigen Fortbildungskursen zur Chefin eines Grossunternehmens aufsteigen liess, ist ohnehin nicht ohne weiteres nachvollziehbar. Sus-

anne Ruoff dürfte sich nach dem von ihr mitverantworteten Subventionsbetrug kaum auf dem ehrgeizig erkämpften Posten halten können. Zu dreist war ihre anfängliche Behauptung, es sei «in einer Ecke der Postauto AG» zu gewissen Unregelmässigkeiten gekommen. Nun muss sie damit rechnen, dass in der angeblichen Ecke besonders gründlich gekehrt wird. Verantwortung ist unteilbar. Ein trotziges «Ich trete nicht zurück» im *Sonntagsblick* ändert daran nichts.

Der Vorwurf mutmasslich strafbarer Buchhaltung trifft mit der Post einen Betrieb, der bislang bei den Schweizern mehr Glaubwürdigkeit genoss als die Kirche. Man denkt unweigerlich an jene Zeiten, in denen der Briefträger die AHV noch persönlich vorbeibrachte. Leider lässt das Interesse der nun involvierten Personen eine rasche Aufklärung und Benennung der Verantwortlichen kaum erhoffen.

Die Postministerin Doris Leuthard will sich möglicherweise noch vor Bekanntgabe der Untersuchungsergebnisse in den Rücktritt retten. Auch CEO Susanne Ruoff, die früheren und heutigen Postmanager, Verwaltungsräte oder die Revisionsgesellschaft KPMG dürfen bei einem gemächlichen Vorgehen erwarten, dank erlahmender öffentlicher Empörung besser wegzukommen. Einen ersten Vorgeschmack auf das zu erwartende Tempo bot die Präsidentin der Verkehrskommission, Edith Graf-Litscher (SP), mit ihrer Aussage, die nationalrätliche Aufsicht werde die Affäre am 19. März behandeln. Tatsächlich ist die Kommission aber bereits Anfang dieser Woche zur ordentlichen Sitzung zusammengetreten; eine fünfwöchige Verschiebung ist angesichts der Brisanz des Themas kaum zu rechtfertigen.

### Riesiges Datenleck

Für einen unbehaglichen Eindruck beim Publikum sorgt auch die Tatsache, dass Bundesrätin Leuthard und Verwaltungsratspräsident Urs Schwaller eine dermassen enge persönliche und parteipolitische Seilschaft bilden, dass jede Stellungnahme und Sprachreglung der beiden aufs engste abgesprachen wirkt. Zu den Vertrauensleuten Leuthards gehört übrigens auch SBB-Präsidentin Monika Ribar, der bis heute die schlüssige Erklärung nicht gelungen ist, warum sie indirekt Geld aus einem angolanischen Staatsfonds bezogen hat. SBB-Geschäftsführer Andreas Meyer kämpft mit erheblichen Beschaffungsproblemen von Zugskompositionen; immerhin verdient die

Leistung aber Anerkennung, innert weniger Jahre Hunderttausende zusätzlicher Passagiere befördert zu haben.

Die Swisscom musste ein Datenleck von gegen einer Million Netzanschlüssen eingestehen, was man über Monate vertuschte. Es ist ohne weiteres zu vermuten, dass sich darunter neben den Privatkunden mit ihrem berechtigten Anspruch auf Schutz der Privatsphäre auch Botschafter, Militärs und andere Geheimnisträger befinden. Es handelt sich jedenfalls um ein Debakel ersten Ranges. Ohne die absurd überhöhten Roaming-Gebühren würde der Betrieb kostenmässig aus dem Ruder laufen. Weder von der Departementsvorsteherin noch vom Bundesrat spürt man den Willen, die Swisscom wirklich zu reformieren.

### Wie wäre es mit Peter Spuhler?

Das grenzenlose Selbstbewusstsein, welches die SRG in den letzten Jahren und Jahrzehnten zelebriert hat, rächt sich nun bitter. Abgehobene Kader bis hinauf zur bundesrätlichen Oberaufsicht scheinen den Kontakt vor allem zu den Medienkonsumenten der jüngeren Generation weitgehend verloren zu haben. Selbst wenn die «No Billag»-Initiative an der Urne wuchtig abgelehnt werden sollte, sind einschneidende Neuerungen bei SRG/SRF unausweichlich. Weder Doris Leuthard noch

Fernseh- und Radio-Direktor Ruedi Matter traut man indessen die notwendigen Reformschritte zu. Beim Energieausstieg muss die Energieministerin die von ihr mitverursachten Probleme allerdings nicht mehr auslöffeln, da ihre lebensfremde Strategie offiziell aufs Jahr 2050 datiert ist. Politisch stellt sich die Frage, ob an der Spitze des enorm ausgedehnten Infrastrukturdepartements alles im alten Trott weitergehen kann. Soll die Briger Anwältin Viola Amherd übernehmen, wie wenn nichts gewesen wäre? Oder Brigitte Häberli, ehemals Blockflötenlehrerin aus Bichelsee?

Auch der gelernten Pianistin Simonetta Sommaruga wird Appetit auf das Uvek nachgesagt. Oder wäre nicht der Zeitpunkt gekommen, einen ausgewiesenen Fachminister zu wählen, der sich sicher auf dem politischen Parkett bewegt, aber auch ein grosses Privatunternehmen im Infrastrukturbereich geführt hat? Eine Persönlichkeit, die sich wirklich für Technik, Wirtschaftlichkeit und Dienstleistungen interessiert. Das Uvek ruft nach einem Mann von Format. Zum Beispiel vom Format eines Peter Spuhler. ○



SBB-Chefin Monika Ribar.

### Zu den Vertrauensleuten Leuthards gehört auch SBB-Präsidentin Ribar.

# Gelb-oranger Filz

Die CVP hat den gelben Riesen auf allen Ebenen fest im Griff. Das zeigt sich jetzt auch wieder bei der Postauto-Affäre.

Von Hubert Mooser

Ein Regiebetrieb im Krisenmodus: Nun meldete sich auch noch die Verkehrsministerin Doris Leuthard zur Postauto-Affäre. Demonstrativ stellte sich die CVP-Bundesrätin im «Talk täglich» von Tele M1 vor die angeschossene Postmanagerin Susanne Ruoff. Es sei viel spekuliert worden, sagte sie. Zuerst müsse man aber abklären, was genau passiert sei, ob die Gelder falsch «verbucht wurden oder ob tatsächlich betrogen worden ist». Das eigentliche Problem der Post kam dabei nicht zur Sprache: der Filz.

Leuthard liefert mit ihrem Auftritt gerade den Beweis dafür, wie dicht dieser Filz tatsächlich ist. Die Post, von dem früheren CVP-Ständerat Urs Schwaller präsidiert, manipuliert im Bereich Postauto die Rechnung und erschleicht sich damit seit 2007 ungerechtfertigte Subventionen in Höhe von 78 Millionen Franken. Das Bundesamt für Verkehr im Departement von Leuthard deckt den *Bschiss* auf. Und sogleich eilt die Postministerin an die Front, um die ganze Geschichte wieder zu relativieren.

## Unter Leuthard wurde der Filz dichter

Die CVP kommt sich bei der Post immer wieder selber in die Quere. Zum Beispiel bei der Straffung des Poststellennetzes. Während unter Präsident Schwaller das Poststellennetz bis 2020 um 600 Poststellen reduziert werden soll, machen der Monsieur Service public der CVP, Martin Candinas, und andere CVPler im Parlament Front dagegen. Oder: Während der frühere CVP-Regierungsrat und Postregulator Hans Hollenstein sich für einen fairen Wettbewerb im Postmarkt engagiert, will die Walliser CVP-Nationalrätin Viola Amherd anderen Mitbewerbern im Postmarkt gleich lange Spiesse verwehren. Diese enge Verzahnung ist natürlich nicht gut für die Post und die CVP. Die Postverantwortlichen regten sich lange Zeit darüber auf, dass ihre Belange wegen dieser Nähe zur Politik nicht im Wirtschaftsteil der NZZ, sondern im Inlandressort abgehandelt wurden. Und die CVP steht bei jedem Problem am Pranger.

Lange war dieses Staatsunternehmen eine Spielwiese der Sozialdemokraten. Der frühere Chef der Eidgenössischen Finanzverwaltung, der Berner Sozialdemokrat Ulrich Gygi, amtierte als Verwaltungsratspräsident. Damals war noch SP-Bundesrat Moritz Leuenberger Postminister. CVP-Höflinge waren bei der Post aber schon immer gut vertreten. Auf Gygis



*Gleichzeitig Alarm und Entwarnung.*

Posten rückte beispielsweise der Waadtländer Claude Béglé, nun CVP-Nationalrat, nach. Aber unter Postministerin Leuthard ist das CVP-Netzwerk beim gelben Riesen noch dichter geworden.

Mit Urs Schwaller setzte sie als Nachfolger von Postpräsident Peter Hasler (er kam für Béglé) einen langjährigen Gefolgsmann an die Spitze des gelben Riesen. Die Postkommission (Postcom) beaufsichtigt den schweizerischen Postmarkt und wacht darüber, dass die Grundversorgung in hoher Qualität erfolgt. Der abgewählte Zürcher CVP-Regierungsrat Hans Hollenstein fand hier 2011 mit der Hilfe Leuthards eine neue Aufgabe. Zu diesem Postfilz dazurechnen muss man auch die Generalsekretärin (Stabsstelle des Verwaltungsrates) der Post, Kerstin Büchel, die Frau von Daniel Büchel, Leuthards früherem persönlichen Mitarbeiter, heute Vizedirektor im Bundesamt für Energie. Frau Büchel war schon vor Leuthard im Amt. Ebenso die aus dem Aargau stammende Chefin der internen Revision, Martina Zehnder.

Jedes Jahr trifft sich auf der Terrasse einer Wohnung in der Berner Altstadt, zwei Stock-

werke unter der früheren Dienstwohnung von Bundesrat Christoph Blocher, der Berner und Aargauer CVP/SP-Post- und Parteifilz zum Apéro – auf Einladung der Chefrevisorin der Post. Ein privater Umtrunk unter Freunden und Bekannten, wo man unter anderem auf bestandene Staatsfunktionäre wie den früheren Postgeneral Gygi und seine Lebensgefährtin Barbara Schaefer, oberste Personalchefin der Bundesverwaltung, trifft. Bisweilen ist auch der frühere SP-Nationalrat und Preisüberwacher Rudolf Strahm auf ein Glas vorbeigekommen.

## Wagenburg-Mentalität

Längst hat sich in den Köpfen der Postspitzen eine Wagenburg-Mentalität entwickelt – gegen alle Eindringlinge, welche das System stören könnten. Als der Chef der Eidgenössischen Finanzkontrolle vor einiger Zeit ein Audit bei der Postrevision durchführen wollte – eine Überprüfung der Abläufe und Prozesse –, wehrte sich die Post dagegen. Die Überprüfung wurde schliesslich an einen externen privaten Spezialisten vergeben. Auch

der Direktor des Bundesamtes für Verkehr (BAV), Peter Füglistaler, beklagte sich bei seinen öffentlichen Auftritten darüber, dass die Post der Aufsichtsbehörde BAV lange Zeit den Zugang zu umfassenden Abklärungen erschwert habe.

Wer nicht dazugehört oder sich nicht aus dem eigenen Serail hochdient, hat einen schweren Stand. Das musste zum Beispiel Claude Béglé erfahren, als ihn Moritz Leuenberger zum Nachfolger von Ulrich Gygi ernannte. Béglé stand zwar schon damals der CVP nahe, aber verfügte nicht über die nötigen Verbindungen zum Berner Kuchen und hielt sich auch nicht an die Hauskultur. Im Gegenteil: Er drängte den intern beliebten Post-CEO Michel Kunz aus dem Amt. Unter seiner Ägide verdoppelten sich innerhalb kurzer Zeit die Kosten des Verwaltungsrates. Das gesamte Kader inklusive Postrevision schlug zu Recht Alarm.

Auffallend ist dagegen, mit welcher Sorglosigkeit die Verantwortlichen einschliesslich der internen Revision im Fall der Subventionsaffäre sich taub und blind stellten. Laut BAV verlangte die Postauto AG seit 2007 von Bund und Kanton zu hohe Subventionen. Die Geschichte reicht also noch in die Ära des früheren Verwaltungsratspräsidenten Ulrich Gygi zurück. Liegt es daran, dass der Anfang Februar 2018 vorzeitig pensionierte Postauto-Chef Daniel Landolf einer aus dem System war, intern sehr beliebt und hochgeschätzt?

#### «Dann macht man eben auch nichts»

Die interne Revision der Post erstattete, nach heutigem Kenntnisstand, erst 2013 in einer speziellen Aktennotiz Verwaltungsrat und Geschäftsleitung Bericht über kuriose Rechnungslegungspraktiken bei der Postauto AG, und das erst noch in einer verschleiern-technokratischen Sprache. So hielt die Postrevision fest, dass «der Wertezufuss punktuell nicht eingehalten wird, was in bestimmten Fällen zu Quersubventionierung zu Lasten des öffentlich finanzierten Geschäfts führt», wie der *Blick* publik machte. Am Schluss des Schreibens heisst es dann aber deutlich: «Für den Verwaltungsrat besteht kein Handlungsbedarf.»

Selbst Bundesrätin Leuthard wundert sich über die Art, wie diese Aktennotiz abgefasst ist. Gegenüber Tele M1 meinte die Postministerin, in dem besagten Revisionsbericht stehe einerseits, dass es Falschbuchungen gebe. Gleichzeitig stehe am Schluss des Berichts, es bestehe kein Handlungsbedarf. «Wenn ein Revisor, ein Spezialist, sagt, es bestehe kein Handlungsbedarf, dann macht man eben auch nichts.» Wieso die interne Revision 2013 plötzlich eine Aktennotiz verfasste, in der sie kurioserweise gleichzeitig Alarm schlägt und Entwarnung gibt, will die Post nicht beantworten. Dies sei Gegenstand der laufenden Untersuchung. ○

## Schweiz

# Schönwettermaschine

**Bundesrat Ignazio Cassis ist überzeugt, dass die Kritik am Rahmenabkommen vor allem ein Kommunikationsproblem ist. Heimlich plant er eine Offensive.**

Die Schweizer würden ein institutionelles Rahmenabkommen nur unterzeichnen, wenn es sich für die Eidgenossenschaft lohnt, predigte der neue Aussenminister Ignazio Cassis in den vergangenen Tagen. Das beeindruckte sogar die *Basler Zeitung*: Da sage ein Bundesrat endlich einmal, dass auch ein Scheitern am Verhandlungstisch in Kauf zu nehmen sei, dass eine Nulllösung einkalkuliert werden müsse, schrieb das Blatt nach dem 100-Tage-Auftritt von Cassis in Lugano.

Aber heimlich stellen der FDP-Bundesrat und sein neuer Staatssekretär für europäische Angelegenheiten, Roberto Balzaretto, die Weichen bereits in eine Richtung, als stehe von vornherein fest, dass die enge institutionelle Anbindung an die EU eine gewinnbringende Aktie sei. So feilt das Eidgenössische Departement des Äusseren (EDA) zusammen mit der Propagandastelle des Bundes «Präsenz Schweiz» und der Bundeskanzlei im stillen Kämmerlein an einem Kommunikationskonzept. «Das EDA will damit in Zukunft die Kommunikation besser steuern», heisst es in Bern.

#### Deutungshoheit zurückgewinnen

Cassis will offenbar die Propagandamaschine anwerfen und kritische Stimmen zum Rahmenvertrag in Bundesrat, Parlament und Medien zum Schweigen bringen. Parallel dazu will er mit einer Informationsoffensive die Stimmbürger auf die Notwendigkeit eines Rahmenvertrags einschwören. Das Ziel: Der neue Aussenminister will die Deutungshoheit über die EU-Politik, die man in den letzten Jahren an die EU-kritische SVP verloren hat, wieder zurückgewinnen. Gleichzeitig will er das Terrain vorbereiten für eine künftige Abstimmung über den Rahmenvertrag. Aber Transparenz ist auch diesmal nicht unbedingt oberstes Gebot. Die Öffentlichkeit soll vorerst über die Propaganda-Aktivitäten nichts erfahren.

In einer ersten Fassung der Pressemitteilung, welche Cassis dem Bundesrat vor der Sitzung vom 31. Januar 2018 vorlegte, wurde auf ein Kommunikationskonzept prominent hingewiesen. In der Fassung, die man später den

Medien präsentierte, war diese Passage herausredigiert worden. Vor den Medien machte Cassis dazu vage Andeutungen. «Ein Rahmenabkommen kann noch so gut sein, wenn es innenpolitisch nicht getragen wird, kommen wir nirgend wohin. Deshalb die Bemühung, die Reihen zu schliessen», sagte der Aussenminister – und wollte sogleich die Medien in die Pflicht nehmen: «Wenn alles, was wir in der Schweiz diskutieren, zu Spekulationen in den Medien führt, schwächt das unsere Verhandlungsposition», warnte er.

#### Wie die Bibel

Dass Cassis stärker an der Heimatfront wirken will als sein öffentlichkeitsscheuer Vorgänger Didier Burkhalter, finden zwar fast alle gut. Cassis ist jedoch überzeugt, dass das grösste Problem beim Rahmenabkommen die Kommunikation sei. Flugs deutete er an der Albisgüetli-Tagung der SVP darum das Rahmen-

abkommen zum Marktzugangsabkommen um und betonte: «Das institutionelle Rahmenabkommen ist mittlerweile wie die Bibel. Alle sprechen darüber, und niemand weiss genau, was drinsteht!» Der Vergleich hinkt. Über kein anderes Verhandlungsmandat wurde in den letzten Jahren derart umfassend und unter Berücksichtigung aller möglichen Varianten und Untervarianten, Vorteile und Nachteile berichtet. Aber egal, aus welchem Blickwinkel man die Geschichte beleuchtet hat, das Kernproblem lässt sich nicht wegdiskutieren: der Souveränitätsverlust, den die Schweiz durch ein institutionelles Abkommen erleiden würde – durch die Übernahme von fremdem Recht und die Rechtsprechung im Streitfall durch fremde Richter.

Vorschläge, wie er diese Klippen beim institutionellen Rahmenvertrag umschiffen will, wird Cassis dem Bundesrat am 21. Februar vorlegen, zusammen mit seinem Kommunikationskonzept. Vielleicht sollte der FDP-Bundesrat zuerst seine eigene Kommunikation verbessern. Am WEF in Davos brachte er es sogar fertig, innerhalb von zwei Tagen zwei unterschiedliche und sich widersprechende Meinungen zum Zeitplan der EU-Verhandlungen zu verkünden. *Hubert Mooser*



Aussenminister Cassis.

# Strangulierende Massnahmen

Das Lohnkartell und komplizierte Regulierungen im Baugewerbe bergen ein enormes Missbrauchspotenzial in sich. Die Justiz ist hoffnungslos überfordert, wie der Fall von Gipser Goger zeigt. *Von Alex Baur*

Die Kantonspolizei Zürich holte Gipser Kurt Goger am 25. Oktober 2017 im Morgengrauen mit einem Grossaufgebot aus den Federn. Die Fahnder durchwühlten seine Wohnung und seine Büroräume, schleppten kistenweise Akten ab. Danach überführten sie den 52-jährigen Österreicher nach Zürich, wo ihm Staatsanwältin Kathrin Heinzl von der Spezialabteilung für Organisierte Kriminalität die Haft eröffnete: «Menschenhandel, Wucher, Betrug, Urkundenfälschung».

Wie sich schnell herausstellte, waren die Vorwürfe über drei Jahre alt. Es handelte sich um dieselben Beschuldigungen, welche die Gewerkschaft Unia zusammen mit einigen Konkurrenten von Goger und dem *Blick* bereits im April 2015 in einer wochenlangen Kampagne lanciert hatte: Der Gipser soll ungarischen Handwerkern zu wenig Lohn bezahlt und zu viel Wohnkosten berechnet haben; ja es soll sogar Lohnrückzahlungen unter dem Tisch gegeben haben (*Weltwoche* Nr. 21/15, «Sie nennen ihn «Burger Kim»»).

## Kafkaeske Prozesslawine

Kurt Goger wehrte sich juristisch gegen die Diffamierungskampagne und die illegalen Baustellenblockaden der Unia, die seine Firma an den Rand des Ruins getrieben hatten. Mit Erfolg. Am 14. April 2015 verbot das Handelsgericht Bern die Blockaden in einer einstweiligen Verfügung. Später untersagte das Gericht auch die Anschuldigungen gegen Goger. Der *Blick* musste sämtliche Artikel vom Netz nehmen. Das Boulevardblatt einigte sich mit dem Gipser in einem Vergleich, über dessen Inhalt Stillschweigen vereinbart wurde.

Doch dort, wo es zu keiner gütlichen Einigung kam, ist die Lage verfahren. Die Justiz ist auch drei Jahre nach der Eskalation weit davon entfernt, den Fall zu klären. Insgesamt sind gegen ein Dutzend Prozesse in Zürich, Bern, Bülach und in Ungarn am Laufen.

Hängig ist auch noch das Strafverfahren gegen den damals federführenden Zürcher Unia-Boss Roman Burger wegen Verleum-

dung, Nötigung, Urkundenfälschung und anderer Delikte (Burger wurde inzwischen wegen sexueller Belästigungen von Untergebenen gefeuert). Die von der Unia dominierte paritätische Berufskommission der Stadt Zürich reagierte später mit einer Gegenanzeige gegen Goger wegen Menschenhandels. Diese führte zur vorübergehenden Verhaftung des Unternehmers, die Burger erspart geblieben war.

Tatsächlich hatte Kurt Goger die meisten Prozesse selber losgetreten. Die Akten füllen inzwischen siebzig Bundesordner. Doch anders konnte er sich gegen seine Gegner nicht wehren, die auf die Macht von Mob und Medienkampagnen gesetzt hatten. Wo Urteile erfolgten, fielen diese praktisch immer zu seinen Gunsten aus. Nur nützt ihm das wenig. Denn die Zeit spielt gegen Goger – und für die Unia. Mit bislang über achtzig Eingaben und Anträgen bläst diese die Verfahren nach Kräften auf.

Nicht zuletzt dank Zwangsbeiträgen von Arbeitern verfügt die Gewerkschaft über fast unbegrenzte Mittel. Dass Goger das ruinöse Powerplay überhaupt bis heute durchgehalten hat, grenzt an ein Wunder. Sein einst stolzer Betrieb, der zu den besten Zeiten 167 Arbeiter beschäftigte und Medaillen für seine Qualitätsarbeit einheimste, ist arg geschrumpft.

Selbst für die involvierten Anwälte ist es mittlerweile schwierig, den Überblick über die Verfahren zu wahren. Die Zürcher Staatsanwältin Kathrin Heinzl hatte den Überblick erst recht nicht, als sie im letzten Herbst mit schwerem Geschütz gegen Kurt Goger vorging. Sie stützte ihren «dringenden Tatverdacht» auf eine Strafanzeige, welche die paritätische Kommission unter der Regie der Unia bereits im April 2016 eingereicht hatte. Doch obwohl der Verdacht des «Menschenhandels» dramatisch klingt, blieb die

Anzeige vorerst über ein Jahr lang unerledigt auf ihrem Pult liegen.

Den Auslöser zur Razzia bei Goger lieferte ein langjähriger ehemaliger Angestellter von Goger. Anfang August 2017 gab der Ungar bei der Polizei zu Protokoll, die Angestellten von

Goger hätten bis zu einem Drittel der offiziell ausbezahlten Löhne unter dem Tisch zurückzahlen müssen. So sei der gesetzliche Normlohn unterlaufen worden.

Als Staatsanwältin Heinzl drei Monate später ihren martialischen Raid gegen Gipser Goger lancierte, kannte sie die Akten der Parallelverfahren höchstens rudimentär. In Kenntnis der wahren Hintergründe verfügte der Haftrichter die sofortige Freilassung des Unternehmers. Gogers Verhaftung war auch deshalb unsinnig, weil keiner dringender eine Klärung der Vorwürfe will als er selber. Doch seit der Razzia geht es wieder gemächlich zu und her. Frau Staatsanwältin hat sich für das nächste halbe Jahr schon mal in den Mutterschaftsurlaub abgemeldet.

Die Vorwürfe der illegalen Lohnrückzahlungen tauchten Anfang 2015 auf. Goger reagierte sofort und führte bei allen Mitarbeitern eine schriftliche Umfrage in deren Muttersprache durch. Der Verdacht war insofern nicht abwegig, als Schweizer Normlöhne die in Ungarn üblichen Gehälter um ein Vielfaches übertreffen. Es wäre denkbar gewesen, dass irgendwelche Vermittler ohne Gogers Wissen kassierten. Doch alle Mitarbeiter, ohne eine einzige Ausnahme, bestätigten mit ihrer Unterschrift, dass es keine solchen Praktiken gab.

## Heimliche Tonaufnahmen

Als der *Blick* seine Anti-Goger-Kampagne eskalieren liess, stellte sich schnell heraus, woher der Wind wehte. Drei Ungarn unter der Leitung eines gewissen Bela B. drohten Goger offen an, sich mit der Unia zu verbünden – und stellten Forderungen: eine feste Anstellung plus 40 000 Franken Cash. Loyale Mitarbeiter hatten Goger vor dem Komplott gewarnt. Der Unternehmer ging nicht auf die Erpressung ein und feuerte die drei Ungarn fristlos.

Bela B. und seine beiden Komplizen waren es denn auch, die wenige Tage später an einer von der Unia organisierten Pressekonferenz die Vorwürfe der Lohnrückzahlungen publik machten. Im gleichen Zeitraum trommelte die Unia-Mitarbeiterin Eva Molnar in Budapest siebzehn ehemalige Goger-Mitarbeiter zusammen. An einem Mittagessen versprach sie den Arbeitern fünf Monatslöhne Schmerzensgeld, Gratis Sprachkurse und feste Jobs in der Schweiz, wenn sie die Mär von den Lohnrückzahlungen in bereits vorgefertigten schriftlichen Erklärungen bestätigten und notariell beglaubigen liessen. Glücklicherweise haben zwei loyale ehemalige



Unternehmer Goger.

## Die Blockaden der Unia haben Gogers Firma an den Rand des Ruins getrieben.





**Illegal:** von der Unia organisierte Demonstration gegen Gipser-Unternehmer Goger, April 2015.

Goger-Mitarbeiter, die beim Mittagessen in Budapest dabei waren, ihren ehemaligen Arbeitgeber gewarnt. Sie hatten die unmoralische Verführung von Eva Molnar zum Teil mit dem Handy mitgeschnitten und schriftlich protokolliert. Die Tonaufzeichnungen sind leider juristisch nicht verwendbar, da sie heimlich erfolgten. Aber sie zeigen in aller Deutlichkeit, dass es der Unia nie um die Wahrheit ging. Wohlweislich stellte nie einer der angeblich ausgebeuteten Ungarn vor Gericht eine Forderung auf Rückerstattung der vermeintlichen Lohnrückzahlungen.

Warum der Rädelsführer Bela B. nie eine solche Rückerstattung gefordert hatte, wurde auch bei dessen Einvernahme im Parallelverfahren gegen Roman Burger am 18. August 2017 klar: Der Ungar verstrickte sich in heilloser Widersprüche. Seine Angaben zu den monatlichen Lohnrückzahlungen variierten zwischen 300 und über 1000 Franken. Gogers Anwalt filterte neunzehn unlösbare Widersprüche und Lügen aus dem Einvernahmeprotokoll heraus. Als er Bela B. einen Bankauszug vorlegte, der in einem Parallelverfahren aufgetaucht war, verschlug es diesem ganz einfach die Sprache. Er konnte nicht erklären, warum er im fraglichen Zeitraum nie einen Betrag von seinem Franken-Bankkonto abgeboben hatte, den man irgendwie mit einer der behaupteten



**Ehemaliger Gewerkschafter Burger.**

**Die Aufzeichnungen zeigen, dass es der Unia nicht um die Wahrheit ging.**

Lohnrückzahlungen in Verbindung bringen konnte. Der Komplott wird damit offenkundig.

### **Zu hohe, nicht zu tiefe Löhne**

Gegenstand des Strafverfahrens gegen Gipser Goger sind auch angeblich zu tiefe Löhne und zu hohe Abzüge, welche die Unia und die paritätische Kommission bei Kontrollen festgestellt haben wollen. Vor Gericht musste Kurt Goger eine neutrale Begutachtung durch Spezialisten des Staatssekretariates für Wirtschaft (Seco) in Bern erzwingen. Das Resultat liegt mittlerweile vor. Es ist vernichtend – aber nicht für Goger, sondern für seine Gegner. Die Crux liegt in komplizierten Gesamtarbeitsverträgen und regionalen Unterschieden. Da Goger in der ganzen Schweiz tätig ist, kommt es oft zu Überschneidungen. Die paritätische Kommission, welche einfach die höchsten Tarife der Stadt Zürich verordnete, hatte Goger bereits früher einmal zu einer Nachzahlung von 309 000 Franken plus 60 000 Franken Busse verdonnert. Der

Unternehmer zahlte dem Frieden zuliebe und erhöhte in der Folge die Löhne. Wie sich nun herausstellt, waren alle Forderungen unbegründet. Da die Goger-Swiss AG nur zu einem kleinen Teil in der Stadt Zürich tätig war, kommt für sie der niedrigere kantonale Tarif zur Anwendung. Im Klartext: Goger hat

jahrelang nicht zu tiefe, sondern zu hohe Löhne bezahlt. Der zweite Hauptvorwurf betraf den Abzug von zwanzig Franken pro Nacht, den Goger den Arbeitern, die keine Bleibe in der Schweiz hatten, für die Logis in Rechnung stellte (Reinigung, Bettwäsche und Nebenkosten inklusive). Gemäss Unia war das «Mietwucher». Goger hätte nach Meinung der Gewerkschaft den Wohnraum gratis zur Verfügung stellen müssen. Der vom Seco beauftragte Lohnbuchprüfer Peter Kern kam nun zum Schluss, zwanzig Franken pro Nacht sei mehr als angemessen, so dass er gar nicht näher darauf einging.

Als die *Weltwoche* Unia-Boss Roman Burger im Frühling 2015 fragte, warum er nicht rechtlich gegen den angeblichen Lohndumper und Sklaventreiber Kurt Goger vorging, zuckte dieser nur mit den Schultern: «Solche Verfahren dauern Jahre; wenn es zu einem Urteil kommt, nützt es den Betroffenen nicht mehr.» In diesem Punkt hatte Burger zweifellos recht. Burger machte damals auch kein Geheimnis daraus, dass er die Goger-Swiss AG finanziell in den Ruin treiben wollte.

Die flankierenden Massnahmen sollten den durch die Personenfreizügigkeit ausgelösten Lohndruck dämpfen. Wie der Fall Goger zeigt, kann man ein Unternehmen damit auch locker strangulieren. Viele Generalbauunternehmen meiden die Goger-Swiss AG seit der Unia-Kampagne. Ihre Qualifikationen waren zwar stets tadellos. Doch die Bauriesen fürchten, selber ins Fadenkreuz der Kampfgewerkschaft zu geraten. Sie machen gute Miene zum üblen Spiel und zahlen im Zweifel zähneknirschend. Denn sie wissen: Auf die Justiz ist kein Verlass. Ihre Augen sind verbunden. ○

# Peter soll überrascht werden

Die Kulturabteilung der Stadt Bern verabschiedet ihren Vizechef mit einer Party, die 26 000 Franken kostet. Erlaubt ist das nicht. Die Stadtoberen tun sich mit Erklärungen schwer.

Von Katharina Fontana



«Wertschätzungsanlass»: Stadtpräsident und Kulturvorsteher von Graffenried.

Es ist eine Lokalposse, die einiges über die Stadt Bern aussagt. Und eine Geschichte, die jedes Klischee über die subventionsverwöhnte Kulturszene bestätigt, wenn nicht übertrifft. Ende Januar fand in der hippen Berner Dampfzentrale, einem ehemaligen Industriekomplex direkt an der Aare und heute Klublokal mit Restaurant, eine grosse Party statt. Geladen waren über 200 Gäste aus der lokalen Kulturszene. Das Fest wurde organisiert von der Kulturabteilung der Stadt Bern, die damit ihren langjährigen Vizeleiter Peter Schranz wenige Tage vor dessen Rücktritt in den Ruhestand verabschieden wollte. Es gab einen Aperitif, eine Lesung und mehrere Konzerte. Unter anderem trat die bestens bekannte Band Züri West auf und sorgte beim Partyvolk für Stimmung. Die rauschende Fete kostete 26 000 Franken. Bezahlen durften sie die Stadtberner Steuerzahler.

Nachdem die *Berner Zeitung* die Angelegenheit letzte Woche aufgedeckt hatte, kam in der Stadtverwaltung Nervosität auf. Denn laut der städti-

schen Personalverordnung darf eine Dienststelle lediglich 150 Franken aufwenden, wenn ein Mitarbeiter pensioniert wird. Das reicht für ein paar Flaschen Wein, für Bücher oder für einen Wellnessgutschein. Von einer Abschiedsfeier mit über 200 Gästen ist in der Personalverordnung nirgends die Rede. Die Verantwortlichen zeigten sich allerdings rasch findig.

## Dreister Umgang mit Steuergeld

Aus der Sause in der Dampfzentrale wurde flugs ein «Vernetzungsanlass» für Personen, die in der lokalen Kulturszene eine Schlüsselrolle spielen. So sagte es Veronica Schaller, Leiterin der Kulturabteilung und in ihrem früheren Berufsleben Basler SP-Regierungsrätin, die die Party für ihren Stellvertreter organisiert hatte. Und so sagte es auch Stadtpräsident Alec von Graffenried, dem die Kulturabteilung untersteht: Es habe sich um ein «Kulturfest» und um einen «Wertschätzungsanlass» gehandelt, teilte er mit. Die Vernetzung unter Kulturschaffenden sei ein wichtiger Auftrag der Kulturabteilung. Dieser

Darstellung widerspricht allerdings der Text, der auf der Einladung stand: Laut der *Berner Zeitung* war der Anlass klar auf den scheidenden Angestellten ausgerichtet. So bat die Kulturabteilung die zahlreichen Gäste auf der Einladung um Geheimhaltung, denn «Peter soll überrascht werden!».

Dass eine städtische Amtsstelle 26 000 Franken für eine Abschiedsfeier ausgibt – auch wenn der Anlass jetzt offiziell die Etikette «Vernetzungsanlass» trägt – und dazu grosszügig Leute aus der eigenen Szene einlädt, sorgt in der Bundesstadt verbreitet für Kopfschütteln. Dass derart locker, ja dreist mit Steuergeld umgegangen wird, kann man selbst im rot-grün dominierten Bern nicht einfach so verstehen. Es gehe nicht, dass eine Verwaltungsabteilung für die Verabschiedung eines Kaderangestellten derartige Beträge ausbebe, sagt Edith Siegenthaler, Co-Präsidentin der Stadtberner SP. «Es gibt etliche Mitarbeiter, die bei der Stadt Bern viele Jahre harte Arbeit verrichten, wie etwa bei der Kehrichtabfuhr.» Sie alle sollten bei der Pensionierung das Gleiche zugut haben. Ganz anders sieht man das in der Kulturszene.

So hält etwa Bernhard Giger, Verbandspräsident der Berner Kulturschaffenden und Leiter des von der Stadt mitfinanzierten Kulturhauses Kornhausforum, die Empörung für «ehrlich gesagt ein wenig lächerlich», wie er gegenüber der Zeitung *Bund* sagte. Peter Schranz, der verabschiedet worden sei, habe sich fast dreissig Jahre lang unermüdlich für die Kultur in der Stadt eingesetzt. Er sei ein absoluter *Chranpfer* gewesen, der stets im Hintergrund gearbeitet habe. Der Einwand, dass auch andere Leute in ihrem Berufsleben hart arbeiten, ihre Abschiedsfeier aber dennoch aus dem eigenen Sack zahlen, beeindruckt Giger nicht. «An anderen Orten gibt es vielleicht Abschiedsgeschenke, die niemand brauchen kann. Und so ein Abschiedsfest wie jetzt für Peter Schranz gibt es ja nicht jedes Jahr.» Dass mit Züri West ausgerechnet die teuerste Band von Bern engagiert worden sei, habe ihn zwar auch erstaunt. «Aber ich habe das Peter gegönnt, der mit der Band befreundet ist.» Ob auch die Berner Steuerzahler das dem Peter gönnen, ist eine andere Frage.

Stadtpräsident Alec von Graffenried jedenfalls, der gegen Ende des Abends ebenfalls in der Dampfzentrale aufgetaucht war, räumt Fehler ein. Es sei ungeschickt gewesen, den «Vernetzungsanlass» mit der Abschiedsfeier

des Kadermitarbeiters zu verquicken, sagt er auf Anfrage. Und 26 000 Franken, das sei tatsächlich eine stolze Summe, auch wenn sechzig Prozent davon für Gagen der Künstler aufgewendet worden seien. «Ich habe volles Verständnis, wenn diese Summe kritisiert wird. Allerdings fördert die Kulturabteilung genau solche Kulturanlässe und setzt sich für eine faire Entschädigung der Kulturschaffenden ein. Aus meiner Sicht hätte man unter diesen Umständen den Anlass für das breite Publikum öffnen müssen.» Politisch dürfte die Sache noch etwas zu reden geben. Die Freisinnigen wollen laut ihrem Fraktionspräsidenten Bernhard Eicher im Stadtparlament Druck aufbauen, damit so etwas nicht mehr vorkomme. Ebenso die SVP, die im Übrigen nicht versteht, warum sich im Kulturbereich tätige Personen nicht an normalen Sitzungen vernetzen können, sondern dazu eine Party brauchen. Fraktionschef Alexander Feuz will zudem wissen, warum



Ehemaliger Kultur-Beamter Peter Schranz.

«So ein Abschiedsfest wie für Peter Schranz gibt es ja nicht jedes Jahr.»



Teuerste Berner Band: Züri West, hier an den Swiss Music Awards.



Atelierstipendium: Rapper Gnahoré (M.), Hollande (r.), 2015.

die Kulturabteilung, die Nachwuchskünstler fördern solle, für ihren eigenen Anlass ausgerechnet die arrivierte Berner Band Züri West engagiert habe und nicht einen Newcomer.

Ganz trifft dies allerdings nicht zu. So hatte unter anderem auch der junge Rap-Musiker Thierry Gnahoré alias Nativ in der Dampfzentrale einen Auftritt. Gnahoré arbeitet im Sekretariat der Kulturabteilung von Veronica Schaller. Aufgefallen ist der Rapper bis jetzt vor allem wegen eines Fotos:

2015 machte er bei einem Staatsbesuch von Frankreichs Präsident François Hollande ein Selfie mit dem Gast und zeigte dabei den Stinkefinger. Ein Fotograf fing die Szene ein, und das für Hollande wenig schmeichelhafte Bild ging durch die Medien.

#### Fragwürdige Verbandlungen

Der Stadtangestellte Gnahoré wurde von seiner Arbeitgeberin wegen der Ungebührlichkeit offiziell gerügt und musste sich bei der französischen Botschaft entschuldigen. Ein Jahr später erhielt der Jungkünstler ein sechsmonatiges, von der Stadt Bern finanziertes Atelierstipendium für New York. In der Jury, die ihn als Stipendiaten auswählte, sitzen Mitarbeiter der Kulturabteilung, also seine Kollegen beziehungsweise Chefs.

Als das Stipendium gesprochen wurde, soll Gnahoré zwar seit wenigen Wochen nicht mehr dort gearbeitet haben. Dennoch: Dass eine Amtsstelle einem gerade erst ausgeschiedenen Mitarbeiter ein Stipendium zuspricht, würde anderswo als Klüngerlei, ja als Vetternwirtschaft angesehen. In Bern hingegen scheint man das als normal zu betrachten und sich an solchen Verbandlungen nicht zu stören. Aus dem Amerika-Trip wurde dann allerdings nichts: Die USA liessen den Musiker wegen «Visaproblemen» nicht einreisen. Heute arbeitet Gnahoré wieder bei der Kulturabteilung. Und konnte sich Ende Januar bei seinem scheidenden Chef in der Dampfzentrale musikalisch bedanken – ohne Gage, wie es heisst. ○

## Schule

# Fondazione Filippo

Der Bund verschenkt eine Millionen-Villa an die Stiftung von Filippo Leutenegger.



Filippo Leutenegger.

Am 20. Dezember 2017 gründete der Zürcher Stadtrat Filippo Leutenegger (FDP) die mit 50 000 Franken aus seinem Privatvermögen dotierte Stiftung Schweizer Schule Rom. Zweck ist die Förderung des Vereins, der die Schule betreibt. Wie das

*St. Galler Tagblatt* kurz darauf schrieb, werde die neue Körperschaft in Kürze reich beschenkt. 2018 überträgt das Eidgenössische Finanzdepartement nämlich die traditionsreiche Liegenschaft Cimino auf die Stiftung.

Im Jahr 1947 hatte der Bund die herrschaftliche Villa gekauft. Er brachte damals zwei Drittel des Kaufpreises auf. Ein Drittel kam aus privaten Mitteln der Auslandschweizer in Rom. Der Marktwert beträgt (gemäss Schätzung von 2012) rund 12 Millionen Euro, die Marktmiete wird auf 480 000 Euro geschätzt (wobei die Schweizer Schule bislang keine Miete bezahlt).

Im Jahr 2009 hatte der damalige Finanzminister Hans-Rudolf Merz (FDP) die Immobilien des Bundes, darunter explizit auch die Liegenschaften der Auslandsschulen, auf die Fragestellung abklopfen lassen, «ob es Gebäude in Bundesbesitz gibt, die im Hinblick auf zusätzliche Einnahmen veräussert werden können». Doch unter seinen Nachfolgern Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und Ueli Maurer (SVP) kam der Bundesrat von diesem Plan wieder ab. Als das Parlament 2012 und 2013 ein neues Gesetz beriet, wurde eine rechtliche Grundlage für das Verschenken der Immobilien eingebaut. In der Botschaft des Bundesrates hiess es damals: «Im Falle von Rom soll die Übertragung gegen die Bezahlung von 1 Million Franken erfolgen.» 2014 beschloss der Bundesrat dann, ganz auf Geld zu verzichten. Den entsprechenden Beschluss behandelt das Finanzdepartement als Geheimsache.

Zurzeit werden die Details der Übertragung geregelt. Klar ist, dass die Villa an den Bund zurückfallen soll, wenn der Stiftungszweck nicht mehr erfüllt werden kann. Filippo Leutenegger wird als Stiftungspräsident der neue starke Mann an der Schweizer Schule, die er einst selbst besuchte. Es sei ihm ein inneres Anliegen, dieses Gebäude für den Schulbetrieb zu erhalten, sagt er auf Anfrage. Florian Schwab



Essay

## Jenseits von «No Billag» und SRG

Die Bereitstellung von wertvollen Informationen ist so teuer, dass man auf dem Markt die Kosten nicht hereinholt. Eine öffentliche Förderung ist sinnvoll, aber die muss ganz anders aussehen als die Finanzierung der SRG.  
*Von Reiner Eichenberger und Mark Schelker*

**G**anz gleich, wie der Kampf um «No Billag» am 4. März ausgeht: Die Schweizer Medienpolitik muss so oder so grundsätzlich neu ausgerichtet werden. Denn weder der Status quo noch «No Billag» bieten zukunftsfähige Lösungen. Dazu sechs Thesen.

Es gab eine Zeit, da waren Staatseingriffe in die elektronischen Medien gerechtfertigt. Aus technischen Gründen konnte der Markt nicht richtig funktionieren, denn die Sendefrequenzen waren knapp und die Fixkosten sehr hoch. Diese Argumente sind heute dank der Digitalisierung irrelevant. Für viele Medieninhalte würde der Markt funktionieren, eine hoheitliche Regulierung wäre unnötig.

**These 1: Vielfältige Information braucht öffentliche Finanzierung** — Doch es gibt eine Ausnahme: die Bereitstellung von Information. Wir alle profitieren davon, wenn unsere Mitmenschen politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich gut informiert sind. Information hat also positive Externalitäten beziehungsweise Nebenwirkungen. Diese aber widerspiegeln sich nicht in der individuellen Zahlungsbereitschaft der Konsumenten. Zugleich gibt es auch auf der Angebotsseite Probleme: Die Produktion guter Information ist teuer, und ist sie einmal veröffentlicht, können sie alle gratis weiterverwenden. Deshalb ist es schwierig, kostendeckende Preise dafür zu erheben. Informationsmedien waren deshalb schon immer auf die Finanzierung durch Werbung und Anzeigen angewiesen. Dieses Finanzierungsmodell wird heute durch die Digitalisierung unterlaufen. Im Printbereich wandern Anzeigen und Inserate ins Internet ab. Im Fernsehen können die Zuschauer durch zeitverzögerten Konsum die Werbung immer einfacher überspringen.

Zuweilen wird behauptet, Information könne gegen Bezahlung am Markt finanziert werden. Doch das geht nur in relativ grossen Märkten mit genügend zahlungsbereiten Kunden. Zudem bremsen Bezahlmodelle die Informationsverbreitung. Angesichts der positiven Externalitäten sollte Information aber so breit wie möglich konsumiert werden, dann ist es für die Gesellschaft am besten.

Ohne ergänzende Einnahmequellen können Private deshalb Information kaum im optimalen Ausmass bereitstellen. Entspre-

chend drohen bei einer Abschaffung staatlicher Förderung eine übermässige Medienkonzentration und ein Mangel an politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Information, was für unsere Demokratie höchst problematisch wäre.

**These 2: Die SRG bedroht die Medienvielfalt zunehmend** — Die SRG war früher im Kampf gegen technisch bedingtes Marktversagen wichtig. Mit dem digitalen Wandel wird sie aber zur Bedrohung der Medienvielfalt: Erstens werden infolge der Medienkonvergenz die früher getrennten Medienformen Print und Fernsehen vermehrt auf den gleichen Hilfsmitteln, etwa Smartphones, konsumiert, und beide benutzen zunehmend Text und bewegte Bilder. Da nun sehr ähnliche Produkte direkt aufeinandertreffen, spielen ihre Preise eine wesentliche Rolle. Die hochsubventionierten Produkte der SRG verdrängen die bezahl- und werbefinanzierten privaten Informationsangebote. Dies untergräbt die Medienvielfalt. Zweitens konsumieren immer mehr Bürger Fernsehinhalte zeitverschoben, wodurch Werbung übersprungen werden kann. Das gilt insbesondere für die Jungen.

---

**Nur ungültige, aber offiziell ausgewiesene Stimmen zeigen, was für die Zukunft Sache ist.**

---

Um im Werbemarkt einigermaßen attraktiv zu bleiben, müssen klassische Fernsehanbieter wie die SRG ihr Programm immer stärker an der schrumpfenden Gruppe ausrichten, welche die Werbung tatsächlich noch konsumiert. Entsprechend verliert das Schweizer Fernsehen seine Funktion als nationale Klammer, und Service public wird zum «Service antique». Drittens ist die Konzentration der Fördergelder auf die SRG und damit auf die nationale und sprachregionale Ebene mit dem stark dezentralen politischen System der Schweiz nur schwer vereinbar.

**These 3: Viele Vorschläge zur Medienpolitik sind untauglich** — Manche fordern, die SRG solle weiter subventioniert werden, dafür aber keine Werbung verkaufen und sich aus dem Internet zurückziehen. Tatsächlich aber ist

doch gerade eine möglichst weite Verbreitung der Information wünschbar. Es ist absurd, die Produktion von Information zu subventionieren und zugleich ihre Verbreitung zu behindern. Ähnlich untauglich ist der Vorschlag, die SRG solle zu einem subventionierten nationalen Anbieter von Inhalten umgebaut werden. Sobald ihre Beiträge gratis oder unter Gestehungskosten an private Sender abgegeben werden, wird die private Produktion von Informationsinhalten verdrängt und so die mediale Vielfalt erst recht gefährdet.

**These 4: Förderungswürdig ist der Konsum vielfältiger Information** — Jede Medienförderung muss drei Fragen beantworten: Welche Medieninhalte oder -formen sollen gefördert werden? Wie wird die Unabhängigkeit der Berichterstattung gewährleistet? Wie werden unterschiedliche Präferenzen, Interessen und Ansichten abgebildet? Unser Vorschlag für eine zukunftsfähige Medienförderung beruht auf folgenden vier Antworten:

Erstens: Medienförderung muss sich auf Informationsinhalte beschränken. Nur diese verursachen positive Nebenwirkungen, und sie können kaum im freien Markt finanziert werden. Andere Inhalte wie Sport und reine Unterhaltungsformate verursachen keine bedeutenden Externalitäten. Die Förderung darf aber nicht einfach auf einzelne Anbieter setzen, weil diese angesichts der Medienkonvergenz die anderen Anbieter sonst zu verdrängen drohen. Vielmehr muss die Förderung alle Medienformate einbeziehen und technologie-neutral sein. Die Förderungswürdigkeit von Medienformaten soll aber erst nach der Produktion und Verbreitung ermittelt werden. Das gibt neuen Formaten eine bessere Chance auf Subventionen. Zudem wäre es vor der Produktion kaum möglich, die in einem Beitrag zu liefernden Informationsaspekte vertraglich festzuhalten. Vielmehr würde dadurch die Meinungsfreiheit eingeschränkt, und es könnte kaum kontrolliert werden, inwiefern die Anbieter ihren Vertrag einhalten.

Zweitens: Vielfalt und Unabhängigkeit der Präferenz- und Interessenabdeckung müssen institutionell verankert sein. Eine einzige Vergabeinstitution kann kaum Vielfalt garantieren und wäre leicht zu vereinnahmen. Wir schlagen deshalb vor, dass die Vergabe der För-

dermittel durch mehrere politisch unabhängige Medienräte erfolgt, die bezüglich Interessenbindung, Beruf, Alter, Sprache et cetera unterschiedlich zusammengesetzt sind. So kann die Vergabe zugleich ohne politische Vereinnahmung, aber doch als Spiegel der unterschiedlichen Präferenzen in der Bevölkerung erfolgen. Alle Medienanbieter können für ihre Beiträge und Programme einen Förderantrag stellen. Die Medienräte prüfen die Anträge und bewerten den Informationsgehalt mit einem «Content Score». Sie müssen sich untereinander keinesfalls einig sein und stehen so in einem gewissen Wettbewerb. Die Gesamtevaluation der Programme und Einzelbeiträge entspräche dem Durchschnitt der Einschätzungen aller Medienräte. Es könnte den Medienräten überlassen werden, ob sie ihre Einschätzung auf Konsumentenbefragungen stützen.

Drittens: Der gesellschaftliche Nutzen von Informationsangeboten entsteht erst durch deren Konsum und muss deshalb in die Mittelvergabe einfließen. Schon heute wird der Konsum zur Messung der Werbewirksamkeit erfasst. Die Verknüpfung mit dem Konsum der Informationen schafft für Anbieter Anreize, informative Medienprodukte für ein breites Publikum herzustellen und effektiv zu vermarkten.

Viertens: Das Mandat der Medienräte sollte auch die Evaluation der Informationswirkung auf kantonaler und kommunaler Ebene umfassen. Dieser wichtige Aspekt wird im heutigen System viel zu wenig stark gewichtet.

#### **These 5: Konsumorientierte Förderung schafft einen Markt für den Service public**

Unser Vorschlag gibt den Medienanbietern Anreize, mit möglichst informativen Inhalten ein möglichst grosses Publikum anzusprechen, also Service public auch zu den guten Sendezeiten und gut sichtbar in Web und Print anzubieten. Zudem gibt er Medienanbietern und spezialisierten Produzenten Anreize, besonders gute Inhalte zu produzieren und gegen Entgelt anderen Anbietern zur Verfügung zu stellen. So entstünde ein wirkungsvoller, innovativer Markt für wahren Service public. Darin hätte auch die SRG gute Chancen, die durch einen schrittweisen Übergang zum neuen System abgesichert werden könnten.

Unser Vorschlag weckt Ängste. Wir halten diese aber für unbegründet. So wird eingewandt, eine Vielfalt an Medienräten sei kompliziert. Doch Medienvielfalt entsteht nicht durch Fördereinfalt. Die Absicherung von Entscheidungen durch Vielfalt ist Grundlage des Erfolgs der Schweiz. Auch Föderalismus und

Dezentralisierung sind Mechanismen, die Vielfalt und Unabhängigkeit durch Parallelität und Wettbewerb generieren.

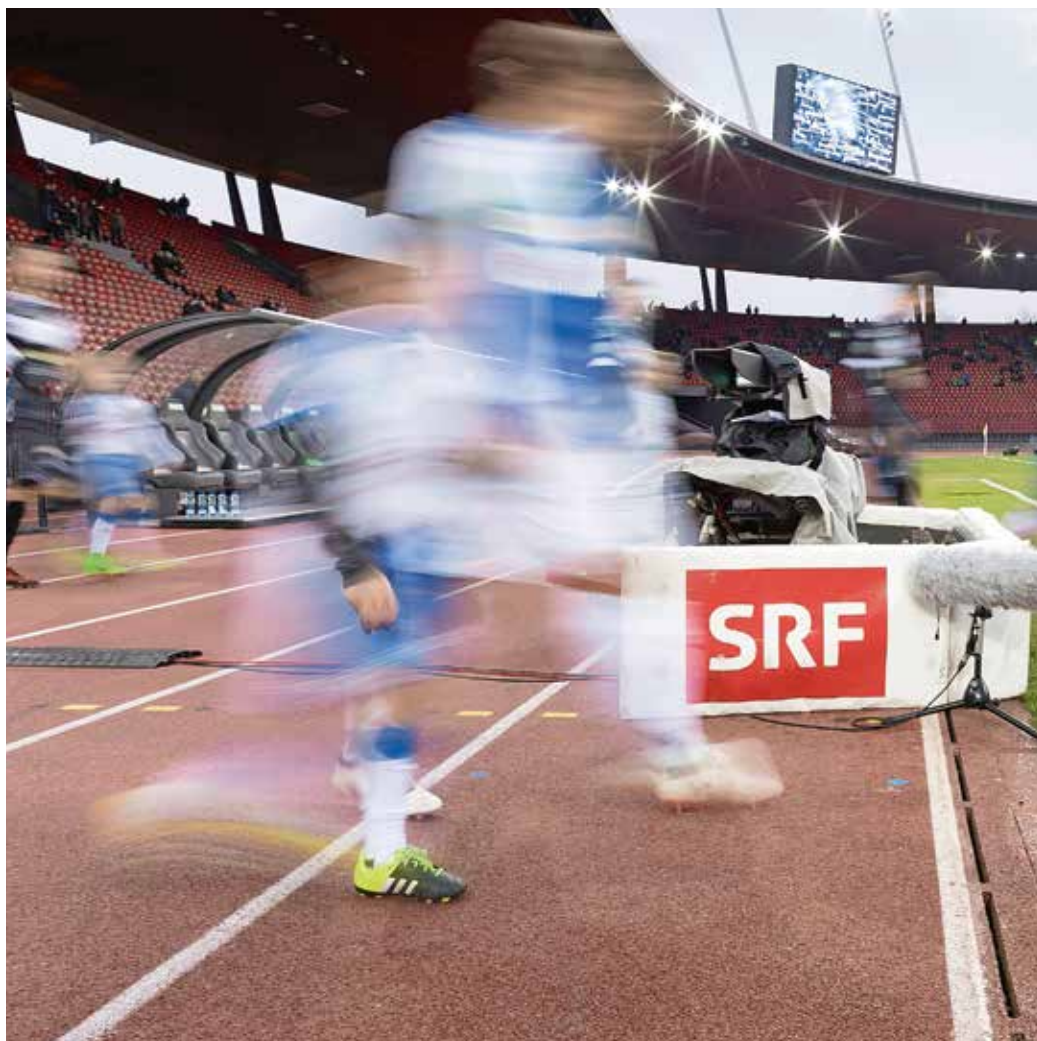
Ein anderer Einwand ist, die Rätevielfalt sei teuer. Doch die Kosten der institutionellen Absicherung von Vielfalt und Unabhängigkeit müssen mit deren Nutzen verglichen werden. Die Medienräte wären Garanten einer vielfältigen Medienlandschaft und gehörten damit zur Infrastruktur der Demokratie. Bei drei bis fünf Medienräten mit je einem Vollzeitpräsidenten, zehn Teilzeiträten und einem Fachsekretariat mit fünf bis zehn Mitarbeitern entstünden Kosten von insgesamt vier bis zehn Millionen Franken.

Schliesslich wird auch die Anbindung an den Konsum kritisiert, weil besonders hochwertige Produktionen nur ein kleines Publikum hätten. Das sehen wir ganz anders. Gerade die Konsumentenbindung animiert die Verantwortlichen dazu, die Information in attraktiven Formaten effektiv zu verbreiten. Zudem würden besonders hochwertige Produkte ja in aller Regel auch mit einem höheren «Content Score» bewertet.

Wie viel Geld soll mit unserem Modell noch in die Medienförderung fließen? Weil nur noch Information gefördert würde und dank höherer Effizienz der gesellschaftliche Nutzen pro Förderfranken stark zunähme, könnten die Ausgaben gegenüber heute sehr stark gesenkt werden. Allerdings würde wegen der höheren Effizienz die Nachfrage der Bevölkerung nach Medienförderung steigen. Wie viel Förderung noch sinnvoll wäre, müsste deshalb im demokratischen Prozess entschieden werden.

#### **These 6: Stimmen Sie statt mit Ja oder Nein mit «3».**

Die «No Billag»-Abstimmung stellt die Wähler vor ein Dilemma: Bei einem Ja bedroht der Wegfall der öffentlichen Gelder eine zukunftsorientierte Medienförderung. Im Falle eines Neins droht die Weiterführung der bisherigen Medienpolitik mit Fokus auf der SRG, was die Medienvielfalt bedroht. Weil sowohl bei einem Ja als auch bei einem Nein das Risiko gross ist, dass es nicht zu einer zukunftsfähigen Medienpolitik kommt, empfehlen wir, sofort für eine wirksame Reform zu stimmen: Schreiben Sie einfach «3» ins Antwortkästchen des Abstimmungszettels. Drücken Sie damit aus, dass Sie weder «No Billag» noch die «heutige SRG», sondern etwas Drittes und viel Besseres wollen. Die so ungültigen, aber offiziell ausgewiesenen Stimmen zeigen, was für die Zukunft Sache ist.



*Der gesellschaftliche Nutzen entsteht erst durch deren Konsum.*

Reiner Eichenberger und Mark Schelker sind Professoren für Volkswirtschaftslehre an der Universität Freiburg.



*Zugeständnisse*: Gewerkschafter Grimm, Bundespräsident Calonder.



*Sozialpolitische Unrast*: Oberstdivisionär Sonderegger.\*

## Filmisch verzerrte ZerreiSSprobe

Im Generalstreik von 1918 drohte die Schweiz ins Chaos zu stürzen. Es ist wichtig, die damaligen Ereignisse zu reflektieren. Der vom Schweizer Fernsehen produzierte Dokumentarfilm schrammt leider allzu leichtfertig an den Fakten vorbei. *Von René Zeller*

Berittene Soldaten auf dem Zürcher Paradeplatz, streikende Arbeiter im Gleichschritt, das Bundeshaus im militärischen Belagerungszustand: Solche Szenen erschrecken. Im November 1918 waren sie pure Realität. Die Schweiz durchlebte am Ende des Ersten Weltkriegs ihre härteste innenpolitische Kraftprobe, die der Bundesstaat jemals erlebt hatte. Zwei Lager standen sich schroff und feindselig gegenüber – hier die vom Oltener Aktionskomitee mobilisierte Arbeiterklasse, die imperativ sozialpolitische Massnahmen einforderte und den Massenstreik als Kampfmittel erprobte, dort das politisch dominierende Bürgertum, das im klassenkämpferischen Furor einen gefährlichen Angriff auf die demokratische Staatsordnung sah und deshalb die Armee in Marsch setzte.

Der arrivierte Dokumentarfilmer Hansjürg Zumstein hat das epochale Ereignis in Bilder gefasst. Das im Auftrag des Schweizer Fernsehens realisierte neunzigminütige Werk, das vor Wochenfrist ausgestrahlt worden ist, soll die damaligen gesellschaftspolitischen Verwerfungen reflektieren. «Generalstreik 1918 – Die Schweiz am Rande eines Bürgerkriegs»: Der Titel des Films ist nicht zugespitzt. Die Ereignisse, die vor hundert Jahren die Schweiz in eine tiefe Krise rissen, waren brandgefährlich.

Zumstein hat monatelang Bildmaterial und Archivalien aufgestöbert. Das historische Material hat er zu einer beklemmenden Collage zusammengefügt, welche die damalige sozialpolitische Unrast veranschaulicht. Bilder sa-

gen oft mehr als Worte. Wie war es möglich, dass namentlich in den Städten der Deutschschweiz Maschinengewehre positioniert wurden, dass Schüsse fielen?

### Grimm contra Sonderegger

Leider hält die inhaltliche Ursachenforschung, die Hansjürg Zumstein in seinem Film betreibt, einer näheren Prüfung nicht stand. Er bezeichnet sein Werk als Doku-Fiktion. Damit ist gemeint, dass zwei Protagonisten von Schauspielern ins Licht gerückt werden, die nachweislich Schlüsselrollen im Generalstreik einnahmen. Der sozialdemokratische Nationalrat Robert Grimm (gespielt von Ralph Gassmann) präsierte das Oltener Aktionskomitee, und er rückte zum unumstrittenen Streikführer auf. Er war über die Landesgrenzen hinaus im sozialistischen Netzwerk verbandelt, er forderte vom Bundesrat weit-



*Regisseur Zumstein.*

reichende Zugeständnisse, gab als Chefredaktor der *Berner Tagwacht* mit spitzer Feder den Takt vor. Zu seinem Kontrahenten avanciert im Film Oberstdivisionär Emil Sonderegger (Fabian Krüger), ein appenzellischer Truppenführer, der unerbittlich soldatischen Gehorsam einforderte. Für General Wille stand Anfang November 1918 ausser Frage, dass Sonderegger der richtige Offizier war, um im aufrührerischen Zürich für Ruhe und Ordnung zu sorgen.

Die Landesstreikdebatte kreist seit Jahrzehnten um die Schuldfrage. Wer hat die Zustände provoziert, die letztlich nur knapp am Bürger-

krieg vorbeischrammten? Paul Rechsteiner, amtierender Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, repetiert notorisch: «Der Generalstreik war ein politischer Streik. Und er stand auf dem Boden der Demokratie.» Im Film meint der Historiker Jakob Tanner sinngemäss: «Der Generalstreik war ein demokratisches Ereignis.» Dieser Deutung schliesst sich Hansjürg Zumstein vorbehaltlos an. In seiner fiktionalen Erzählung erscheint Emil Sonderegger als der politische Scharfmacher, der die kriegerische Ausmarchung mit den «schweizerischen Bolschewiki» regelrecht herbeisehnte – und der vom Streikabbruch masslos enttäuscht gewesen sei. Handkehrum erscheint Robert Grimm als Friedensapostel, der das Streikmittel gleichsam als lästige Notwendigkeit betrachtet habe.

### Geschichtsklitterung

Wer die vorliegende Literatur über den Landesgeneralstreik von 1918 nur einigermaßen überblickt, muss den Kopf schütteln über die unbedarfte Darstellung der Faktenlage. Zumstein muss sich gar den Vorwurf gefallen lassen, dass er Geschichtsklitterung betrieben hat. Wenn im Film suggeriert wird, Emil Sonderegger habe eigenmächtig Zürichs aufgewählte Arbeiterschaft in die Schranken gewiesen, so ist das nachweislich falsch. Die behördlichen Vorkehrungen, die im Laufe des Jahres 1918 zur Abwehr befürchteter revolutionärer Aktionen geplant wurden, entstammten grossenteils der Feder von Generalstabschef Theophil Sprecher von Bernegg. Der Bundesrat setzte seinerseits im August 1918 eine Landesstreikkommission ein, die politisch Flankenschutz leistete. Davon ist im Film nicht die Rede.

Als sich Anfang November die Situation zuspitzte, war es General Ulrich Wille, der nach dem Motto «Vorbeugen ist besser als heilen» beim Bundesrat auf ein Truppenaufgebot drängte. Weshalb Zumstein quer zu den Fakten eine Sequenz einschiebt, in der Sonderegger bei Bundespräsident Felix Calonder vorpricht, bleibt sein Geheimnis. Überhaupt wird die prägende Rolle des Generals während des Landesstreiks völlig ausgeklammert. Sonderegger korrespondierte vor Ausbruch des Landesstreiks täglich mit Ulrich Wille, und er handelte wortgetreu nach den Direktiven seines militärischen Mentors.

Diese Unterlassungssünde passte wohl deshalb nicht ins Drehbuch, weil Sondereggers Rolle als säbelrasselnder Bolschewistenfresser relativiert worden wäre. Richtig ist hingegen, dass der Kommandant der Zürcher Ordnungstruppen Handgranaten nach Zürich transportieren und seinen berühmt-berüchtigten Handgranaten-Befehl öffentlich anschlagen liess. Das war eine klar überzogene Kriegserklärung, die drastisch aufzeigte, wie aggressiv und unversöhnlich die Stimmungslage damals war. Doch auch hier mangelt es dem Film an Redlichkeit. Zumstein hätte aufzeigen müssen, dass die Furcht vor aufrührerischen Aktionen weitverbreitet war und in der sozialistischen Presse aktiv geschürt wurde.

### Nationalrat im Ständeratssaal

Angezeigt wäre auch gewesen, wenn Hansjürg Zumstein den Aktionsplan für ein vierstufiges Generalstreikprogramm erwähnt hätte, welches die Spitzen von SP und Gewerkschaften Anfang März 1918 verabschiedet hatten. Dieses Programm sah als letzte Phase vor: «Die Anwendung des allgemeinen Streiks als unbefristete Massnahme, die zum offenen revolutionären Kampf und in die Periode offenen Bürgerkrieges überleitet.» Autor des besagten Aktionsplans war übrigens Robert Grimm. Warum erfährt das Publikum davon nichts?

Das Jahr 2018 wird noch öfter Gelegenheit bieten, Ursachen und Wirkungen des Generalstreiks nachzuspüren. Das möge bitte mit der gebotenen Sorgfalt erfolgen. Hansjürg Zumstein hat zwar ein stimmungsmässiges Kraftstück beige-steuert. Einem Faktencheck hält sein Epos nicht stand. Wenn er die aufgewählte Nationalratsdebatte vom November 1918 kurzerhand in den Ständeratssaal verlegt, dann gerinnt das Unbehagen zur Ungläubigkeit.

Der Autor hat den im Bundesarchiv deponierten Privatnachlass von Oberstdivisionär Sonderegger ausgewertet. Daraus resultierte die Biografie «Emil Sonderegger: Vom Generalstabschef zum Frontenführer» (NZZ-Verlag, 1999).

\* Szenen aus dem SRF-Film «Generalstreik 1918 – Die Schweiz am Rande eines Bürgerkriegs».

## Finanzen

# Falsch gerechnet, falsch geführt

Der Staat erbringt seine Leistungen meist selber. Private Unternehmen werden beigezogen, wenn sie effizienter sind. Damit subventionieren sie ihren eigenen Wettbewerbsnachteil. *Von Philipp Weckherlin*

Die öffentliche Hand ist ein Dienstleistungsunternehmen, das bei der Erstellung der Leistungen möglichst viele Wertschöpfungsschritte selber ausführt. Das bedeutet, dass externe Spezialisten lediglich in sehr ausgewählten Situationen berücksichtigt werden, nämlich nur dann, wenn dem Staat ausreichend Erfahrung, Wissen oder Können fehlen. Normalerweise aber, also in den meisten Fällen, glauben die Vertreter von Politik und Verwaltung, dass sie im Vergleich mit privaten Anbietern wettbewerbsfähig seien und dass deshalb keine Notwendigkeit für eine Auslagerung staatlicher Aufgaben an private Erbringer bestehe. Nur – das Argument der staatlichen Wettbewerbsfähigkeit ist ein Trugschluss, der in einer fehlerhaften Kostenanalyse begründet ist.

Ohne Zweifel haben staatliche Dienstleistungseinheiten, zum Beispiel im Bildungs-, Gesundheits- oder Infrastrukturwartungsbereich, gegenüber privaten Anbietern einige wesentliche Wettbewerbsvorteile. Die öffentliche Hand bezahlt im Unterschied zu privaten Anbietern keine Einkommens- und Vermögenssteuern, auf der internen Wertschöpfung fällt keine Mehrwertsteuer an, und staatliche Betriebe verfügen meist über vorteilhaftere Finanzierungsbedingungen als private. Diese Bevorzugung auf der Kostenseite dürfte staatlichen Anbietern rasch einmal einen Preisvorteil gegenüber privaten Anbietern im Umfang von 5 bis 10 Prozent bescheren. Aus dieser Sicht muss man sagen: Eigentlich subventionieren private Unternehmen, die ihre Steuern bezahlen, damit ihren eigenen Wettbewerbsnachteil. Aber dies ist noch nicht das Ende der Rechnung.

### Falsche Sichtweise

Problematisch ist vor allem, dass die meisten staatlichen Einheiten mit einer unsauberen Kostenrechnung arbeiten. Gemeinkosten werden nicht oder nur ungenügend berücksichtigt und ihren Verursachern zugeordnet. Zudem werden Kapitalkosten, wenn überhaupt, falsch verrechnet. Wirtschaftlich zentrale Kostenfaktoren bleiben beim Staat also weitgehend unberücksichtigt. Der falsche Umgang mit den Gemeinkosten rührt unter anderem daher, dass man den Staat nicht aus einer ganzheitlichen, sondern aus einer sogenannt kame-ralistischen Sicht versteht. Das heisst, dass die

öffentliche Hand nicht als Gesamtes, sondern als Summe von einzelnen Kammern beziehungsweise Ministerien oder Abteilungen betrachtet wird – dies, obwohl die Sichtweise der Bürger und Eigentümer, also der Steuerzahler, eine ganz andere sein dürfte. Für den Bürger hat die öffentliche Hand den Charakter einer Volksgenossenschaft, an welcher er ja nicht nur eine Mitbestimmung, sondern einen Mitbesitzanspruch hat.

Da nun zahlreiche Ministerien (beziehungsweise Departemente oder Direktionen) Dienstleistungen für andere Regierungseinheiten erbringen – zum Beispiel das Finanz- für das Bildungsministerium – und die gesamte Mitbestimmung und Regierung ja auch nicht unerhebliche Kosten verursachen, entstehen substanziale Gemeinkosten, die in einer sauberen

Vollkostenanalyse auf die Ministerien verteilt werden müssten, die mit privaten Anbietern in Konkurrenz stehen oder stehen müssten. Hinzu kommt, dass die Bilanz in aller Regel ein Stiefkind von Politik und Verwaltung ist. Aus der Bilanz entstehen aber Kosten, einerseits über das gebundene und zu verzinsende Kapital und andererseits über den Unterhalt der Anlagen, in welchen das Kapital gebunden ist. In den meisten Fällen, international betrachtet, führen Politik und Verwaltung keine Bilanz – oder etwas, was nur im Ansatz in diese Richtung gehen könnte. Die Kosten der Bilanz sind also

nicht – oder wenn, dann nur unzureichend – bekannt, womit ein wichtiger Vollkostenfaktor weitgehend unberücksichtigt bleibt. In Ländern wie der Schweiz ist die Situation nicht ganz so gravierend, aber immer noch besorgniserregend. Denn Kapitalkosten werden in aller Regel nicht auf dem wirklichen Kapitalwert berechnet, sondern lediglich auf dem meist sehr tiefen, historischen Einstandswert.

Kein Wunder, glaubt die öffentliche Hand, wettbewerbsfähig gegenüber Privaten zu sein, wenn sie Gemeinkosten vernachlässigt und Kapitalkosten ganz oder zum Teil ignoriert. Und damit ist es auch nicht erstaunlich, wenn der Staat eine derart hohe eigene Wertschöpfung aufweist. «Falsch gerechnet, falsch geführt, falsch marschiert.» Einmal mehr, auch in diesem Fall, bewahrheitet sich eine alte Weisheit.

Philipp Weckherlin ist Ökonom und Unternehmer.



Philipp Weckherlin.

In aller Regel ist die Bilanz ein Stiefkind von Politik und Verwaltung.

# Heissester Rockstar-Professor

Mit einer Mischung aus melancholischer Freundlichkeit und moralischer Entschiedenheit mischt Jordan Peterson die Geschlechterdebatte auf. Für Feministinnen verkörpert er die höchste Giftklasse, für junge Männer einen Funken Hoffnung. Von James Delingpole

Die Leute strömen in Massen zu seinen Vorträgen. Von Millionen wird er auf Youtube verehrt. Mit seinem jüngst erschienenen Buch «12 Rules For Life. An Antidote to Chaos» (12 Regeln fürs Leben. Ein Gegenmittel gegen das Chaos) hat Rockstar-Professor Jordan Peterson in Grossbritannien, den USA, Kanada, Australien, Deutschland und Frankreich die Bestsellerlisten erstürmt.

Für die US-amerikanische Kulturhistorikerin Camille Paglia ist er «der wichtigste und einflussreichste kanadische Philosoph seit Marshall McLuhan», und die konservative Kommentatorin Melanie Phillips bezeichnet ihn als «säkularen Propheten einer Epoche des lobotomisierten Konformismus». Doch bei seinen Kritikern, vorwiegend Linken und Liberalen, stösst er auf vehemente Ablehnung: «Professor fürs Phrasendreschen», «der Smarte unter den Dummen», ein gefährlicher «Schwätzer», der sich mit einer Melange aus «altmodischem rechtem Jargon» und «banalem Selbsthilfe-Geplapper» einen Namen gemacht hat.

## Schlacht um die Seele der westlichen Kultur

Um den Hype zu verstehen, der um diesen leisen, freundlichen Mann mit den lebhaften Augen gemacht wird, der als Professor für Klinische Psychologie an der Universität Toronto lehrt, der so schüchtern, stockend spricht und

dessen Stimme an Kermit den Frosch erinnert, ist sein jüngstes Fernsehinterview mit Cathy Newman im britischen Fernsehsender Channel 4 ein guter Ausgangspunkt. Man findet es auf Youtube, wo es inzwischen über sechs Millionen Mal aufgerufen wurde.

Newman, eine schrill feministische Bastion des linksliberalen Medienestablishments, beginnt mit einer Reihe von knallharten, angriffslustigen Fragen, die ihr dazu dienen sollen, Peterson als bornierten, unbelehrbaren männlichen Chauvinisten mit gefährlichen Sympathien für die Alt-Right-Bewegung zu entlarven. Doch Peterson (der all

## Petersons Aufstieg zu weltweiter Berühmtheit war ausserordentlich schnell.

das überhaupt nicht ist: Er bezeichnet seinen Standpunkt als den eines klassischen britischen Liberalen) bietet seiner Interviewpartnerin immer wieder Paroli, lässt sie nicht sehr gut dastehen.

Wo Newman aggressiv, dogmatisch, moralisierend ist, zeigt sich Peterson höflich im Ton, aber fest in der Sache. Wiederholt versucht Newman, ihm die Worte im Mund umzudrehen, wenn sie erklärt: «Damit sagen Sie

also...» Und jedes Mal entgegnet Peterson geduldig: «Nein, das habe ich nicht gesagt.» Am Ende kann Newman nur entnervt kapitulieren: «Ich weiss jetzt auch nicht mehr weiter!»

«Ich glaube, ich habe noch nie ein Interview gesehen, das so katastrophal für den Interviewer war», schrieb Douglas Murray im *Spectator*. In der Tat. Aber es ist mehr als nur Schadenfreude, was diesen Frontalzusammenstoss so faszinierend macht. Es ist auch ein wichtiger Moment in der Schlacht um Geist und Seele der westlichen Kultur: Die Unterdrückten wehren sich endlich, der kleine Junge steht auf und erklärt, dass der Kaiser nackt ist, und ein bislang relativ unbekannter Akademiker erweist sich als der unerschrockenste und sprachgewandteste Champion dieses Kulturkampfes.

Petersons Aufstieg zu weltweiter Berühmtheit war ausserordentlich schnell. Seit 2013, als die ersten Videos seiner Vorträge, in denen er klassische Geschichten und Mythen zerlegt, von der Bibel bis zum «König der Löwen», auf Youtube gepostet wurden, hat der inzwischen Fünfundfünfzigjährige eine begeisterte Fan-Gemeinde. Aber erst seit 2016, als er das öffentliche Gesicht des Widerstands gegen eine von der kanadischen Regierung eingebrachte Novellierung des Menschenrechtsgesetzes und des Strafgesetzbuchs wurde, geniesst er weltweite Anerkennung.

Nach diesem Gesetz, das im Juni 2017 verabschiedet worden ist (Bill C-16), ist es künftig strafbar, andere Menschen (unabhängig von ihren Chromosomen) nicht mit dem von ihnen gewünschten Genderpronomen zu bezeichnen. Peterson räumte ein, dass er auf der persönlichen Ebene vermutlich kein Problem damit habe («Es käme darauf an, wie diese Leute ihren Wunsch formulieren»), aber entschieden wandte er sich gegen die Vorstellung, dass der Staat ihm vorschreibt, welche Sprache er verwenden dürfe.

Wie er in der kanadischen Zeitung *National Post* erklärte: «Wörter, die mir nicht gefallen, werde ich nie verwenden. Beispielsweise diese trendigen Kunstwörter *zhe* und *zher* (geschlechtsneutrale Pronomen für jene, die sich nicht wohl fühlen mit dem herkömmlichen *she* oder *he*). Diese Wörter sind die Herolde einer postmodernen, linksradikalen Ideologie, die ich verabscheue und die meiner Ansicht nach erschreckend den marxistischen Lehren ähnelt, denen im vergangenen



Der Realität ins Gesicht sehen: Peterson diskutiert mit Transgender-Aktivistin, Toronto 2016.





«Wenn du auf der Strasse einer Katze begegnest, streichle sie»: Jordan Peterson.

Jahrhundert mindestens hundert Millionen Menschen zum Opfer fielen.»

Sein wiederholter Hinweis, dass die Nazis nicht das einzige autoritäre Regime waren, das wir verurteilen sollten – dass die Kommunisten mindestens ebenso schlimm waren und noch mehr Tote zu verantworten haben –, gehört zu den vielen Gründen, weshalb Peterson bei Linken so verhasst ist. (Wie alle guten Kämpfer für soziale Gerechtigkeit sind sie überzeugt davon, dass der Kommunismus einfach noch nicht richtig umgesetzt wurde.) Noch weniger gefällt ihnen, wenn Peterson ihnen vorwirft, sie verträten exakt jene brutal intolerante totalitäre Denkweise, die zu den mörderischen Diktaturen von Stalin, Mao und Pol Pot geführt hat.

#### Militante Transgender-Lobby

Für Peterson beginnt das ganze Problem in unseren Universitäten, die von einer toxischen Mischung aus Postmoderne (ausgehend von französischen Philosophen wie Jacques Derrida) und Neomarxismus (formuliert von Max Horkheimer und der Frankfurter Schule) zu-

grunde gerichtet wurden. Dies ist jene modische Denkweise, die die alten Gewissheiten und Werte der westlichen Kultur über Bord geworfen hat und stattdessen eine neue Weltanschauung verkündet, in der es a) keine objektive «Wahrheit» gibt, sondern nur konkurrierende Narrative, und in der b) die Menschen nicht als Individuen gesehen werden, sondern als Angehörige unterschiedlicher Gruppen (Schwarze, Weiße, Schwule, Heterosexuelle,

---

«Denken geht nur,  
wenn man riskiert,  
andere zu verletzen.»

---

Transgender), deren Privilegien in ein neues Machtverhältnis gebracht werden müssen, damit so etwas wie «soziale Gerechtigkeit» entstehen kann.

Dieser unschöne Mix aus hemmungsloser Subjektivität und fanatischem Gleichheitsdenken, der uns eher konservativ denkende Menschen so wütend macht, erklärt fast alles, was in der heutigen Welt im Argen liegt – von

Kanzlerin Merkels Flüchtlingspolitik und Premierminister Justin Trudeaus lächerlichem Vorschlag, das Wort *mankind* (Menschheit) durch *peoplekind* zu ersetzen, bis hin zu dem rasanten Aufstieg einer militanten Transgender-Lobby, die die Einführung von Unisex-Toiletten und den verpflichtenden Gebrauch neuer politisch korrekter Pronomen fordert.

Aus der Sicht «fortschrittlicher» Kämpfer für soziale Gerechtigkeit sind das alles überaus wichtige Dinge, für die man sich vorbehaltlos einsetzen muss. Überhaupt muss man immer seine politisch korrekte Gesinnung unter Beweis stellen. Deshalb macht Cathy Newman in ihrem Interview ein solches Tamtam um die Transgender-Frage. Wenn sie Peterson fragt: «Warum sollte Ihr Recht auf Meinungsfreiheit über dem Recht einer Transgender-Person stehen, die nicht möchte, dass sie in ihren Gefühlen verletzt wird?», dann ist sie wahrscheinlich nicht wirklich an der Antwort interessiert, sondern möchte ihr Gegenüber als einen hartherzigen rechten Ideologen vorführen, dem die Gefühle

von Transgender-Personen schlichtweg egal sind.

Deshalb ist Petersons Reaktion auch so umwerfend. Ihm liegt nichts daran, auf Kosten des Interviewers einen besonders sympathischen Eindruck zu vermitteln – wie das vermutlich vielen von uns gehen würde, wenn wir von einem moralisierenden linken Interviewer in Verlegenheit gebracht würden. Stattdessen sagt er einfach: «Denken geht nur, wenn man riskiert, andere zu verletzen.»

Dieser Satz könnte direkt aus dem Kapitel «Sag die Wahrheit – oder lüge zumindest nicht» in Petersons Buch stammen. Seiner Ansicht nach herrscht so viel Chaos und Unordnung auf der Welt, weil wir uns ständig weigern, der Realität ins Gesicht zu sehen. Daher auch seine Kritik an den *safe spaces* an amerikanischen Universitäten, wo übersensible Studenten (*snowflakes*) durch Triggerwarnungen und Sprechverbote vor Gedanken geschützt werden, die sie nicht hören wollen.

### Von «Faust» bis «Hänsel und Gretel»

Wie Peterson nach dem Interview mit Newman sagte: «Sie geht einfach davon aus, dass man das Recht hat, von anderen nicht beleidigt zu werden. Ein solches Recht gibt es nicht. Wenn das Recht des einen, nicht beleidigt zu

### «Wann wird dieses politisch korrekte Denken wohl ein Ende haben?»

werden, mehr wiegt als mein Recht, meine Meinung zu sagen, dann werde ich nie etwas sagen können.»

Und das ist aus folgendem Grund wichtig: «Denken geschieht meist, indem man redet. Aber man denkt nicht nur durch Reden, man korrigiert auch seine Gedanken, indem man redet. Wenn man den Leuten das Denken verbietet, verurteilt man sie zum Leiden. Man verweigert ihrer Dummheit das Recht zu sterben. Man sollte zulassen, dass Gedanken ins Feuer geworfen werden, nicht man selbst.»

Für Peterson, das wird klar aus seinem grandiosen neuen Buch, geht es in seinen Auseinandersetzungen mit zahllosen Kritikern an den Universitäten und in den linken Medien um mehr als nur die Verteidigung der Meinungsfreiheit oder darum, es der selbstbezogenen, arroganten und kontrollwütigen linksliberalen Elite zu zeigen. Hier offenbart sich seine rigorose persönliche Philosophie, entwickelt in vielen Jahren Studium, Lehre und Therapie von Patienten. Seine Meinung frei zu sagen und richtig zu handeln – das sind für ihn die Eckpfeiler eines menschenwürdigen Lebens.

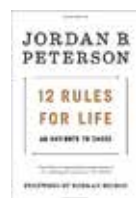
Das Leben ist hart, sagt er, und es ist sinnlos, sich in dieser Hinsicht Illusionen zu machen. Aber es ist möglich, die düsteren Existenzbedingungen zu verbessern, und es gibt ent-

sprechende Hinweise, wenn man nur weiss, wo man suchen muss. Diese Wahrheiten verstecken sich vor allem in unserer Literatur – von Goethes «Faust» bis hin zu «Hänsel und Gretel». Aus diesen Wahrheiten hat Peterson ein Dutzend Handlungsempfehlungen destilliert (seine *12 Rules for Life*), beispielsweise: «Steh aufrecht, mit gestrafften Schultern», «Beschäftige dich mit dem, was sinnvoll (und nicht, was opportun) ist» oder auch (wenn es nicht gerade um ein sehr ernstes Thema geht, kann er witzig und skurril sein) «Lass Kinder ungestört Skateboard fahren» und «Wenn du auf der Strasse einer Katze beegnest, streichle sie».

### «Unpopulärste Erkenntnis unserer Zeit»

Eine andere Empfehlung – «Bring dein Haus in Ordnung, bevor du andere kritisierst» – erklärt vielleicht seinen speziellen Debattierstil. Anders als etwa der flamboyante Provokateur Milo Yiannopoulos oder der arrogante Christopher Hitchens oder der ruppige Andrew Breitbart hat Peterson nichts von einem siegesgewissen, strahlenden Kämpfer. In seinen Vorträgen lässt er sich von der Tiefgründigkeit seiner Argumente und von der Bewunderung seiner fasziniert lauschenden Zuhörer bisweilen zu Tränen rühren. In Debatten legt er keinen Wert darauf, seine Kontrahenten fertigzumachen: «Es ist nicht mein Ziel, aus einem Interview als Sieger hervorzugehen», sagt er. Er strahlt keine Boshaftigkeit aus, und er neigt auch nicht zu moralischen Urteilen, weil das Monster, wie er in seinem Buch schreibt, in jedem von uns steckt, auch in ihm selbst.

Vielleicht ist es diese eigentümliche Mischung aus melancholischer Freundlichkeit, intellektueller Klarheit und moralischer Entschiedenheit, die seine Anhänger, mehrheitlich junge Männer, so bewundernswert finden. Für die Cathy Newmans dieser Welt ist dies natürlich nur ein weiterer Beweis für seine gefährlich reaktionäre Einstellung. Doch genau das, sagt Douglas Murray, macht ihn so wertvoll: «Fakt ist, dass Peterson eine der unpopulärsten, aber vitalsten Erkenntnisse unserer Zeit entwickelt hat: dass wir eine Generation von Männern hervorbringen, die (vor allem, wenn sie keiner «Minderheit» angehören) ohne Hoffnung, Fundament oder Aufgabe sind.» Jordan Peterson hat nicht nur dieser Generation Hoffnung gegeben, sondern uns allen, die wir manchmal voller Verzweiflung auf diese Welt schauen und uns fragen: «Wann wird dieses politisch korrekte Denken wohl ein Ende haben?»



Aus dem Englischen von Matthias Fienbork  
Jordan B. Peterson: 12 Rules for Life.  
Random House. 448 S., Fr. 28.90



## Inside Washington

### Auf dünnem Eis

Trump war gestern. Nun knöpfen sich B-Promis Vizepräsident Pence vor.

In Washington gibt es den Spruch: «Du bist nur so gross wie dein grösster Feind.» Vielleicht ist das der Grund, weshalb Vizepräsident Mike Pence plötzlich ins Visier verbaler Attacken durch aufstrebende Krieger für soziale Gerechtigkeit aus der Promi-Szene geraten ist.

Die *New York Times* nennt ihn «einen 28 Jahre alten, charismatischen Eiskunstläufer, frischgebackene Ikone der Schwulenbewegung und Darling der sozialen Medien»: Adam Rippon, Olympia-Teilnehmer in Pyeongchang. Nun hat er seine Kufen geschärft, um Präsident Donald Trumps Stellvertreter aufzuschlitzen.

### Olympische Proteste

Rippon, der erste offen schwule Mann, der sich für Winterspiele qualifizierte, behauptet, dass er ein Treffen mit Pence abgelehnt habe. Der wiederum twitterte, dass er nie eine Einladung ausgesprochen habe, und sprach von «fake news».

Der jugendliche Aktivist sagt zudem, dass dem Vizepräsidenten «ein echtes Konzept für die Realität» abgehe: «Ihn einen gläubigen Christen zu nennen, ist total widersprüchlich.» (Pence ist evangelikaler Christ mit Vorbehalten unter anderem gegen Schwulenehen, Anm. d. Red.)

Gegen den früheren Präsidenten Obama freilich gab es keine derartigen olympischen Proteste, als er während des Wahlkampfes 2008 erklärte, dass er als Christ glaube: «Eine Ehe besteht zwischen einem Mann und einer Frau. Ich bin nicht für Schwulenehen.»

Pence selbst versicherte den Bronzemedallengewinner Rippon per Twitter seiner Unterstützung: «Sie sollen wissen, dass wir alle für Sie sind. Lassen Sie sich nicht von Fake News beirren. Ich bin stolz auf Sie und alle unsere grossartigen Athleten.»

Amy Holmes



# Die andere Sicht

## Roger Köppel im Gespräch mit Matthias Aebischer über die brisanten Themen des Monats

**Mittwoch, 7. März 2018**

**Ort:** Restaurant «Zum Äusseren Stand», Zeughausgasse 17, Bern

**Beginn:** 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

**Anmeldung bis 5. März erforderlich an:**

[ontheroad.aebischer@weltwoche.ch](mailto:ontheroad.aebischer@weltwoche.ch)

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail  
(beschränkte Teilnehmerzahl).

**Weitere Veranstaltungen:**

22. März: Tamara Funicello, Bern; [ontheroad.funicello@weltwoche.ch](mailto:ontheroad.funicello@weltwoche.ch)

Genauere Informationen folgen.

# Jagd auf den ewigen Regierungschef

Israels Premier Benjamin Netanjahu hat sich in der Innenpolitik unangreifbar gemacht. Jetzt empfiehlt die Polizei dem Staatsanwalt, ihn wegen Korruption anzuklagen. Kann er sich halten?

Von Pierre Heumann



**Verbindlich festgehaltenes Versöhnungsabkommen:** Ehepaar Netanjahu, im Januar in Indien.

Sein Name ist zum Inbegriff für Israel geworden: Benjamin Netanjahu, auch bekannt unter seinem Spitznamen «Bibi». Indem er sich als «Mr. Security» profilierte, hat er die letzten drei israelischen Wahlen gewonnen. Kein Politiker ist in Sicht, der ihm den Titel Premierminister streitig machen könnte. Seit neun Jahren bestimmt er ohne Unterbruch die Politik seines Landes und des Nahen Ostens, knüpft neue Allianzen in Asien, in Afrika und, vorerst zwar noch versteckt, am Persischen Golf. Zudem hat er die Themen Terrorbekämpfung sowie die iranische Atomgefahr als Punkte für die globale Agenda durchgesetzt.

Doch jetzt droht ihm Ungemach. Am Dienstag hat die Polizei das Ergebnis ihrer Untersuchungen in zwei Korruptionsfällen publiziert, in denen Netanjahu der prominenteste Verdächtige ist. Jetzt wird der Staatsanwalt entscheiden müssen, ob Netanjahu angeklagt

werden soll – oder ob die Dossiers geschlossen werden.

Während fast zweier Jahre untersuchte Lahav 433, das israelische Pendant zum FBI, ob die zahlreichen Korruptionsvorwürfe, die von den Medien kolportiert wurden, Hand und Fuss haben. Im ersten Fall sind die Ermittler dem Verdacht nachgegangen, dass sich Netanjahu gegenüber Milliardären als Gegenleistung für teure Zigarren, rosa Champagner und andere Luxusgüter mit politischen Zugeständnissen erkenntlich gezeigt habe. (Netanjahu hat eine schon fast an Sucht grenzende Vorliebe für handgerollte kubanische Zigarren.) Der zweite Fall dreht sich um eine angeblich versuchte Beeinflussung von Medien: Netanjahu soll mit dem Herausgeber des ihm gegenüber kritisch eingestellten Massenblattes *Jediot Acharonot* einen Deal erörtert haben, der eine regierungsfreundliche Berichterstattung versprach. Im

Gegenzug wollte Netanjahu mit einem Gesetz dafür sorgen, dass die Auflage des Konkurrenzblatts sinken würde. Netanjahu erhoffte sich vom Deal ein Ende der von ihm reklamierten «Hexenjagd linker Medien», die ihn zu Fall bringen wolle. (Die Verhandlungen verliefen allerdings im Sand.) In einem dritten Fall – die Beschaffung von U-Booten – stehen bisher Netanjahus engste Mitarbeiter unter Verdacht, ohne dass ihm bisher unrechtes Handeln vorgeworfen worden wäre.

## Personalpolitische Vorsorge

Obwohl die Polizei die Anklage empfiehlt: Netanjahu denkt nicht an Rücktritt. Das ist, juristisch gesehen, auch nicht zwingend. Und er stellt sich bereits für eine weitere Amtszeit zur Verfügung. Erst nach einer allfälligen Anklage müsste er laut israelischem Gesetz sein Amt zur Verfügung stellen.

Aber Bibi ist nervös. Er sagte in den letzten Tagen Treffen ab, um sich mit seinen Rechtsanwältinnen zu beraten. Er lässt eine Kommission der Knesset das Verhalten der Polizei untersuchen, um die Ermittler einzuschüchtern.

Denn Netanjahu weiss: Gefängnisstrafen für hochrangige Politiker sind in Israel keine Ausnahme. Eingekerkert waren bereits ein Staatspräsident, ein Regierungschef sowie Finanz-, Innen- und Energieminister, um nur einige zu nennen. Stets von der Angst getrieben, dass auch er aufgrund einer Verurteilung zum Rücktritt gezwungen sein könnte, hat Netanjahu personalpolitisch vorgesorgt. In Schlüsselpositionen der Justiz hat er Personen installieren lassen, die ihm günstig gewogen sind. So war Generalstaatsanwalt Avichai Mandelblit, der über Anklage oder Nichtanklage entscheiden wird, zuvor während vier Jahren Netanjahus Kabinettssekretär gewesen. Auch Mandelblits Vorgänger stand mit der Familie Netanjahu auf gutem Fuss. Als sie in einem früheren Fall wegen Korruptionsverdachts angeklagt war, fasste sie die Justiz sanft an – und schloss das Dossier.

### Im Griff der Gattin

Zu seinen Problemen gehört auch seine Frau Sara. Ihr Name füllt regelmässig die Spalten der Klatschkolumnisten, etwa weil sie im Haushalt das Geld der Steuerzahler verschwende, ihre Hausangestellten schikaniere, unerlaubterweise Geschenke von Milliardären entgegennehme oder diese gar anfordere. Für ihre Verfehlungen wurde sie auch schon verurteilt. Die Busse bezahlte der Steuerzahler, da es sich, so die Begründung des Gerichts, bei den Opfern um Staatsangestellte handle.

Bis heute sorgt Saras Verhalten immer wieder für neue Skandale. So wurde Ende Januar ein Mitschnitt einer Tonbandaufnahme aus dem Jahre 2009 veröffentlicht, auf dem Sara einen ihrer engsten PR-Berater anschreit. Grund der Aufregung: In einer Zeitungskolumne, in der über eine Wohlfahrtsveranstaltung berichtet wurde, an der sie teilgenommen hatte, blieb unerwähnt, dass sie als Kinderpsychologin im öffentlichen Dienst arbeitet. Indem sie jede Silbe betonte, warf sie dem PR-Berater das Wort «Psy-cho-lo-gin» an den Kopf – das hätte sie über sich lesen wollen und nicht bloss, dass sie die Frau des Regierungschefs sei.

Sara, die mitunter nicht gerade schmeichelhaft als Israels Marie Antoinette bezeichnet wird, sehe sich als «integralen Bestandteil» des Regimes, sagt Ben Caspit, der eine 500-seitige Biografie über Benjamin Netanjahu veröffentlicht hat. Bibis Frau bestehe darauf, in alle Regierungsgeschäfte als volle Partnerin



Hang zum Hedonismus: Sara und Benjamin Netanjahu in den Ferien, 1998.

ihres Ehemanns involviert zu sein. So nimmt sie zum Beispiel wie selbstverständlich an Besprechungen teil, an denen es um militärische Topgeheimnisse geht. Sie waltet indirekt auch als oberste Personalchefin der Regierung. Ohne ihre Zustimmung können wichtige Minister- oder Beraterposten nicht besetzt werden. Wer es wagt, sich etwas unhöflich über Sara zu äussern, fällt in Ungnade. Kritik an Sara sei ein «unverzeihlicher Fehler in Netanjahus Welt», weiss Caspit. Namhafte Berater und Minister mussten bereits ihren Dienst quittieren, weil sie sich mit Sara nicht verstanden hatten.

Eifersüchtig achtet sie zudem darauf, dass ihr Ehemann nicht in Versuchung geführt wird. Mit gutaussehenden Frauen wie Justiz-

### Bibi ist nervös. Er sagte Treffen ab, um sich mit seinen Rechtsanwältinnen zu beraten.

ministerin Ajelet Schaked bespricht sich der Premier deshalb nie privat, sondern nur innerhalb offizieller Gremien.

Dass Sara, die im November sechzig Jahre alt wird, ihren Mann so fest im Griff hat, ist in einem verbindlich festgehaltenen Versöhnungsabkommen des Ehepaars aus den frühen neunziger Jahren begründet. Nachdem sie damals durch einen anonymen Anruf informiert worden war, dass ihr Mann eine Affäre habe, machte sie ihm eine Szene, warf ihn zur Wohnung raus und drohte ihm mit der Scheidung. Netanjahu fürchtete um seine Karriere – es wäre bereits seine dritte Trennung gewesen, und das werde ihn vor allem bei seinem konservativen Wählersegment viele Stimmen kosten, argwöhnte er. Dem Frieden (und dem erhofften Wahlsieg) zuliebe beugte er sich dem Diktat Saras, deren Anwalt übrigens später Justizminister in Netanjahus Regierung wurde.

Mit seiner Unterschrift unter das Versöhnungsabkommen hat sich Bibi angeblich verpflichtet, für alles die Zustimmung Saras einzuholen und ohne ihr Wissen keine Kontakte

mit anderen Frauen zu pflegen. Kein Aussenstehender hat zwar den Vertrag mit eigenen Augen gesehen. Sicher ist aber, dass das Paar Netanjahu in der Öffentlichkeit betont harmonisch – man ist geneigt zu sagen: übertrieben harmonisch – auftritt, zuletzt zum Beispiel am WEF in Davos Hand in Hand. Auch lobt Netanjahu seine Sara bei jeder passenden (und weniger passenden) Gelegenheit und dankt ihr für ihre Unterstützung.

### Grundlage des Aufschwungs

Da Netanjahu bereits Ende der neunziger Jahre während dreier Jahre Premierminister war, hat er mittlerweile, zusammen mit Sara, während insgesamt zwölf Jahren die Politik des Staates geprägt, der im Frühling seinen siebzigsten Geburtstag feiert. Als Finanzminister legte er zudem die Grundlage für den Wirtschaftsaufschwung des Landes, indem er neokonservative Rezepte durchsetzte: Steuererleichterungen für Unternehmer, weniger Subventionen für die Armen und einschneidende Budgetkürzungen gehörten dazu.

Keiner seit David Ben-Gurion, dem legendären Ausnahmepolitiker in den Gründerjahren, hat länger regiert als Netanjahu. Nicht zu Unrecht bezeichnen ihn deshalb viele als «Zauberkünstler» – die einen mit Bewunderung, die anderen mit Verachtung. Den 68-Jährigen haben bei den letzten Wahlen zwar bloss 25 Prozent der Bürger gewählt. Aber Bibi nutzt das komplexe Wahlsystem immer wieder gekonnt und versteht es, Koalitionen zu schmieden. Dabei setzt er vor allem auf Siedlerparteien und religiöse Gruppierungen, die er mit Zugeständnissen aller Art bei guter Laune hält. Machtbewusst hat er seine Position auch innerhalb seiner Likud-Partei abgesichert. Politiker, von denen er befürchtete, dass sie ihn als Parteiführer ablösen wollten, hat er vertrieben – zum Beispiel den ehemaligen Armeechef – oder auf Auslandsposten versetzt, wie den jetzigen Uno-Botschafter in New York. Und in der Opposition fehlen erfahrene Führungskräfte, die eine kritische Mehrheit um sich scharen könnten, um Bibi von seinem Job zu verdrängen. Aber die Justiz und sein eigener fataler Hang zum Hedonismus auf fremde Kosten können Netanjahu jetzt zum Verhängnis werden.



Ben Caspit: The Netanyahu Years. Thomas Dunne Books. 512 S., Fr. 29.90



Prostitution, Drogen, Gewalt: Migranten in Calais, 2. Februar.

## Vom Dschungel in die Hölle

Seit der Räumung des «Dschungels» ist in Calais alles noch schlimmer. Bei Schiessereien zwischen Flüchtlingsbanden gab es Schwerverletzte. Europa und die Intellektuellen machen Druck auf Macron und kritisieren ihn als Hardliner. Er hingegen sieht sich als pragmatischen Humanisten. *Von Jürg Altwegg*

Nur dank dem schnellen Eingreifen der Polizei gab es keine Toten. Vier Eritreer schweben allerdings nach den blutigen Auseinandersetzungen von Anfang Februar noch immer in Lebensgefahr. Die Afrikaner waren bei der Ausgabe der Mahlzeiten in unmittelbarer Nähe des Spitals von den Afghanen angegriffen worden. Aus Rache überfielen danach rund 200 mit Eisenstangen und Hämmern bewaffnete Eritreer das Lager der Angreifer, in dem sie alles kurz und klein schlugen. Erneut gab es viele Verletzte mit Stich- und Schusswunden. Die Strassenkämpfe dauerten einen ganzen Tag lang. Die Autobahn, die zum Hafen führt, war blockiert. Vor dem Ärmelkanaltunnel werden die Lastwagen regelmässig mit Steinen beworfen und wegen brennender Pneu zum Anhalten gezwungen.

### «Alle haben Angst vor den Afghanen»

Der sechzehnjährige Ahma schilderte die Strafexpedition der Eritreer einem Reporter: «Alle kamen mit. Wir hatten keine andere Wahl: Sie haben auf unsere Brüder geschossen. Alle haben Angst vor den Afghanen. Ihre Chefs verfügen über Pistolen. Wir haben nichts.» Er zeigte dem Journalisten seine Stichwunde am Arm.

Im Fernsehen kam ein Afghane zu Wort: «Mit den Vorfällen vor dem Spital hatten wir nichts zu tun. Wir wollen nur eines: nach England.» Für einmal sei er von der Polizei beschützt worden, die fast täglich die Flüchtlinge auseinander treibt, ihre Hütten zerstört und Zelte niederreisst. Mit 1200 Mann ist die Polizei gegenwärtig zahlreicher vor Ort als die Flüchtlinge. Die Order lautet: Alles, was zu einem neuen «Dschungel» führen könnte, im Keim ersticken.

Als das Flüchtlingscamp im Herbst 2016 geräumt wurde, beherbergten seine Bidonvilles gegen 10 000 Menschen. 95 Prozent waren Männer, mehr als die Hälfte stammte aus dem Sudan, ein Viertel aus Afghanistan. Mehreren tausend der von der Regierung Hollande in andere Landesteile umgesiedelten ist das Recht auf Asyl zuerkannt worden. Andere warten noch auf eine entsprechende Entscheidung, sind untergetaucht oder zurückgekehrt.



Konzertierte Vielstimmigkeit: Macron.

Zu Beginn des Jahres lebten allenfalls 300 Flüchtlinge in der Hafenstadt mit 70 000 Einwohnern. Jetzt sind es bereits wieder um die tausend. Am 18. Januar schlossen Theresa May und Macron ein Abkommen, das unter anderem die Aufnahme von Minderjährigen nach England erleichtern soll. Bewohner, Behörden und Flüchtlingshelfer sind sich einig: «C'est l'enfer» – die Hölle –, die Lage sei explosiver und schlimmer, als sie es im «Dschungel» war. Gewalt, Prostitution, Drogen, Diebstahl, Plünderungen von Lastwagen, Blockaden und

Kämpfe zwischen Banden unterschiedlicher Herkunft hat es schon damals gegeben. Aber die Bidonvilles waren überschaubar. Jetzt sind die Flüchtlinge in der Stadt, leben unter extrem prekären Bedingungen und ständiger Verfolgung durch die Polizei. Immer wieder kommt es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen – auch zwischen Eritreern und Äthiopiern. Die Afghanen haben die Kurden als stärkste Gang abgelöst und die wichtigsten Bereiche unter ihre Kontrolle gebracht: die Gegend um das Krankenhaus, Autobahnraststätten und vor allem die Parkplätze für die Lastwagen. Ohne Geld gibt es keinen Zugang dazu, man kassiert nur Schläge, die Überfahrt nach Dover wird von Schleppern für 3000 bis 5000 Euro angeboten – ohne Gewähr.

Die Zusammenstöße Anfang des Monats fanden an verschiedenen Orten statt und dauerten den ganzen Tag. Gegen Abend traf Innenminister Gérard Collomb in Calais ein und machte die Hilfsorganisationen für die Vorfälle mitverantwortlich: Die Abgabe von Mahlzeiten würde die Schlägereien zwischen den ethnischen Gruppen auslösen. Ansonsten blieben diese auf Distanz und hielten sich an die etablierten Machtverhältnisse. Collomb wiederholte damit die Vorwürfe, die Emmanuel Macron schon bei seinem Besuch Mitte Januar formuliert hatte: Die Helfer erschwerten die Arbeit der Sicherheitskräfte und nährten bei den Flüchtlingen die illusionären Hoffnungen auf ein britisches Paradies. Macron will sie in Lagern zusammenführen und bekannte sich ausdrücklich zum Vorgehen der Polizei. Er plädierte für humane Aufenthaltsbedingungen, die

strikte Anwendung der rechtsstaatlichen Regeln gegen die unkontrollierte Einwanderung und die Überwachung der Grenzen.

Die europäischen Staaten werfen Frankreich vor, zu wenige Flüchtlinge aufzunehmen. Macron hat sich für Lager in Libyen ausgesprochen. Er will die Asylverfahren beschleunigen und die Ausweisungen durchziehen. An einem Pariser Flughafen gibt es ein Gericht, das praktisch am Rande der Pisten die Fälle beurteilt. Gegen Franzosen, die im italienisch-französischen Grenzbereich Flüchtlinge beherbergen, wurden Gefängnisstrafen ausgesprochen, auch in Calais wurden Helfer verurteilt. Das linke Nachrichtenmagazin *L'Obs* brachte Macron mit Stacheldraht um das Gesicht auf das Cover, mit der Schlagzeile: «Migranten – Willkommen in der Heimat der Menschenrechte». Literaturnobelpreisträger Jean-Marie Gustave Le Clézio unterstellt dem Präsidenten eine «unerträgliche Verneinung jeglicher Menschlichkeit».

#### «Macron schlimmer als Sarkozy»

Der Schriftsteller Yann Moix drehte in Calais einen Film über die «Schande der Republik». Im Fernsehen präsentierte er Ausschnitte davon, in der *Libération* veröffentlichte er einen offenen Brief an Macron: «Sie haben in Calais die polizeilichen Übergriffe zur Regel gemacht.» Ohne viel Echo versuchten die Stadtpräsidenten und der Polizeichef die unhaltbaren Verhältnisse in Calais zu veranschaulichen und die Ehre der Polizei zu retten: Emmanuel Macron hat die öffentliche Meinung gegen sich.

Für Benoît Hamon, den sozialistischen Kandidaten bei der Präsidentschaftswahl, ist er «schlimmer als Sarkozy». Die Republikaner und der Front national stecken in der Krise und schweigen. Die Intellektuellen, die Macrons Sieg genauso überrumpelt hat, spielen ihre Rolle als das bessere Gewissen der Nation. Kulturministerin Françoise Nyssen hat die Leiter renommierter Theater und Museen aufgefordert, für Flüchtlinge Freikarten bereitzustellen. Gestoppt hat der Präsident nur ihre Petition für die Migranten, die sie unter den Kulturschaffenden lancieren wollte. Den Text hat Nyssen in *Le Monde* publizieren können: «Wie erklären wir unseren Kindern in zwanzig Jahren, was wir heute zulassen?»

Die konzertierte Vielstimmigkeit gehört zur Methode Macron: weder links noch rechts und sowohl als auch. Macron hatte Angela Merks Willkommenskultur gelobt, deren Risiken jedoch bekämpft er im eigenen Land. Im Parlament drängt er zur Eile und will ein verschärftes Gesetz («Asyl und Einwanderung»). Er muss auf seine Gegner setzen und die eigenen Abgeordneten beschwichtigen. Auch im Bereich der Flüchtlingspolitik glaubt Macron, mit seiner Quadratur des Kreises die alten Widersprüche überwinden zu können: Indem er sich als Hardliner kritisieren lässt, um dann als Humanist pragmatisch zu agieren. ○



Brief aus ...

## Rom

Nie ist Rom römischer als im Januar. Wenn die Stadt für sich ist und die Wintersonne fast durchsichtig weiss über dem Horizont steht und die Ockertöne der Kirchen, Gassen und Palazzi ausleuchtet, als ob ein kluger Maler wie Caravaggio die Farben speziell für dieses Licht ausgedacht hätte.

Der Papst ist zu Hause, wenn man das so salopp sagen darf. Bei zwei Fenstern des Apostolischen Palastes sind die Läden aufgeklappt. Ist der höchste Hirte der katholischen Kirche ausserhalb des Vatikans, sind sämtliche Läden geschlossen. Man versteht hier die Symbolsprache und hütet die Tradition. Dazu gehört auch das öffentliche Mittagsgebet am Sonntag. Dann strömen Tausende Besucher auf den Petersplatz, ein Gewirr von Sprachen und Menschen aus allen Kontinenten. Unmittelbar vor zwölf Uhr brandet Jubel auf, Franziskus tritt ans Fenster des Arbeitszimmers, winkt und begrüsst die Menge mit einem «Buongiorno».

#### «Widder die Turcken»

«Angelus» heisst die kurze Andacht, die unmittelbar auf das Mittagsläuten folgt, und Franziskus nutzt wie seine Vorgänger das anschliessende Grusswort, um einen Appell an die Gläubigen und die Welt zu richten, oft unter Bezug auf ein aktuelles politisches Ereignis. Es war Papst Kalixt III., der am 29. Juni 1456 in einer Bulle das Glockengeläut anordnete, das bis heute von den Kirchtürmen zu hören ist. Der Anlass war weniger beschaulich, als man vermuten könnte. Kurz zuvor hatten die Osmanen Konstantinopel, das jetzige Istanbul, endgültig erobert. Das Herzstück des orthodoxen Oströmischen Reiches war nicht mehr, und die türkischen Heerscharen drängten weiter nach Norden, in Richtung Ungarn und Österreich.

Mit der «Bulla widder die Turcken», wie sie in der altdeutschen Übersetzung hiess, sollten die Gläubigen aufgerufen werden, für einen Sieg der christlichen Ungarn über die Truppen Sultan Mehmeds II. zu beten. Dass ausgerechnet Kalixt die gemeinsame Abwehr gegen den Islam beschwor, hatte biografische Gründe: Er stammte aus Valencia und war geprägt von der siebenhundertjährigen Reconquista, der Rückeroberung Spaniens und Vertreibung der muslimischen Herrscher. Alonso de Borja war als Aussenseiter zum Pontifex gewählt worden, und sein Geschlecht, das sich fortan Borgia nannte, sollte mit Alexander VI. noch einen der schillerndsten Renaissancepäpste hervorbringen.

Der historische Hintergrund des Mittagsläutens zum Angelus dürfte kaum jemandem mehr bekannt sein. 1456 galt der geistliche Beistand den Ungarn im fernen Balkan. Wer an diesem Sonntag im Januar zum Petersplatz wollte, musste erst zwei



«Buongiorno»: päpstliche Mittagsandacht.

Sicherheitskordons passieren. Schwerbewaffnete Militärs mustern die Ankommen, jede Handtasche wird kontrolliert, dann folgen die Metalldetektoren, ehe man den frühlinghaft besonnenen Platz vor der Basilika betreten darf. Bis vor drei, vier Jahren konnte man noch unbehelligt die päpstliche Mittagsandacht besuchen. Nun hat man sich «widder die Turcken» des 21. Jahrhunderts eingerichtet, die islamistische Bedrohung ist gewissermassen vor der Haustüre des Papstes angekommen.

Nach seinen Gedanken zum Tagesevangelium über Jesus in seiner Mission, die Liebe Gottes in Worten und Taten zu erfüllen, nimmt Franziskus Bezug zum schweren Terroranschlag vom Vortag in Kabul mit mehr als hundert Toten. «Wie lange noch muss das afghanische Volk diese unmenschliche Gewalt ertragen? Beten wir für die Opfer und ihre Familien, und beten wir für all die, die in diesem Land für den Frieden arbeiten.» Das Angelus lebt. Peter Keller

# «Das Empire kannte auch Grosszügigkeit»

Theologieprofessor Nigel Biggar stellt unangenehme Fragen zum Kolonialismus und kämpft für die Lehrfreiheit in Oxford.

Von Rolf Hürzeler

Rendez-vous im Athenaeum Club in der Londoner Pall Mall. Der Raum ist riesig, eine Kapelle hätte alleweil Platz darin. Das Interieur mit seiner neoklassizistischen Üppigkeit erinnert an die imperiale Vergangenheit des Vereinigten Königreichs. Hier sitzt der 62-jährige Theologieprofessor Nigel Biggar, versunken in einem Ledersofa, und schlückelt eine Tasse *afternoon tea*. Er lehrt am Christ Church College der Universität Oxford, publizierte über Karl Barth und veröffentlichte Bücher wie «In Defence of War». Professor Biggar kommt immer wieder in Konflikt mit Studenten, die seine konservativen Stellungen kritisieren. «Aber nur mit einer Minderheit», wie er betont.

**Professor Biggar, Sie sagen, das Empire sei moralisch komplex. Das lässt sich von jeder Epoche behaupten.**

Richtig, das Empire dauerte ein paar Jahrhunderte. Es kannte Schandtaten der Briten, aber auch sehr viel Gutes und Grosszügigkeit. Das heisst, ein moralisches Urteil ist schwieriger, als man denkt.

**In den letzten dreissig Jahren wurde das Empire deutlich kritischer gesehen als eine Generation früher.**

Ja, zumindest in den Augen Einzelner. Eine neue Generation, vornehmlich linke Historiker, rücken das Empire in ein sehr kritisches Licht. Das ist Teil eines kulturellen Paradigmenwechsels in der gesamten Gesellschaft. Zu Beginn der 1970er Jahre wurden die traditionellen Werte zusehends in Frage gestellt, und heute haben jene Leute das Sagen.

**Das Empire erlebte ja tatsächlich moralische Krisen, wie die Massaker in Afrika oder in Indien. Wie sehr müssen wir uns heute schämen für die Missetaten unserer Grossväter?**

Das ist eine komplizierte Frage. Sie stellte sich besonders dringlich in Deutschland. Die Deutschen haben das bewundernswert gründlich getan, wenn auch erst eine, zwei Generationen nach dem Krieg. Tatsächlich hätten wir Briten in dieser Hinsicht viel mehr tun können, was das Empire angeht, zum Beispiel mit Blick auf die Sklavenfrage. Allerdings haben wir den Menschenhandel später bekämpft. Andere Kapitel sind noch gar nicht aufgearbeitet, zum Beispiel die Hungersnöte in Indien, die zum Teil die britischen Kolonialherren

direkt verschuldeten, um ihre Macht zu erhalten.

**Die Deutschen schämen sich für den Zweiten Weltkrieg, die Briten für das Empire. Die Franzosen bewundern Napoleon noch heute.**

Ja, solche Figuren lassen sich in unterschiedlichem Licht betrachten. Die Frage stellt sich meines Erachtens besonders dringlich bei

den Chinesen mit ihrer imperialen Vergangenheit oder den Türken mit ihrem Osmanischen Reich. Dessen brutale Herrschaft scheint heute niemanden mehr gross zu kümmern. Westliche Nationen befassen sich offenbar mehr mit der eigenen Vergangenheit als andere.

**Die katholische Kirche schämt sich nicht für die Inquisition.**



THE RHODES COLOSSUS

STRIDING FROM CAPE TOWN TO CAIRO.

*Rücksichtslos, aber kein Rassist: Imperialist Cecil Rhodes.*



Doch, Papst Benedikt XVI. hat sich immerhin offiziell entschuldigt. Aber es stimmt, derzeit ist das kein Thema.

**Nochmals, warum diese heftige Kritik an der imperialen Vergangenheit? Man könnte ja auch über die Gegenwart reden.**

Die Linke macht die angelsächsischen Länder, vor allem die Amerikaner, für das Elend in der Dritten Welt verantwortlich und ignoriert alles andere. Zum Zweiten haben etwa afrikanische Politiker ein Interesse an dieser Diskussion, weil sie auf Reparationszahlungen hoffen.

**Was zumindest nachvollziehbar ist.**

Ja, in der Karibik gibt es eine Bewegung, die von den Briten eine Wiedergutmachung für den Sklavenhandel verlangt. Ich kann diese Forderungen verstehen. Die Frage ist nur: Wie lässt sich Schuld gerecht quantifizieren? Zudem: Wenn die Briten schuldig sind, was ist dann mit den afrikanischen Sklavenhändlern und deren Nachkommen?

**Solche Diskussionen driften oft in erhitzte Kontroversen über symbolische Figuren ab, wie etwa den britischen Imperialisten Cecil Rhodes. Studenten in Oxford forderten, dass seine Statue von der Aussenfassade des Oriel College verschwindet.**

Die Kampagne «Rhodes Must Fall» begann in Südafrika und schwappte nach Oxford über. Eine kleine Minderheit von Studenten behaupteten, dass sie sich jedes Mal beleidigt fühlten, wenn sie an dieser Statue vorbeikämen. Allerdings steht die so hoch im Gemäuer, dass man den Hals schon verrenken muss, um sie überhaupt zu sehen.

**Aber das ist ja nicht der Punkt.**

Nein, es trifft jedoch historisch nicht zu, dass Rhodes ein Rassist war, der sogar einen Genozid begangen haben soll. Richtig ist,

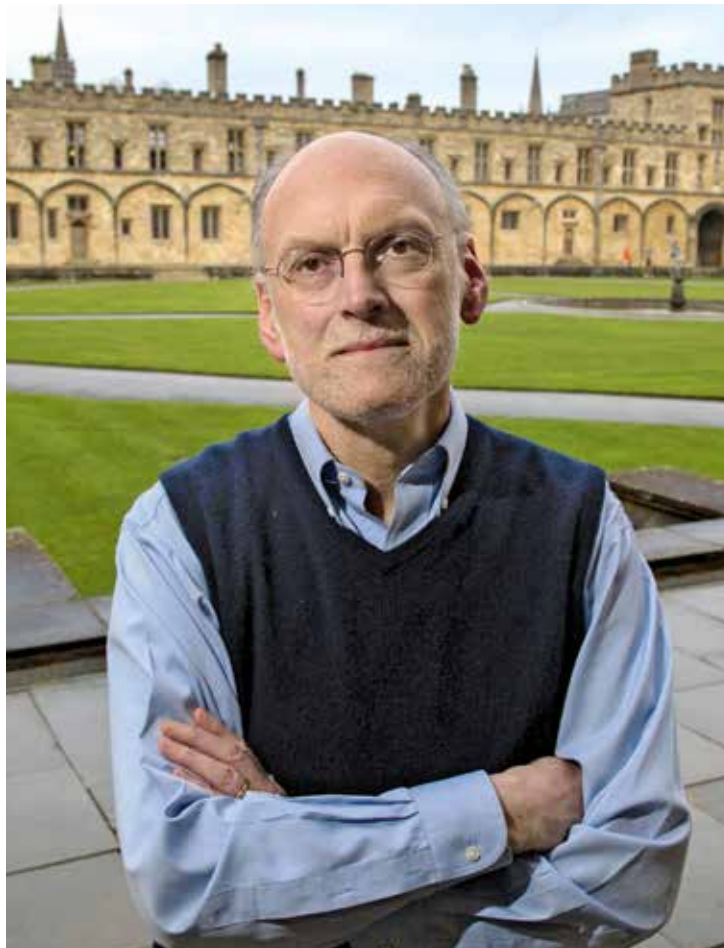
---

**«Karl Barth war Pazifist. Aber er war überzeugt, dass sich die Schweiz gegen Nazideutschland verteidigen müsse.»**

---

dass er die britischen Kulturleistungen im Vergleich zu den afrikanischen als überlegen einstufte. Das traf damals im Hinblick auf die technologischen oder militärischen Errungenschaften tatsächlich zu. Das heisst aber nicht, dass er die afrikanischen Kulturleistungen generell geringschätzte. Sicher ist: Als Rhodes im heutigen Sim-

babwe gestorben war, begleiteten ihn zweitausend Ndebele zum Grab. Sie zogen danach während Jahrzehnten eine Ehrenwache an der Stätte auf. Rhodes wird auch unterstellt, dass er für die Unterdrückung eines Aufstands der Ndebele 1896 verantwortlich gewesen sei. Es lässt sich historisch nachweisen, dass diese Behauptung falsch ist. Nur: Rho-



«Ich halte die Studenten für aufgeklärte Menschen»: Nigel Biggar.

des war deswegen noch lange kein lebenswürdiger Mann. Es kommt halt darauf an, wie man Rassismus definiert.

**Er machte sein Vermögen mit Goldminen in Südafrika.**

Exakt, und er war rücksichtslos. Aber während sich heute privilegierte Studenten in Oxford über Rhodes aufregen, herrscht in Südafrika die Misswirtschaft des Afrikanischen Nationalkongress (ANC). Oder niemand stört sich daran, dass der Flughafen von Durban King Shaka heisst. Er war zu Beginn des 19. Jahrhunderts für Massaker von rivalisierenden Volksgruppen verantwortlich.

**Warum ist eine entspannte Debatte über den Kolonialismus unmöglich?**

Der Kolonialismus war moralisch und politisch nicht gerechtfertigt. Aber Staaten verstiesse schon immer gegen das Recht. Das heisst nicht, dass man gleich alles verdammen muss. Deshalb behalte ich mir vor, grundsätzliche Fragen zu stellen, was ein

Teil der Linken nicht akzeptieren kann. Immerhin hat die Universität Oxford meine Arbeit gegen ungerechtfertigte Angriffe in Schutz genommen. Ebenso wie der grösste Teil der Öffentlichkeit, vor allem auch indischstämmige Briten. Typisch ist für mich auch China. Viele Einheimische scheinen die ehemalige Kronkolonie Hongkong der Volksrepublik China vorzuziehen.

**Geben Sie für Ihre Vorlesungen trigger warnings aus?**

Nein, ich halte die Studenten für aufgeklärte Menschen. Aber es gibt Kollegen, die das tun, sofern sie über heikle Themen wie Gender oder Gewalt lesen.

**Sie waren gegen die militärischen Interventionen in Syrien und im Irak.**

Falsch, ich habe sie zuerst unterstützt und dann den Schlamassel gesehen, zu dem das geführt hat. Ich bin ratlos, was zu tun ist. Dennoch bleibe ich bei meiner Meinung, dass westliche Interventionen sinnvoll sein können, sofern es in unserem nationalen Interesse liegt und sich die einheimische Zivilbevölkerung schützen lässt. Alles ist eine Frage des Risikos: Stabile Nachbarregionen sind für Europa wichtig.

**Damit stellt sich die Frage nach der Legitimation von Gewalt. Karl Barth befürwortete sie in Ausnahmefällen.**

Er war zu 99 Prozent Pazifist. Aber er war überzeugt, dass die Schweiz ihre direkte Demokratie gegen Nazideutschland verteidigen müsse,

denn er hielt sie für ein Geschenk Gottes. Ich glaube nur dann an einen «gerechten Krieg», wenn es um die Selbstverteidigung und schweres menschliches Unrecht geht. Der «gerechte Krieg» sollte, moralisch gesehen, nicht aus Eigeninteresse allein geführt werden.

**Das lässt sich nicht ernsthaft halten; die Briten überliessen Polen den Sowjets und den Nazis.**

Natürlich gab es zahlreiche militärische Übergriffe, die wir zuliessen. Grossbritannien hat ja nur eine sehr beschränkte Macht. Aber in Einzelfällen war die Zurückhaltung falsch, zum Beispiel im Frühsommer 1994 in Ruanda, da hätten sich mit geringem Risiko zahlreiche Menschenleben retten lassen.

Nigel Biggar: In Defence of War. Oxford University Press. 384 S., Fr. 53.90



*Propaganda und Agitation:* Kim Yo-jong an der Eröffnungsfeier im Olympiastadion von Pyeongchang, 9. Februar 2018.



Ikone der Woche

## Familienbande

Von Wolfgang Koydl

Was ist das? Eine Szene aus der «Bourne-Verschwörung»? «Mission: Impossible»? Drängen jetzt gleich Matt Damon oder Tom Cruise ins Bild? Oder ist diese Frau inmitten ihrer Leibgarde gar der weibliche Widerpart von 007 im neuen Bond – asiatisch unergründlich, verführerisch, doch tödlich wie eine Kobra?

Eine Schauspielerin ist Kim Yo-jong nicht, eher eine Regisseurin. Denn die jüngere Schwester des nordkoreanischen Diktators Kim Jong-un weiss, dass Politik auch und gerade in Diktaturen immer Schauspiel ist. Und sie versteht sich hervorragend auf die Inszenierung von einprägsamen Bildern.

Darauf deutet ihre Funktion in der Parteihierarchie hin: Sie leitet die Abteilung für Propaganda und Agitation. Doch ihr Hauptdarsteller ist immer nur eine Person: ihr Bruder, dessen Image nach innen gegenüber dem eigenen Volk und nach aussen für die internationale Politik sie massgeblich bestimmt und prägt.

So soll sie es gewesen sein, die ihm einen volksnahen Look mit Auftritten in Vergnügungsparks und auf Skipisten verpasste. Sie soll ihn auch bei seiner jüngsten Neujahrsrede in einen grauen zivilen Zweireiher statt in die übliche schwarze Parteiuniform gesteckt haben.

Viel weiss man nicht über sie, ausser dass sie und ihr Bruder sich sehr nahestehen, vor allem nach den gemeinsamen Schultagen in Bern. Dort erinnert man sich an sie als ein eher schüchternes, stilles Mädchen, überbehütet von ihrer allgegenwärtigen Entourage. Ein BBC-Porträt beschreibt sie als «süss» und «gutmütig», mit einem «Schuss von einem Wildfang».

Das freilich dürfte nicht ausreichen, wenn man am Hofe Kims überleben will. Auch enge Verwandtschaftsgrade schützen nicht vor Verlust der Macht oder gar des Lebens. Ein wenig davon merkte man auch bei den Auftritten der 30-jährigen Diktatorenschwester zum Auftakt der Olympischen Winterspiele in Südkorea: Wer genau hinsah, der konnte – anders als auf diesem Foto – hinter der kühlen, ach was, coolen Fassade manchmal ein kleines bisschen Unsicherheit, ja Angst, erkennen. Denn es war ein sehr glattes diplomatisches Parkett, auf das der grosse Bruder die kleine Schwester entsandt hatte. Der kleinste Ausrutscher konnte gravierende Folgen haben.

So gesehen, sind die Herren mit den Sonnenbrillen denn auch weniger Leibwächter als Aufpasser. Sie passen auf Kim Yo-jong auf. In des Wortes doppelter Bedeutung.

# Eleanor Roosevelts Speiseplan

Die amerikanische Historikerin Laura Shapiro hat zu den kulinarischen Liebhabereien von sechs berühmten Frauen recherchiert. Deren Essgewohnheiten werfen ein Licht auf ihre schillernden Persönlichkeiten. *Von Rolf Hürzeler*

Zuerst gab es eine «undefinierbare Fischsuppe». Dann folgte «abgestandenes Lamm», in Scheiben geschnitten, mit geschmacklosen Erbsen. Ein welker Salat kam als Nächstes, angemacht mit einer fürchterlichen Sauce. Zum Dessert gab es «Zitronenkuchen und Kaffee», über dessen Qualität glücklicherweise nichts Näheres bekannt ist.

An dieses Menü erinnerte sich mit Grausen der legendäre republikanische Senator Hiram Johnson nach einem Besuch im Weissen Haus kurz nach der Inauguration von Präsident Franklin Delano Roosevelt im Jahr 1933. Johnson war nicht irgendwer; er war einer der einflussreichsten Parlamentarier, der sich als unerbittlicher Kämpfer gegen die Korruption einen Namen machte. Es hätte also nahegelegen, dem Mann mit einem gediegenen Menü zu hofieren. «Nichts da; sie [Eleanor Roosevelt] empfand ihre Rolle als Zwang und erfüllte sie so schlecht wie möglich», sagt Laura Shapiro im persönlichen Gespräch. Die «kulinarische Historikerin» geht in ihrem neuen Buch «What She Ate» den Essensgewohnheiten von sechs ungewöhnlichen Frauen nach. Die Autorin trägt seit Jahrzehnten Material über die Ernährung in der Vergangenheit zusammen. Jetzt recherchierte sie zur Küche von sechs Frauen, um deren Persönlichkeit zu porträtieren. Frei nach dem Motto: «Sage mir, was du isst, und ich sage dir, wer du bist.»

## Rache am untreuen Ehemann

Autorin Shapiro vertritt die These, dass hinter dem Essen mehr steckt als nur Gaumenkitzel: «Vielmehr illustriert es die Lebenshaltung dieser Frauen.» Unter denen sind Eva Braun, die Geliebte von Adolf Hitler, und Helen Gurley Brown, die das Frauenmagazin *Cosmopolitan* in der Nachkriegszeit massgeblich prägte. Weniger bekannt bei uns sind andere Protagonistinnen wie Dorothy Wordsworth, die Schwester des britischen Dichters William Wordsworth, die ihren Bruder abgöttisch liebte und als hervorragende Köchin an sich zu binden versuchte. Oder die geschäftstüchtige Rosa Lewis: Die Frau aus der britischen Unterschicht errang dank ihrer Kochkünste die Anerkennung des versnobten Hochadels. Für sie war Kochen Lebensinhalt – im diametralen Gegensatz zu Eleanor Roosevelt.

Im Fall von Frau Roosevelt gehörte die miserable Küche zu ihrer Rache am untreuen Ehemann. Dazu stellte sie die Bedienstete Henrietta Nesbitt ein, in der Küche den Löffel zu

schwingen. Nesbitt erwies sich zum Entzücken der First Lady als ein begnadetes Antitalent, das mit Leichtigkeit sämtliche Esswaren bis zur Ungenießbarkeit malträtierte. Stellt sich dem Leser nur die Frage, ob Eleanor nicht selbst am meisten unter den Taten der Küchenchefin litt, da sie ja mit ihrem Mann zu Tisch aus den gleichen Töpfen ass. Doch im Gegenteil – laut Buchautorin Shapiro konnte die First Lady den Schlangenfrass angesichts der Leiden ihres Mannes geradezu genießen. Erst später im Leben lernte sie auf ihren Reisen vor allem exotisches Essen schätzen. «Nach dem Tod ihres Mannes fühlte sie sich befreit und getraute sich, den Gaumenfreuden nachzugeben», sagt Shapiro. Doch bis dahin setzte die Frau auf Menüs wie «mit Tomatensauce gefüllte Eier und Kartoffelstock» als Hauptgang bei einem

---

«Sie glaubte dank ihrer Kochkunst selbst zur Oberschicht zu gehören. Da täuschte sie sich gewaltig.»

---

Galadinner, das sie in sich hineinstopfte, ohne mit der Wimper zu zucken. Offenkundig hatte Eleanor Roosevelt die Volksweisheit «Liebe geht durch den Magen» nicht ganz verstanden.

Einen Schauer des Gruselns jagt Historikerin Shapiro dem Leser den Rücken hinunter, wenn sie sich der kulinarischen Gewohnheiten von Eva Braun und Adolf Hitler annimmt. Die beiden sollen sich 1929 kennengelernt haben, als sie beim Studiofotografen Heinrich Hoffmann arbeitete. Chef Hoffmann schickte sie eines Tages in ein Geschäft, um Fleischkäse («Leberkäse») und Bier einzukaufen. Sie sollte damit den angesagten Besuch bedienen, den Herrn Hitler. Anscheinend war der Mann nicht immer Vegetarier und abstinent gewesen, jedenfalls soll er den Fleischmocken wie ein Tiger verzehrt und mit dem Bier nachgespült haben. Das verstärkt den Verdacht, dass der Mann gar kein Vegetarier war und diesen Mythos einer nur vermeintlichen Askese schuldete. Laura Shapiro glaubt, dass Adolf Hitler «erst kurz vor der Machtergreifung 1933 Vegetarier wurde und auf Alkohol verzichtete». Allerdings sei er «wie die meisten Vegetarier keineswegs konsequent gewesen, sondern habe geschneuzelte Leber sowie mit Süßigkeiten versetzten Wein genossen». Quisquilien der Geschichte, gewiss, aber illustrative.

Spannender ist eine Begebenheit, die Evas Mutter Franziska Braun nach dem Krieg einem

Reporter erzählte. In den letzten Stunden im Berliner Führerbunker soll sich Hitlers Architekt Albert Speer von Eva Braun verabschiedet haben. Sie bestellte eine Flasche «Moët & Chandon»-Champagner, um auf die ferne Heimat Bayern anzustossen. Die Episode zeigt, wie verschoben die Wahrnehmung des Führungszirkels bis in die letzten Stunden des Dritten Reichs war, als in den Strassen Willkür und Chaos herrschten und der Untergang bevorstand. Diese Frau hielt bis zuletzt an ihrem Weltbild fest, eine wohlgefällige Dekorationsfigur des Unrechtsstaats zu sein, die wusste, was sie dem Reich schuldete – einen mondänen Auftritt im Gegensatz zum heroischen Führer.

## Sündenpfehl der Oberschicht

Ein Stück Sozialgeschichte erzählt der Lebenslauf von Rosa Lewis (1867–1952). Sie entstammte dem Londoner Dienstbotenmilieu und wurde eine anerkannte Prominentenköchin, wie man heute sagen würde. «Der soziale Aufstieg war aussergewöhnlich», sagt Shapiro: «Die meisten ihrer Schicht schafften es im besten Fall in die Küche eines guten Hauses, wo sie ein Leben lang bleiben konnten, wenn sie Glück hatten.» Lewis trug den Übernamen «Herzogin der Jermyn Street», einer engen Strasse hinter der Regent Street, die im 18. und 19. Jahrhundert als Sündenpfehl der Oberschicht galt. Den Beinamen hatte Lewis allerdings nicht, weil ihr Ruf zweifelhaft gewesen wäre. Sie war vielmehr die Besitzerin des dortigen Hotels «Cavendish», dessen Küche sie zur besten Adresse der Metropole gemacht hatte. «Sie behandelte jede Kartoffel wie ein Goldstück», sagt Shapiro. Nichts überliess Lewis dem Zufall, wie sie selbst schriftlich festhielt: «Ich mache genau das, was Spitzenköche nicht tun; ich koche die Kartoffeln, Bohnen und Spargeln selbst.» Angeblich eroberte sie gar das Herz von König Eduard VII. nicht nur in der Küche, sondern auch im Bett. Zumindes die kulinarischen Ansprüche Seiner Majestät waren genügsam: «Er mochte immer wieder gerne Speck mit Bohnen.» Eine Mahlzeit, die in britischen Ohren wie eine Vergiftung klang – die Vorliebe erklärt sich wohl durch die ursprünglich deutsche Herkunft des Monarchen. Schon besser tönte in den Ohren der Untertanen dagegen Rosa Lewis' Rezept von Trüffeln, die sie in einer Champagnersauce für Eduard VII. fein andünstete. Laut Shapiro verirrt sich Rosa Lewis indes in einer Lebenslüge: «Sie glaubte dank ihrer Kochkunst selbst zur Oberschicht zu gehören. Da täuschte sie sich



*Leberkäse und Bier:* Eva Braun in den 1930er Jahren.



*Londons beste Adresse:* Köchin Rosa Lewis.



*Neurotisches Verhältnis:* «Cosmopolitan»-Chefredaktorin Helen Gurley Brown.



*Grauslige Erinnerungen:* Eleanor und Franklin Roosevelt bei der Inauguration.

gewaltig; die Adligen betrachteten sie stets nur als eine Bedienstete, wenn auch eine wertvolle.»

Geradezu neurotisch war das Verhältnis von Helen Gurley Brown (1922–2012) zum Essen. Sie war in der Nachkriegszeit 32 Jahre lang Chefredaktorin des Frauenmagazins *Cosmopolitan*. Trotz der verführerischen kulinarischen Seiten, die jede Nummer des Magazins im hinteren Drittel zierten, waren Vitaminpillen ihre Lieblingsspeise. «Brown hasste fettleibige Menschen und entwickelte einen Gesundheits-

wahn», schreibt Shapiro. Sie gab sich bei einem gediegenen Menü mit Gästen gern mit einem Salat zufrieden und war sicher, dass nur eine Frau mit Modelmassen bei den Männern ankommt. «Helen Gurley Brown verstand sich trotz dieser Selbstkasteiung als eine Frauenrechtlerin, die ihr eigenes Leben gestaltete», sagt Shapiro.

Stellt sich noch die Frage, warum die Autorin nur die Essgewohnheiten von Frauen recherchierte und wie diese Auswahl zustande kam.

«Ganz einfach», sagt sie, «die weibliche Seele hat ein sensibleres Verhältnis zum Körper und damit zum Essen. Zudem suchte ich Beispiele, die schriftliche Zeugnisse hinterlassen hatten.»



Laura Shapiro: *What She Ate*. Fourth Estate. 320 S., Fr. 23.90

# Mr Nobody hypnotisiert die Welt

Keine Skandale, keine Botschaften, kein Charisma: Der britische Songwriter Ed Sheeran ist zugleich ein biederer Normalo und die Geheimwaffe der Musikindustrie. Warum wird so einer der Megastar dieser Zeit? *Von Thomas Würdehoff*

Irgendwann war der Kerl da. Ohne Ankündigung. Nein, Ed Sheeran tauchte nicht mit Trommelwirbel auf, da war kein Fanal zu hören. Es war eine Situation, wie man sie im Wartezimmer eines Arztes erlebt oder auch beim Friseur. Ein käsiger Durchschnittstyp mit roten Haaren ist schon eine ganze Weile in der Nähe – man hat ihn nur einfach nicht bemerkt. Denn weder ist er ein Traummann aus der verblichene Bond-Tradition wie Justin Timberlake, noch ruft er versteckte Mutterinstinkte auf wie etwa Sam Smith (der stets den Eindruck vermittelt, er sei ganz nah am Wasser gebaut), und er ist auch kein gefährlich vibrierender Genius wie Kanye West, vor dem man Weib und Kind in Sicherheit bringen möchte. Ed Sheeran erinnert eher an den unauffälligen und grundanständigen Nachbarssohn, der die Töchter der Gegend sicher in die Disco führt und heil und ungeküstet wieder nach Hause spedit. Ohne Risiko. Sympathisch bis in die schütterten Bartstoppeln.

## Milliarden von Klicks

Doch der freundliche Pfad aus Hebden Bridge, West Yorkshire, hat sich innert kürzester Zeit und fast unbemerkt zu einem beinhalten Wirtschaftsfaktor in der nicht gerade von Superlativen verwöhnten Musikindustrie gemauert. Sheerans einschmeichelnde Werke verkaufen sich rund um den Globus wie geschnittenes Brot. Sein freundlicher Nachbarschafts-Folk-Pop erzielt sowohl auf Youtube als auch in den Streaming-Diensten der Welt Traumklicks, die irgendwo in den Milliarden liegen, und sein letzter Smash «Shape of You» schlägt gleich sämtliche Rekorde.

Natürlich produziert der Mann keine irritierenden Störfälle – ausser vielleicht mal ein kolportiertes Techtelmechtel mit Taylor Swift (man würd's ihm ja gönnen). Keine Skandale, keine Botschaften, kein Charisma – warum wird so einer der Megastar dieser Zeit?

Schaut man sich die Laufbahn des 26-jährigen Songwriters an, scheint die Antwort auf der Hand zu liegen. Sheeran ist ein biederer Normalo, fleissig, sportlich, in keiner Weise extravagant, aber hochmusikalisch und bestens vernetzt. Sein Erfolg widerlegt alle gängigen und erprobten Marketingansätze der Musikindustrie, laut denen vielversprechende Zukunftsstars ein möglichst geschmeidiges Narrativ projizieren müssen, das möglichst auch noch entlegene Fantasien stimulieren sollte. Nichts davon trifft auf Ed



*Harry Potter des Rock 'n' Roll: Ed Sheeran, 26.*

Sheeran zu: «Er entspricht in keiner Weise dem Muster eines Stars. Er zieht sich eher unauffällig an. Er liebt seine Fans. Er liebt seine Musik. Was du von ihm siehst, kriegst du auch.» So schwärmt Elton John von ihm – ein Megastar aus einem entfernten, einem frivol glitzernden Zeitalter.

### Duett mit Elton John

Die siebziger Jahre leiteten jene Periode ein, in der ein Star möglichst grell in der Popwelt explodieren musste. Es war die Zeit der anzüglich androgynen Kunstfiguren wie David Bowie, Roxy Music, Amanda Lear und Queen, die Zeit von Warhol und seiner Factory, nebst den legendären Ausschweifungen im New Yorker Studio 54. Elton John baute seine Brillensammlung auf und begeisterte die Fans mit den aberwitzigsten Kostümvarianten. Freddie Mercury inszenierte seine Shows zu fast schon opernhaft obszönen Ausstattungssorgien – insgesamt ging dieses Jahrzehnt als wunderbar exzessives Fest des Hedonismus in die Geschichte ein. Es war, wenn man so will, die zügellose Fasnacht der Popmusik.

Und es ist der gleiche Elton John, ein inzwischen siebzigjähriger Elder Statesman der Branche, der sich bis vor kurzem mit Ed Sheeran eine Art inspirierenden Alterstraum geleistet hat – vielleicht sogar eine Art Wiedergeburt erlebte. Sir Elton avancierte vor sieben Jahren gleichsam zu einer grauen Eminenz hinter der Karriere der neuen Lichtgestalt. Seine Management-Company Rocket Record nahm Sheeran samt Betreuer Stuart Camp unter Vertrag und versah ihn regelmässig mit den Erfahrungen des einstigen Superstars. Doch so onkelhaft, wie es zunächst klingt, ist das durchaus nicht – Beziehungen zum Hochadel der Szene können hilfreich sein: Als man vor einiger Zeit einen Auftritt Sheerans bei der Grammy-Gala ablehnte, und zwar unter dem Hinweis, seine Starqualitäten seien unzureichend, lud Mentor John ihn kurzerhand als Duettpartner ein und promotete gleich noch die damals ganz neue Sheeran-Single «The A Team».

Das Geschäftsprinzip des cleveren Twens ist allerdings auch sonst einzigartig und ziemlich einträglich. Sowohl in Konzerten als auch auf seinen Studioproduktionen tritt er vornehmlich solo auf, will heissen: Er schafft's auch ohne Bandkollegen. Doch darf man beim Ergebnis beileibe nicht an den laktosefreien Folk-Bröselound der frühen Sixties in Greenwich Village denken. Sheeran arbeitet mit geschickt gesetzten Loops, die er etagenweise einspielt und dann mutterseelenallein vor Zehntausenden von Leuten poptauglich in seinen Vortrag mit der Klampfe integriert. «Schon allein die Tatsache, dass er das vor 90 000 Zuschauern macht, zeigt, dass er wirklich Eier hat, dazu braucht es ein enormes Selbstvertrauen», bekräftigt der väterliche Freund Elton voller Bewunderung.



Sympathisch bis in die schütterten Bartstoppeln: mit Taylor Swift in New York, 2013.

Hört man sich die Songs des ehrgeizigen Jungstars an, fällt die erste Reaktion erst mal verhalten aus. Sheerans Fähigkeiten als Songschmied bringen eingängig freundliche Lieder hervor, die ohne auffallende Gravitationskräfte ins Vinyl passen (apropos: In Grossbritannien ist Sheeran einer der Verkaufschampions der immer beliebter werdenden Langspielplatte!). Man hört sich Songs wie «The A Team» oder «Shape of You» gern an, ohne dass sich

---

**«Schon allein die Tatsache, dass er das vor 90 000 Zuschauern macht, zeigt, dass er wirklich Eier hat.»**

---

das Material unmittelbar einprägt. Das kommt erst später. Und dann mit ziemlich hypnotischer Wirkung.

Die Herstellungsformel eines besonders erfolgreichen Sheeran-Lieds verdeutlicht die Arbeitsweise des Wunderkinds eindrucksvoll. Nachdem die Aufnahmen zu seinem neusten Album «–» (sprich: «Divide») abgeschlossen schienen, spürte der Jungbarde noch überschüssiges Kreativmaterial in sich und schlug vor, einige Partner herbeizuziehen. Sheeran lud neben Uralt-Freund und Schreibpartner Johnny McDaid von Snow Patrol auch den Hitproduzenten Steve Mac ein, der schon manch einen Song von Westlife klanglich veredelt hatte.

Und so klimperten die Herren drauflos. Zuerst entdeckte Produzent Mac eine Tonfolge, die etwa so eingängig und schlicht daherkam wie ein Handysignal und die Anwesenden augenblicklich in seinen Bann zog. Und dann ging es Schicht für Schicht weiter. Da kein Schlagzeug in der Nähe war und Sheeran

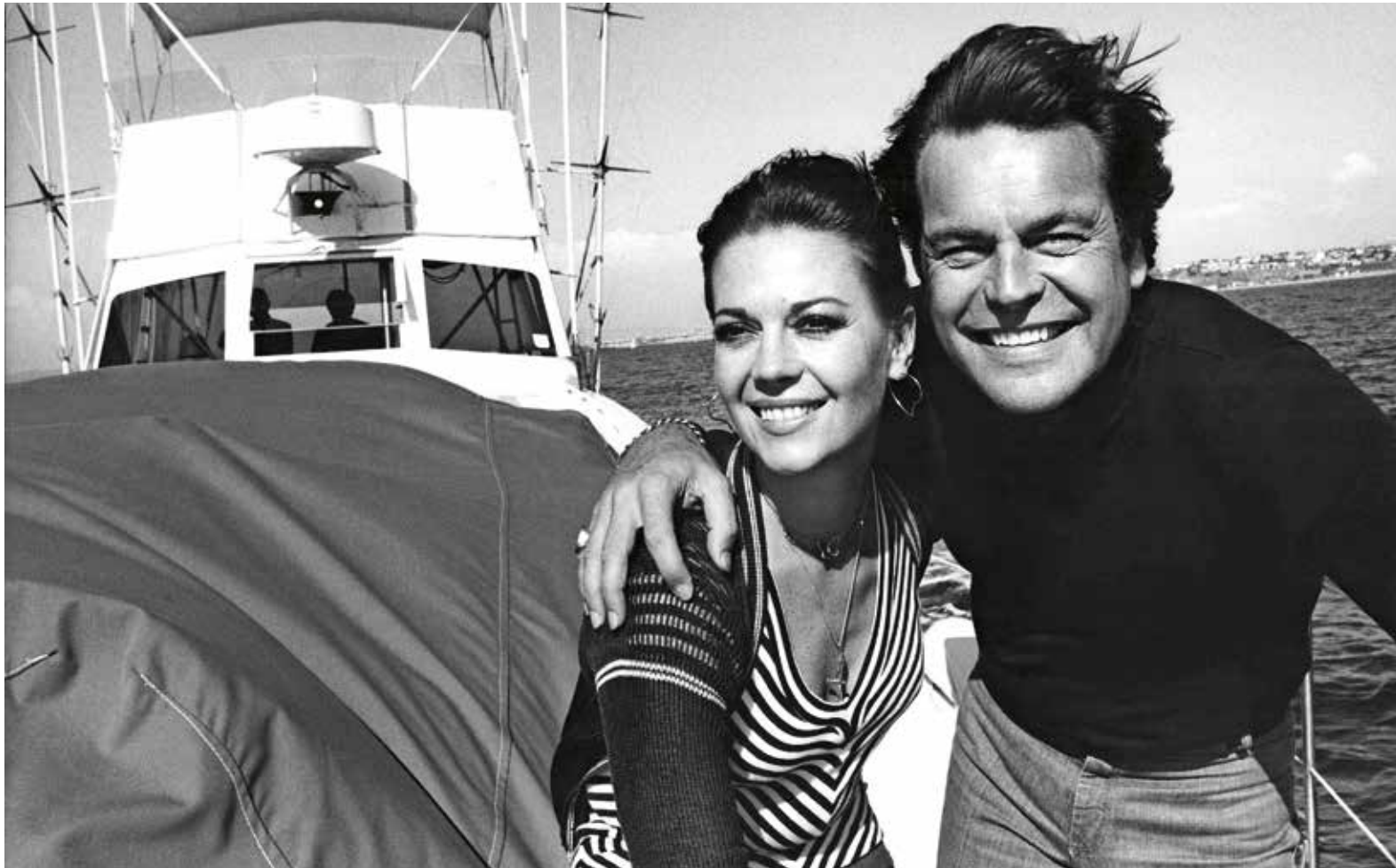
nicht warten wollte, tat's auch die akustische Gitarre – sowieso stets zur Hand. Ungeduldig, aber im Rhythmus schrummte und klopfte der Meister schön im Takt sein Instrument, bis auch dieser Layer im Kasten war. Kam die gerade Hookline. Sheeran improvisierte: «I'm in love with the shape of you ...» – und da war eigentlich klar, dass man dafür Verwendung finden könnte. Vielleicht wäre gar das ein mögliches Duett für Rihanna und Rudimental? Sheerans Nähe zu Hip-Hop-ähnlichen Mustern ist ohnehin integrales Merkmal seiner Aufnahmen.

Doch da blinkte unvermittelt ein echtes Problem auf. Eine zentrale Passage ähnelte nämlich stark dem Song «No Scrubs» des US-Trios TLC aus dem Jahre 1999, der damals auch schweizweit für einige Zeit die Charts besetzte. Die Ähnlichkeit war wohl so frappant, dass sich Sheeran entschloss, die drei Autoren mit in die Credits aufzunehmen. Ein heikles Thema für die Industrie: Kaum je zuvor sind derart viele Plagiatsprozesse geführt worden – auch Ed Sheeran hat sich des Öfteren schon aussergerichtlich geeinigt. Vorzuwerfen ist das keinem. Vergegenwärtigt man sich die Trillionen von Melodien, die seit nunmehr bald hundert Jahren durch den Äther geblasen werden, liegt der Verdacht nahe, dass Songwriter zwangsläufig zu findigen Schnäppchenjägern an den Grabbeltischen der leichten Muse werden müssen.

Sind das nun die Träume der Popmusik von heute? Vielleicht führt dieser Harry Potter des Rock'n'Roll die rückwärtsgewandten Sehnsüchte seiner Fans als gewiefter, mit allen Wassern der Zunft gewaschener Zauberlehrling ja in ein nigelnagelneues Nirwana, wo die Musik so frisch ist wie der Morgentau. ○

## Im Nachthemd von Bord

Wie starb Glamour-Star Natalie Wood? Hollywood witterte sofort Mord, als sie vor 36 Jahren tot aufgefunden wurde. Jetzt wird neu ermittelt. *Von Beatrice Schlag*



Von *Minute zu Minute unerträglicher*: Ehepaar Natalie und Robert Wagner auf ihrer Jacht, 1976.

**E**s sollte ein entspanntes Bootswochenende vor der Insel Santa Catalina werden, knapp achtzig Kilometer südwestlich von Los Angeles. TV-Star Robert Wagner und Kapitän Dennis Davern waren bereits an Bord, als Wagners Ehefrau Natalie Wood und ihr damaliger Filmpartner Christopher Walken am Freitag dazukamen. Zwei Tage später fand die Hafenspolizei von Santa Catalina Island Natalie Woods Leiche in einer kleinen Bucht. Die Tote trug ein Flanellnachthemd, Kniesocken und eine rote Daunenjacke. Ihr Körper war voller Prellungen und Blutergüssen. Das leere Beiboot trieb, über einen Kilometer entfernt von Bucht und Jacht, auf dem Meer. Am 1. Dezember 1981 berichtete die *Los Angeles Times*, laut Gerichtsmediziner sei der Tod der Schauspielerin ein Unfall gewesen. Die damals 43-jährige Natalie Wood sei ausgerutscht und ertrunken, als sie in der Nacht von Samstag auf Sonntag ins Gummiboot steigen und an Land fahren wollte, nachdem zwischen Wagner und Walken an Bord ein Streit ausgebrochen sei.

Hollywood reagierte mit Ungläubigkeit und Fassungslosigkeit, Natalie Wood gehörte zur

vergötterten Liga der Superstars, die es so heute nicht mehr gibt. Das Publikum liebte sie, seit sie mit neun Jahren in dem Weihnachtsklassiker «Das Wunder von Manhattan» («Miracle on 34th Street») als Scheidungskind mit Träumen zu Tränen rührte. Dank der Glanzrolle als rebellierender Teenager neben James Dean in Nicholas Rays «... denn sie wissen nicht, was sie tun» («Rebel Without a Cause») schaffte sie mühelos den Sprung als einstiger Kinderstar ins Erwachsenenkinofilm. Sie war gerade achtzehn, als sie dafür ihre erste Oscar-Nominierung erhielt. 1961 wurde sie für Elia Kazans «Fieber im Blut» («Splendor in the Grass») erneut nominiert. Im gleichen Jahr kam ihr grösster Filmerfolg in die Kinos: das Musical «West Side Story».

### Zu viel Alkohol

Es schadete nicht, dass sie und Robert Wagner, den sie mit neunzehn geheiratet hatte, zu den schönsten und glamourösesten Paaren Hollywoods gehörten. Dem acht Jahre älteren Wagner war trotz vieler Filmrollen erst mit TV-Serien der Durchbruch gelungen. Das tat der Belieb-

heit des «Golden Boy» keinen Abbruch, seinem Selbstbewusstsein offenbar schon. Über das Scheitern seiner ersten Ehe mit Wood sagte er später: «Ihre Karriere und meine eigene Unsicherheit machten mich unzulänglich.» Als Scheidungsgrund hatte Natalie Wood 1962 seelische Grausamkeit genannt. Zehn Jahre später standen sie zum zweiten Mal vor dem Traualtar und bekamen wenig später ein Kind. Woods Filmkarriere stagnierte. Der Sci-Fi-Film «Brainstorm» mit dem fünf Jahre jüngeren Christopher Walken, der kurz zuvor für «The Deer Hunter» einen Oscar gewonnen hatte, sollte sie wieder ins Geschäft bringen. Es gab Gerüchte einer Affäre zwischen den beiden. Bootskapitän Dennis Davern sagt, nach Ankunft von Wood und Walken sei die Spannung an Bord von *Minute zu Minute unerträglicher* geworden.

Am Freitagabend jenes Wochenendes gingen die vier zum Nachtessen an Land. Alle hätten, sagt Davern, sehr viel getrunken. Nach der Rückkehr auf die Jacht sei sich das Ehepaar heftig in die Haare geraten, worauf Natalie Wood den Kapitän gebeten habe, sie mit dem



Gummiboot wieder an Land zu fahren, wo beide im Hotel übernachteten. Sie kehrten am nächsten Morgen aufs Boot zurück.

Nach einem scheinbar ruhigen Tag an Bord am Abend dieselbe Szene: Nachtessen an Land, Wood und Walken unterhielten sich prächtig und ignorierten Woods zunehmend verärgerten Ehemann. Diesmal so viel Alkohol, dass der Restaurantmanager die Hafenaufsicht benachrichtigte, man möge bitte dafür sorgen, dass die prominente Kundschaft sicher an Bord gelange.

#### «Riesenangst vor Wasser»

Auf der Jacht eskalierte die angespannte Lage: Wagner schrie Walken laut Davern an, er wolle Natalie ficken. Walken ging in seine Kabine. Danach brüllten sich Wood und Wagner in ihrer Kabine und später im Heck des Bootes an, wie Zeugen berichten, die in der Nähe ankerten. Davern verzog sich auf die Brücke. Dann Stille. Zehn Minuten später findet Davern Wagner weinend im Aufenthaltsraum des Bootes. Wagner sagt: «Natalie ist weg.» Davern kann sie nicht finden. Das Gummiboot ist ebenfalls weg. Wagner sagt: «Vielleicht wollte sie was trinken gehen.» Er winkt ab, als Davern den Suchscheinwerfer anwerfen will. Erst um halb vier Uhr morgens alarmiert Wagner die Küstenwache. Knappe drei Stunden später wird die Leiche von Natalie Wood aus dem Wasser geborgen.

Bereits 2011 wurde ihr Fall wiederaufgerollt und die Todesursache von «Unfall» auf «unbestimmte Ursachen» umgeschrieben. Zu viele offene Fragen, zu viele Versionen bei den Zeugnisaussagen. In ihrer ersten Aussage unmittelbar nach Woods Tod gaben Wagner, Walken und Davern einhellig zu Protokoll, Wood habe sich zum Schlafen zurückgezogen und sei dann wieder aufgestanden, um mit dem Gummiboot an Land zu fahren. Dabei müsse sie ausgerutscht und ins Wasser gefallen sein. Von Streit keine Rede.

Natalie Wood konnte kaum schwimmen und sagte in einem Interview lange vor ihrem Tod: «Ich hatte und habe Riesenangst vor Wasser, dunklem Wasser, Meerwasser.» Sie habe, sagt ihre Schwester Lana, das Gummiboot noch nie allein gefahren. Und die Vorstellung, dass sie spät in einer stürmischen Regennacht im Nachthemd in eine Bar habe fahren wollen, sei einfach lächerlich: «Natalie hat im Nachthemd nicht einmal ihre Post aufgemacht.» Die beiden Ermittler des Los Angeles County Sheriff's Department, die seit 2011 an dem Fall sitzen, ermittelten schweigend sieben Jahre lang. Jetzt sagen sie: «Die Zeit rennt uns davon. Es ist unser Job, die Wahrheit zu finden. Warum sah sie aus, als sei sie geschlagen worden? Wagners Aussagen gehen einfach nicht auf. Er war der Letzte, der Natalie Wood sah. Er weiss mehr.» Aber Robert Wagner, inzwischen 88, muss und will nicht mehr aussagen. Es sei denn – einzige Hoffnung der Ermittler –, es melden sich neue Zeugen, die seine Aussagen widerlegen. ○

## Subventionen

# Kultur und Propaganda

**Max Frischs USA-Reisen waren von der CIA finanziert, wie kürzlich bekannt wurde. Auch die Schweiz macht mit Kulturförderung Politik. Heute mehr denn je. Von Rico Bandle**

Im April 1951 brach Max Frisch auf in Richtung USA. Zwölf Monate dauerte sein Aufenthalt in Nordamerika. Es war eine produktive Zeit. Er verfasste den Entwurf des Romans «Stiller», der später seinen Durchbruch bedeutete; auch war er journalistisch tätig, vor allem für Radio DRS.

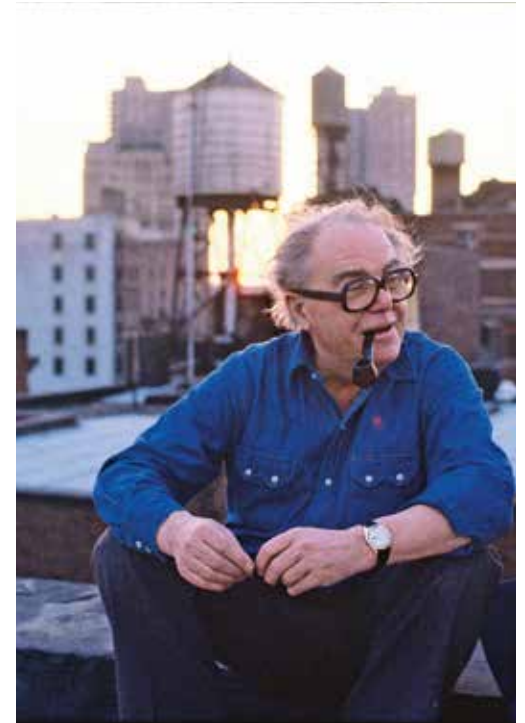
Der junge Max Frisch hätte sich das Jahr in der Fremde nicht aus eigener Tasche leisten können. Die Reise bezahlt hatte ihm die Rockefeller Foundation, die damals zahlreiche Künstler nach Amerika einlud. Was Max Frisch vermutlich nicht wusste und womöglich auch gar nicht wissen wollte: Die Rockefeller Foundation war finanziert von der CIA. Für den US-Geheimdienst war die Kulturförderung im Kalten Krieg ein Instrument, um ein positives Bild der USA zu schaffen. Max Frisch profitierte mehrfach davon. Auch spätere Aufenthalte des Schweizer Schriftstellers in den USA waren indirekt durch die CIA finanziert worden. Die *Sonntagszeitung* widmete den Hintergründen dieses Sponsorings kürzlich einen grösseren Artikel, im Berliner Haus der Kulturen der Welt gab es eine Ausstellung über das Kulturprogramm der CIA.

#### Diskutieren – nur mit Gleichgesinnten

Kulturförderung zu Propagandazwecken, das klingt wie ein verstaubtes Relikt aus Zeiten, als die USA und die Sowjetunion mit allen erdenklichen Mitteln um die Weltherrschaft kämpften. Aber läuft das hier nicht genauso?

Hiesige Künstler würden wohl den Vorwurf weit von sich weisen, die verlängerte Hand des Staates zu sein. Zumindest historisch gesehen liegen sie damit falsch: Auch hierzulande sollte die Kulturförderung ursprünglich der Stärkung des Staates dienen. 1939 wurde die Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia gegründet, mit dem Ziel, die hiesige kulturelle Identität gegen totalitäre Einflüsse aus Nazideutschland und den kommunistischen Ländern zu festigen. Die Kultur war Teil der geistigen Landesverteidigung. Man pflegte die eigenen Mythen und den Sonderfall Schweiz, dies mit der Hervorhebung einer *eigenen* Kunst und Kultur. Der Unterschied zur CIA lag darin, dass die Schweiz dies nicht verdeckt über Tarnstiftungen tat, sondern offen.

Heute ist die Situation wiederum anders. Der Grossteil der Kulturförderung wird durch die Städte und Kantone erbracht. Auch wenn dies vehement abgestritten wird: Der politische Einfluss dürfte grösser sein denn je. Die



Profitierte mehrfach: Max Frisch.

grossen, kostspieligen Kulturinstitutionen weichen in ihren politischen Haltungen keinen Millimeter ab von den rot-grünen Stadtregierungen, die ihnen das Geld sprechen. Dies kommt vor allem am Schauspielhaus Zürich zum Ausdruck, wo man es als selbstverständlich anschaut, dass man bei einer Podiumsdiskussion nur Leute einlädt, die die eigene Meinung vertreten (so geschehen bei einem Podium zur «No Billag»-Initiative). Das Theater Basel ist ideologisch etwas offener, auch dank dem abtretenden Direktor Andreas Beck, der auch künstlerisch das Zürcher Haus hinter sich gelassen hat.

Die subventionierte Kultur als politisches Propagandainstrument dürfte in Zukunft an Bedeutung gewinnen. Das Konzept des designierten Direktions-Duos des Zürcher Schauspielhauses, Nicolas Stemmann und Benjamin von Blomberg, liest sich nicht mehr wie jenes eines ambitionierten Theaters, sondern wie jenes eines Zentrums für Integrations- und Sozialarbeit. An anderen Bühnen geht es in dieselbe Richtung. Max Frisch äusserte sich trotz den Bemühungen der CIA weiterhin kritisch zur US-Politik. Dass sich heutige subventionierte Künstler gegen die rot-grüne Einheitsmeinung stellen, kommt hingegen kaum vor. Die CIA hätte von unserer Kulturförderung einiges lernen können. ○

# Erotik des Uneindeutigen

Countertenöre erleben einen Boom in der Opernwelt. Die Sänger mit ihrer hohen Falsettstimme sind weit mehr als eine als Hochkultur getarnte Kuriosität. Das Stimmfach ist in den letzten Jahren salonfähig geworden. Mit gutem Grund. *Von Manuel Brug*

Alles ging – nichts musste. Im 17. und 18. Jahrhundert trat in der Oper jeder so auf, wie er wollte und konnte und wie er am jeweiligen Theater verfügbar war. Frauen verkleideten sich in den oft komplexen Liebeshändeln als Männer, Männer als Frauen. Sopranistinnen sangen Könige, Kastraten Liebhaberinnen. Die frechen Ammen waren – alte Theatertradition seit den Griechen – immer Kerle. Wenn die richtige Besetzung nicht verfügbar war, wurde eben das Stück umgeschrieben.

Nur im päpstlichen Rom der sinnesfrohen Barockzeit, wo hinter Beichtstühlen besonders viele moralische Verbote missachtet wurden, war die Bühne von Zeit zu Zeit für die Frauen tabu. Weil man es gar zu bunt getrieben hatte oder weil der Papst nach einem als verdiente Strafe für die losen Sitten angesehenen Erdbeben in sich gegangen war; einen Grund gab es immer. Also durften nur Männer ran. Besonders gerne die Kastraten, deren brutale Verstümmelung im Dienst von Frau Musica zwar kirchlich verboten war, die aber wegen ihres engelsgleichen Klangs im Chor der Sixtinischen Kapelle gebraucht wurden – und in den Opernhäusern sowieso.

## Falsettierende Pop-Ikonen

Ihre Nachfahren, die heute, in der neuerlich boomenden Barockoper, eigentlich bei keiner bedeutenden Premiere mehr fehlen dürfen Countertenöre, haben sich inzwischen überall mit einem zusätzlichen Stimmfach etabliert. Sie kommen längst nicht mehr nur aus England, die Kunst des gestützten Falsettsingens wird inzwischen auch in Italien und Spanien, in Russland und Rumänien perfektioniert.

Die Konkurrenz ist gross geworden, zwischen Monteverdi und Meyerbeer, Rossi und Rossini müssen sich selbst die Stars, deren Ariensammlungen und sorgsam als Konzept-CDs inszenierte Komponisten-Wiederentdeckungen nicht selten Hits des Klassik-Marktes sind, Nische und Repertoire suchen. Es wird auf diesem Gebiet seit mindestens dreissig Jahren viel gespielt, gesungen und aufgenommen. Der Countertenor ist als neues Sexsymbol angesagt in einer Zeit, die mit Geschlecht und Charakter experimentiert, Transgender ultrachic findet. Und die auch mit falsettierenden Pop-Ikonen wie Klaus Nomi, den Bee Gees oder Michael Jackson den Weg für sehr hohe Töne produzierende Klassik-Kerle leichter machte.

Aber hinter die sozialhistorischen Kulissen des früheren Kastratentums wird wenig geblickt. Welche Rolle spielten «männliche» und «weibliche» Tugenden damals? Wie ging man mit Genderfragen und sexueller Orientierung um? Was wurde noch toleriert? Was war skandalös? Konnte ein Kastrat Sex haben? In dem Sittenbild in Buchform «The Castrato and His Wife» (Oxford University Press) hat Helen Berry diese Fragen beantwortet. Nach wie vor aber wird wenig Licht in eines der dunkelsten Opernkapitel gebracht: die dekadenten, viele Kastraten involvierenden Zustände bei den hochbarocken römischen Opern, über die der Vatikan seine Soutanenzipfel hält.

## Siebtes Singgeschlecht

Cecilia Bartoli hat einst auf ihrer CD «Opera proibita» ein wenig im damaligen Dreck gewühlt. Und dann fasste der als Interpret gern auch widerwärtiger Charaktere geschätzte Countertenor Max Emanuel Cencic den Entschluss, in einer der berühmtesten römischen Opern, Leonardo Vincis «Artaserse», aufzutreten. In dieser wirkten im Februar 1730 nur Männer mit: ein Tenor und sechs Countertenöre – auch in den zwei Frauenrollen.

Das ist heute wieder besetzbar, mehr noch, es wurde zu einem Gipfeltreffen der Countertenöre – alle erstklassig, aber in Timbre und Temperament wunderbar unterschiedlich: Neben dem bisweilen schrillen Austro-Kroaten Cencic im Reifrock war in der Titelrolle der Franzose Philippe Jaroussky mit seinem seraphischen Timbre dabei. Der junge, zarte Deutsch-Rumäne Valer Sabadus machte als Jungfrau eine gute Figur. Und der gegenwärtig technisch Beste, der Argentinier Franco Fagioli, brannte mithilfe von Trillern, innigen Legato-Bögen und einer heftigen Dynamik-Amplitude ein Verzierungsf Feuerwerk ab, das Soprane blass werden lässt. Und der Russe Yuriy Mynenko komplettierte mit viriler Kraft das einzigartige Counter-Quintett.

Auf der CD wie auf der DVD der später in Nancy mittgeschnittenen szenischen Aufführung wird freilich keine Freak-Show inszeniert und kein Tunten-Ulk gefeiert, hier wird ernsthaft mit Geschlechtergrenzen und erotisch zweideutiger Faszination gespielt. So haben wir heute also längst ein siebtes Singgeschlecht. Klar, dass dies ausgerechnet in der seit über 400 Jahren Gender-experimentierfreudigen Opernwelt beheimatet ist. Gab es doch hier schon immer statt zwei oder drei

mindestens sechs Vokalmöglichkeiten: Sopran, Mezzo, Alt, Tenor, Bariton, Bass. Und inzwischen eben den Countertenor. Und auch in der zeitgenössischen Musik werden diese androgynen Stimmen immer beliebter; sicher auch, weil es ihre Besitzer längst zu Starstatus geracht haben.

Der Erste, der neben den etwas anämischen Briten, die ihre Counter-Tradition in der Kirchenmusik bruchlos gepflegt haben, aber auf der Bühne fremdelten, den grossen Durchbruch schaffte, das war ausgerechnet der Brandenburger Jochen Kowalski. Und der erinnert sich, als wäre es heute: Es gastierte 1985 bei den glamourösen Münchner Opernfestspielen



Valer Sabadus als Jungfrau.

Der Countertenor ist als neues Sexsymbol angesagt in einer Zeit, die mit Geschlecht und Charakter experimentiert.

len die Komische Oper aus Ostberlin mit einer obskuren Händel-Oper, «Giustino», Titelrolle: ein Kuhhirt. München ist zwar eine barocke Stadt, aber keine Barockmusik-Stadt, bis heute nicht. Also wusste keiner, wie das wird. Bis die Bayerische Staatsoper erbeute. Spätestens als eben genau dieser DDR-Kuhhirt, ein schlanker, charmanter Kerl von 32 Jahren, neben seinen zwei allerliebsten augenklappernden Viechern lostrillierte und *tout* Opern-München vor Begeisterung brüllte.

## «Junge, du wirst morgen abräumen»

«Diesen Abend vergesse ich niemals in meinem Leben», sinniert der sanft ergraute 63-Jährige heute. «Bei einer Probe warteten Bernd Weikl und Plácido Domingo in der Kulissengasse und haben gestrahlt. <Junge,



*Counter-Oma in grosser Robe*: Jochen Kowalski als Nutrice in Monteverdis «Poppea», 2017.

du wirst morgen abräumen», haben sie gesagt, und wie ich die da stehen sah, da wäre ich fast tot umgefallen.»

Er hat abgeräumt – und Jochen Kowalski machte den Countertenor auf den grossen Opernbühnen salonfähig. Weil er gut war, weil er Persönlichkeit hatte und weil er furchtlos seinem Instinkt folgte. Und sich keinen Deut darum scherte, ob das jetzt stilistisch korrekt oder angemessen war. Er sang unbekannte Barockarien und Filmschlager, als erster Countertenor traute er sich an Schuberts «Winterreise», er sang zeitgenössische Uraufführungen, moderierte und war mit einem selbstironischen «Castra Diva»-Programm unterwegs.

«Das sogenannte Crossover, das kam aus meiner Persönlichkeit», sagt er ganz unverhohlen. «Ich mochte diese Musik. Vom Opernstar zum Charakterkomiker, ich habe das nie getrennt und immer nur nach dem Lustprinzip mein Repertoire ausgewählt. Und heute sind die alten Schlager meine Altersversorgung.»

Wie wird ein Countertenor alt? Wusste keiner. War ja alles Neuland. Natürlich hat sich auch ein Jochen Kowalski von den grossen Erfolgspartien – Glucks Orpheus, Händels Cäsar – längst verabschiedet. Sein Radius hat sich verkleinert. Eben war er eine Counter-Oma in grosser Robe bei der Wiedereröffnung der Berliner Staatsoper mit Monteverdis «Poppea». Sei es drum. Die Leute wollen ihn immer noch sehen. Weil er ein Entertainer ist. Weil er laufend neues Terrain für sich entdeckt. Die Hexe in «Hänsel und Gretel», mit der er den Karriere-Schlusspunkt setzen wollte, die muss noch warten: «Vorher möchte ich noch gern die alte Gräfin in Tschaikowskys «Pique Dame» machen, eine androgyne Gestalt aus einer anderen Zeit, da weiss doch keiner, wer das eigentlich ist.»

#### Es wartet der Transgender-Mezzo

Jochen Kowalski hat seinen Stimmfachgenossen und Nachfolgern vor allem auch den Zugang zu den bisher den Mezzos vorbehaltenen

Hosenrollen geöffnet. Er selbst sang den Prinzen Orlofsky in der «Fledermaus» und die Titelrolle in Rossinis «Tancredi». Und Franco Fagioli hat eben nicht nur gerade eine wunderfeine Händel-CD eingespielt, er war schon Humperdincks Hänsel und Mozarts Cherubino. Philippe Jaroussky singt französische Kunstlieder und Chansons. Und Max Emanuel Cencic, der bereits als weltweit tourender Knabensopran die Familie ernährte, nutzt seinen Starstatus, um sich ebenfalls für eine Zukunft ohne Singen zu rüsten: Er inszeniert, hat eine eigene Agentur, entwickelt Plattenprojekte, wie eben Porporas faszinierend virtuosen «Germanico in Germania».

Heute lacht längst keiner mehr über einen Countertenor, heute hat man – neben der Bewunderung – vor allem Respekt für ein Stimmfach, das sich emanzipiert hat. Und dabei bleibt es wohl nicht. Denn in der bunten Opernwelt warten bereits der Transgender-Mezzo und der Bariton, der körperlich längst eine Frau wurde. Doch das ist eine andere Geschichte.

# Ehrenrettung eines Moleküls

Kohlendioxid, kurz CO<sub>2</sub>, gilt als die grösste Bedrohung unserer Epoche. Zu Unrecht, schreibt der Basler Geologe Markus O. Häring in seinem neuen Buch. Die Realität ist komplizierter, als viele denken. *Von Alex Baur*

Es ist nicht so, dass der Basler Geologe Markus O. Häring ein Umweltmuffel wäre. Nachdem er seine wissenschaftlichen Sporen in den siebziger und achtziger Jahren mit der Suche nach Erdgas auf der halben Welt verdient hatte, wandte er sich schon früh der Geothermie zu. In der Schweiz gilt er als Topexperte auf diesem Gebiet. Allerdings gehört Häring zu den seltenen Forschern im Bereich von Alternativenenergien, die es wagen, Fehlentwicklungen beim Namen zu nennen.

In seinem neusten Buch, «Stundenbock CO<sub>2</sub> – Plädoyer für ein lebenswichtiges Gas», setzt sich Häring mit dem famosen Kohlendioxid auseinander – der angeblich grössten Bedrohung unserer Epoche. Was hat es wirklich an sich mit diesem Stoff? Wie genau wirkt er sich konkret auf das Weltklima aus? Was wäre, wenn morgen keine fossilen Brennstoffe mehr verfeuert würden? Wir glauben die Antworten zu kennen. Tatsächlich ist einiges ziemlich anders, als man denkt – und wenig sicher. Ein Überblick in neun Stichwörtern:

**1 — Kohlendioxid:** Es handelt sich um eine Verbindung aus einem Atom Kohlenstoff (C) und zwei Atomen Sauerstoff (O), also ein Molekül. Unsere Atmosphäre besteht zu 78 Prozent aus Stickstoff (N), zu 21 Prozent aus Sauerstoff und zu 0,04 Prozent aus CO<sub>2</sub>. Letzterer Wert hat sich in den letzten sechzig Jahren vor allem infolge der Nutzung fossiler Brennstoffe und der Herstellung von Zement um einen Viertel erhöht.

**2 — Schadstoffe:** CO<sub>2</sub> ist kein Gift, sondern ein Grundstoff, der hauptsächlich im Boden und im Wasser gebunden ist und ohne den es kein Leben gäbe. Eine Erhöhung der CO<sub>2</sub>-Konzentration in der Luft steigert das Wachstum von Pflanzen markant, was bereits heute messbar ist. Ein Teil des CO<sub>2</sub> wird von den Gewässern und vom Boden absorbiert. Das gefährlichste Element ist übrigens das Wasser: Ertrinken ist weltweit die dritthäufigste tödliche Unfallursache.

**3 — Treibhauseffekt:** Neben anderen Gasen sorgt das CO<sub>2</sub> dafür, dass ein Teil der Sonneneinstrahlung als Wärme in der Erdatmosphäre erhalten bleibt, sonst wäre die Erde unbewohnbar. Einen vielfach stärkeren Treibhauseffekt hat das Methan, das etwa auf Reisfeldern entsteht. Bislang verlangt allerdings noch nie-

mand den Verzicht auf Reis. Allerdings verläuft diese Erwärmung nicht linear, sie flacht vielmehr ab, es tritt eine Sättigungsgrenze ein. Zu drei Vierteln ist Wasserdampf für den Treibhauseffekt verantwortlich, der 1896 entdeckt wurde. Wird der Dunst zur Wolke, kann dies allerdings auch kühlend wirken, weil die Sonnenstrahlen zurück ins All reflektiert werden.



Grundstoff, ohne den es kein Leben gäbe.

**4 — «Runaway»-Effekt:** Gemäss einer weitverbreiteten These könnte die erhöhte Konzentration von Treibhausgasen zu einer erhöhten Verdampfung und damit zu einer explosionsartigen Erwärmung der Erdatmosphäre führen. Markus O. Häring bezweifelt diesen Rückkoppelungseffekt allerdings; man wisse zu wenig über das von zahlreichen Einflüssen (Niederschlägen, Meeresströmungen, Wind et cetera) bestimmte Geschehen am Himmel.

**5 — Erdtemperatur:** Dass es in den letzten hundert Jahren wärmer wurde, ist eine Tatsache. Warum das so ist, weiss niemand mit Sicherheit. Es gab Zeiten, in denen es wärmer (etwa das Mittelalter) oder auch kälter (etwa die Eiszeiten) war. Mögliche Ursachen gibt es viele (Verschiebung der Erdachse, Meteoriten, Vul-

kane, Sonnenaktivität), beweisen lässt sich nichts. Tatsache ist: Kältephasen sind für die Menschen bedrohlicher als Wärmephasen.

**6 — Statistiken:** Untersuchungen im Eis zeigen, dass die Wärmephasen des Klimas stets von einer erhöhten CO<sub>2</sub>-Konzentration begleitet waren. Doch damit ist die Frage von Ursache und Wirkung nicht beantwortet. Tatsächlich war die Temperaturkurve der CO<sub>2</sub>-Kurve stets etwas voraus.

**7 — Klimaabkommen:** Obwohl die Schweiz dank einem fast abgasfreien Strommix (Wasser/Atom) pro Kopf viel weniger CO<sub>2</sub> produziert als vergleichbare Industrieländer, hat sie sich die weltweit höchsten Ziele gesetzt. Die Zielsetzung ist freiwillig, Schwellenländer wie China, Indien oder Brasilien begnügen sich damit, den CO<sub>2</sub>-Ausstoss etwas weniger stark ansteigen zu lassen. Mit der Umstellung von Kohle auf Erdgas haben die USA ihre Emissionen mehr reduziert als alle andern.

**8 — CO<sub>2</sub>-Export:** Lenkungsabgaben können zwar den Verbrauch an fossilen Brennstoffen reduzieren, bringen unter dem Strich aber oft nichts. Denn sie können auch dazu führen, dass energieintensive Prozesse einfach ins Ausland verlagert werden. So ging der Treibstoffverkauf in der Schweiz in den letzten Jahren zwar zurück – aber nicht, weil weniger Auto gefahren würde, sondern weil wegen des hohen Frankens mehr im Ausland getankt wird.

**9 — EROI:** Auch wenn die ganz konkreten Auswirkungen diverser Gase auf das Klima alles andere als gesichert sind,

gibt es gemäss Häring gute Gründe für einen möglichst umweltschonenden Umgang mit den Ressourcen. Die Zauberformel lautet EROI (Energy return on investment): Entscheidend ist die Gesamtrechnung. Windräder und Solarpanels mögen als grün gelten; misst man aber den Verbrauch an Ressourcen und grauer Energie (Herstellung, Bau, Unterhalt, Stromspeicherung) am Ertrag, weisen sie eine schlechtere Ökobilanz aus als etwa Wasser- und Atomkraftwerke. Auch Elektrofahrzeuge sind unter diesem Aspekt nicht a priori umweltfreundlich. Letztlich plädiert Häring für mehr Köpfechen und weniger Hysterie.

Markus O. Häring: Stundenbock CO<sub>2</sub> – Plädoyer für ein lebenswichtiges Gas. Carnot-Cournot-Verlag. 190 S., Fr. 29.–

# Hinter den Fronten des Dschihad

Souad Mekhennet trifft und enttarnt Chefs und Kämpfer der Islamisten. Mit ihren Reportagen und Büchern hat die Deutsche in Amerika mehr Erfolg und Beachtung als zu Hause. *Von Mark van Huisseling*

Man hat eine Vorstellung von einer Reporterin, die über Islamismus und Terrorismus schreibt. Die dies nicht vom Schreibtisch aus tut, sondern vor Ort recherchiert und dabei ihre Freiheit und manchmal mehr riskiert – in der Türkei, im Irak, im Libanon, in Algerien, Jordanien, Pakistan, Ägypten, Tunesien, Frankreich, Deutschland, Belgien oder Grossbritannien. Vor dem inneren Auge erscheint einem das Bild von Carrie Mathison, gespielt von Clare Danes in der amerikanischen TV-Serie «Homeland». Obwohl diese für den CIA arbeitet im Film und nicht für die *Washington Post* im richtigen Leben. Wenn man Souad Mekhennet, die im Ressort «Nationale Sicherheit» bei der amerikanischen Zeitung angestellt ist, dann begegnet, findet man heraus, dass man mehrheitlich danebenlag, etwa was die Prozesse, Arbeitsabläufe angeht (oder die Haarfarbe).

## Verdacht: Taliban-Spionin

Souad Mekhennet wuchs in den siebziger Jahren in Frankfurt auf, wohin ihr Vater, ein Marokkaner, und ihre türkische Mutter als Gastarbeiter gezogen waren. Einen Teil der Kindheit verbrachte sie bei ihrer Grossmutter in Marokko. Seit dieser Zeit hat sie Achtung vor und Interesse an der arabischen Welt sowie Kultur. Und auch am Islam – die Familie der Grossmutter stamme mehr oder weniger direkt vom Propheten Mohammed ab, schreibt sie in ihrem autobiografischen Buch «Nur wenn du allein kommst – Eine Reporterin hinter den Fronten des Dschihad», für das sie dieses Jahr mit dem Ludwig-Börne-Preis ausgezeichnet wird. Die Anschläge vom 11. September 2001 bekam sie als Jungjournalistin an der Hamburger Henri-Nannen-Schule mit; da einige Attentäter in Hamburg gelebt hatten, begann sie, in deren Umfeld zu recherchieren. Und merkte dabei, dass sie dank ihrer Herkunft, ihren Sprachkenntnissen, ihrem Verständnis für muslimische Lebensart sowie als unverheiratete Frau Zugang zu Protagonisten ihrer Storys fand, den andere Reporter nicht hatten.

Abgesehen von kleineren Beiträgen im *Spiegel*, in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* oder im ZDF, publizierte sie kaum in deutschen Leitmedien. Die junge, deutsche Muslima-Reporterin schien Ressortleitern und Chefredaktoren nicht aufzufallen oder, schlimmer, nicht ins Welt-

und Berufsbild zu passen – ein *Spiegel*-Mann habe gesagt, sie könnte eine Taliban-Spionin sein. Es brauchte die im Erkennen von Talenten geschulten Augen und offenen Geister der zuständigen Leute wichtiger amerikanischer Zeitungen: die *New York Times* und die *Washington Post* beschäftigten sie zuerst als *stringer*, als freie Mitarbeiterin, und stellten sie später fest an. Mek-



Die nächste grosse Story: Reporterin Mekhennet.

hennet, die Einwanderertochter, die deutschsprachig aufwuchs, nebenbei, musste dafür erst Englisch in Wort und Schrift lernen.

In den vergangenen sechzehn Jahren stand ihre Autorenzeile über vielen grossen Geschichten sowie einigen Scoops, Enthüllungen. Etwa meldete sie als Erste (auf Seite eins der *Washington Post*), dass der Anführer der Attentäter, die im November 2015 rund hundert Menschen in Pariser Restaurants und einem Konzertlokal umgebracht hatten, von der Polizei erschossen worden war. Seit Erscheinen ihres Buchs «I Was Told to Come Alone», das sie auf Englisch schrieb und zuerst in Amerika veröffentlichte, ist sie dort fast ein *household name*, allgemein bekannt – in der vielgesehenen Fernsehshow «Morning Joe», wo Spitzenpolitiker normalerweise drei bis

vier Minuten bekommen, wurde ein zwölf Minuten langes Gespräch mit ihr ausgestrahlt.

## Die Geschichte ihres Lebens

Die Gründe für die unterschiedliche Wahrnehmung ihrer Arbeit respektive Person in Amerika und Deutschland kenne sie nicht genau, sagt sie beim Treffen in Zürich, wo sie Zwischenhalt machte nach einem Besuch am Weltwirtschaftsforum in Davos und vor der Rückreise nach Washington. Islamismus und Terrorismus würden in Amerika noch ernsthafter diskutiert, was auch mit dem Präsidenten zu tun habe. «Aber auch für mich ist es spannend, zu sehen, dass in Amerika *policy-maker* auf mich zukommen und sagen: «Was können wir tun, um es besser zu machen?»» Wogegen in Europa momentan eine schwierige Zeit sei, um sich kritischen und vorbehaltlosen Auseinandersetzungen mit Andersdenkenden und deren Sicht zu stellen, sagt sie.

Im Buch erzählt sie Einzelfälle nach, die sie als Reporterin recherchiert hat – was in meinen Augen manchmal das grosse Ganze etwas in den Hintergrund drängt. Haben für sie ab und zu aufregende Recherchen sowie ein weiterer Scoop mehr Bedeutung als der Gesamtzusammenhang? Es sei ihr bei dem gewählten Vorgehen darum gegangen, Lesern eine Perspektive aufzuzeigen, die sie noch nicht kannten. Und: «Ich gehöre nicht zu den Leuten, die sich unbedingt in Lebensgefahr begeben müssen, um einen Thrill zu kriegen.» Doch es läuft mehr oder weniger darauf hinaus bei ihrer Arbeit, so sieht's aus.

Eine Arbeit, die sie als längst nicht abgeschlossen versteht; die nächste grosse Story sei das «virtuelle Kalifat». Die verbliebenen Chefs des untergehenden IS-Territoriums, die sich anderswo neu aufstellen, bleiben also der Inhalt von Souad Mekhennets Arbeit. Und ihres Lebens somit. Was dann doch recht nahe beim Bild ist, das «Homeland»-Zuschauer von Ex-Agentin Mathison haben.



**Souad Mekhennet:**  
Nur wenn du allein kommst –  
Eine Reporterin hinter den Fronten  
des Dschihad.  
C. H. Beck. 384 S., Fr. 38.90

# Handys sind das neue Heroin

Viele Teenager können sich ein Leben ohne Smartphone und soziale Medien nicht mehr vorstellen. Forscher warnen vor den psychischen Auswirkungen des steten Wischens und Klickens.

Von *Christine Brinck und Noam Weiner (Illustration)*

Die Jugendlichen! Immer müssen sie alles anders machen als die Altvorderen. Erst rauchten sie heimlich, dann «rock'n'rollten» sie immerzu, dann fingen sie an, zu früh Sex zu haben, zu viel Drogen zu nehmen oder Alkohol zu trinken. Und nun wischen und klicken sie den lieben langen Tag, zumindest diejenigen, die der «iGen» angehören, der Generation, die nur mit iPhone und iPad aufgewachsen ist. «Na und», denkt da vielleicht mancher ahnungslos, «ist doch nicht so schlimm wie Dope oder Sex.» Und was, wenn doch? Das Wischen und Klicken scheint nach neuesten Forschungsergebnissen so süchtig zu machen wie andere Stoffe auch.

Die Generationenforscherin Jean Twenge, die Psychologin, der wir schon die «Generation Me» verdanken, hat mit ihrem Team an der Universität von San Diego wieder einmal Datenmengen verschiedener Erhebungen nach Veränderungen in Verhalten und Persönlichkeit von Leuten gleichen Alters in verschiedenen Generationen untersucht. Vor Erscheinen ihres neuen Buchs «iGen: Why Today's Super-Connected Kids Are Growing Up Less Rebellious, More Tolerant, Less Happy – and Completely Unprepared for Adulthood» hat Twenge schon die narzisstische «Gen X» und die Millennials mit ihrer übertriebenen Anspruchshaltung untersucht. Seit 25 Jahren erforscht sie generationelle Unterschiede. Sie weiss also, wovon sie spricht.

## Weniger Dates, weniger Sex

Die Muster des Narzissmus und der Trend zu immer mehr Selbstbezogenheit sind zwar bei den nach 1995 Geborenen weniger geworden, aber an ihre Stelle ist, so Twenge, eine grössere Angst getreten. Angst und Depressionen steigen bei jungen Menschen enorm an, gleichzeitig nimmt aber ihr Drang, sich erwachsen zu verhalten, ab. Twenge belegt mit einer Flut von Grafiken, dass Teenager heute weniger trinken, weniger ausgehen, weniger Zeit miteinander verbringen, keine Eile haben, den Führerschein zu machen, weniger Dates und sogar weniger Sex haben.

Die Analyse der Daten freilich zeigt, dass die grössere Zurückhaltung weniger mit Einsicht oder Vernunft zu tun hat, sondern irgendwie mit dem süchtig machenden und der Zerstreuung dienenden Charakter der sogenannten sozialen Medien und Smartphones zusammenhängt. Die Kinder mögen beieinanderhocken, aber sie schauen sich nicht an, sondern

starren auf ihre Screens. Die Autorin Jean Twenge ist eine vorsichtige Forscherin, sie trompetet keine Kausalität heraus, hat aber beobachtet, dass die Korrelation zwischen verändertem Verhalten und der Allgegenwärtigkeit von Smartphones mächtig ist.

Um das Jahr 2012 herum begann sie in den Daten einen abrupten Wechsel im Verhalten der Teenager zur Vorgeneration zu entdecken. Warum 2012? In dem Jahr besass zum ersten Mal mehr als die Hälfte aller Amerikaner ein Smartphone. Millennials wuchsen mit dem Netz auf, aber es war nicht allgegenwärtig wie das iPhone für die iGen. Als Twenge ihren jüngsten Studenten die Frage stellte: «Wo ist dein iPhone, wenn du schläfst? Und warum?», klangen die Antworten nach Obsession, auch Sucht genannt. Fast alle schliefen mit ihrem Telefon, fast alle hatten es unterm Kopfkissen oder im Bett, bestenfalls war es eine Armlänge entfernt. Sie alle checkten Websites in den sozialen Medien oder schauten Videos bis vor dem Einschlafen und griffen zum Telefon direkt nach dem Aufwachen, denn das Telefon

---

**«Sie leben in einem Kessel der ständigen Stimulanz, der sie nicht entkommen können.»**

---

ist ihr Wecker. Ihr Telefon war nicht nur das Letzte, was sie am Abend sahen, sondern auch das Erste in der Früh, und falls sie nächstens aufwachten, checkten sie ihr Telefon auch wieder. Twenge schreibt: «Sie redeten über ihr Telefon wie ein Süchtiger über Crack: «Ich weiss, ich sollte nicht, aber ich kann's nicht lassen...»»

Auch Experimente anderer Forscher stützen Twenges Vermutung. So versammelten die Psychologen Larry Rosen und Nancy Cheever 2013 163 Studenten in einem Raum. Einem Teil der Studenten hatten sie das Telefon weggenommen, die anderen mussten ihr Telefon auf «lautlos» stellen oder ausser Sichtweite ablegen. Dann hatten alle Studenten in Zwanzig-Minuten-Intervallen einen kurzen Angst-Fragebogen auszufüllen. Die heftigsten Smartphone- und Social-Media-Benutzer zeigten über neunzig Minuten ansteigende Angst. Die Studenten, die ihr iPhone am sparsamsten benutzten, zeigten keinerlei Anstieg von Angst. Das Experiment lässt den Schluss zu, dass dauernde Nutzung sozialer Medien zu Angstzuständen und Erregung führen kann.

Die Ankunft des Smartphones und der Tablets mag zwar das übliche Gestöhn über Aufmerksamkeitsverlust und Ablenkbarkeit nach sich gezogen haben, aber Jean Twenge ist überzeugt, dass die kleinen Apparate nicht nur für ein bisschen mehr ADHS gesorgt haben, sondern jeden Aspekt im Leben von Teenagern verändert haben, ob reich oder arm, an der Küste oder in den Bergen lebend. Wo ein Funkmast steht, da gibt es Auswirkungen.

## Mehr Selbstmorde

Es geht in der Generationenforschung nicht um Nostalgie nach einer analogeten Kindheit und Jugendzeit, sondern um das Verständnis, warum Jugendliche heute anders ticken. Da fällt etwa auf, dass heutige Teenager physisch sicherer sind als ihre Vorgenerationen. Sie fühlen sich in ihrem Schlafzimmer wohl und sind darum seltener an Unfällen beteiligt oder auf Partys anzutreffen, trinken also auch weniger Alkohol. Das mag ganz im Sinne der Eltern sein, denen die häuslichen Kinder die schöne Gewissheit vermitteln, dass sie draussen nicht unter die Räder kommen.

Doch diese Sicherheit täuscht. Selbstmorde (zumindest in den USA) und Depressionen bei Jugendlichen sind in die Höhe geschneilt, und nicht nur amerikanische, sondern auch OECD-Studien sehen einen Zusammenhang zwischen der Anzahl vor dem Schirm verbrachter Stunden und dem Unglücklichsein der Nutzer. Das raumgreifende und regelbrechende Verhalten früherer Teenager ist einem ängstlichen «Nichts falsch machen wollen»-Verhalten der iGen-Kinder gewichen. Der Wandel ist erstaunlich: 2015 gingen Zwölfthklassler weit weniger aus als Achthklassler anno 2009. Nur 58 Prozent der Zwölfthklassler gingen 2015 an ein echtes Date. In der Vorgeneration waren es 85 Prozent. Das alles geht einher mit weniger Sex. Der Rückgang sexuell aktiver Teenager liegt bei 40 Prozent. Das birgt immerhin eine gute Nachricht: Teenager-Schwangerschaften fielen um 67 Prozent, auf den niedrigsten Stand seit 1991.

Die neuen Teenager jobben auch weniger, aber gleichzeitig machen sie auch weniger Hausaufgaben, nur noch fünf Stunden pro Woche. Und was machen sie mit der gewonnenen Freizeit? Sie sind an ihrem iPhone, zuweilen fünf Stunden pro Tag, in ihrem Zimmer, allein – und oft traurig. Obwohl sie aber dauernd am iPhone hängen oder besser: darauf starren, verbringen sie trotzdem nicht mehr



Gefühle von Nutzlosigkeit, Unsicherheit und ständiger Angst.

Zeit mit ihren Eltern als die früheren, aushäusig aktiven Generationen. Sie kümmern sich nicht um ihre Familien: «Jaja, passt schon...», ist ihr zerstreuter, abwehrender Spruch. Twenge schreibt von einer Dreizehnjährigen, die den ganzen Sommer zu Hause verbrachte, in Kontakt mit ihren Freunden, aber nicht persönlich, sondern nur per Snapchat, auf Instagram oder textend. «In meinem Bett konnte man schon den Abdruck meines Körpers sehen», notierte sie nüchtern.

Teenager, die mehr Zeit miteinander verbringen, sind glücklicher, weniger einsam und weniger depressiv als diejenigen, die mehr Zeit in den sozialen Medien und mit ihrem iPhone verbringen. Elektronische Kommunikation ist kein Ersatz für die emotionalen Beziehungen und sozialen Fertigkeiten, die in der Eins-zu-eins-Begegnung mit gleichaltrigen Freunden entstehen. Gespräche führen zu Auseinandersetzungen mit anderen Meinungen und Ansichten. Online findet das kaum statt: In der digitalen Welt wird die andere

Meinung oft einfach weggemobbt. Eltern, mit ihrem Wunsch nach Sicherheit für die Kinder, kontrollieren gern deren persönliche Interaktionen, während sie die elektronische Kommunikation unbehelligt lassen. Die Lässlichkeit der Elterngeneration gegenüber den elektronischen Medien mag zu den mentalen Problemen der Kinder beitragen. Die Eltern sorgen sich um die falsche Sache.

#### Online fröhlich überkommen

Auch wenn immer mehr Kommunikation online stattfindet, so brauchen die Teenager doch irgendwann die Eins-zu-eins-Kommunikation für Dates, für Job-Interviews und für Gespräche und Diskussionen. Twenges Rat an die Eltern: «Ihr Teenager, der mit Freunden ausgeht, verschwendet nicht seine Zeit, er investiert in seine Zukunft», denn er verfeinert seine sozialen Fähigkeiten.» Die Kids der iGen mögen online fröhlich überkommen, weil sie auf ihren Instagram-Fotos lachen oder auf Snapchat herumalbern, doch die Zah-

len sprechen eine andere Sprache. Von den Achtzigern bis in die frühen nuller Jahre wurden die Teenager Jahr um Jahr zufriedener mit ihrem Leben. Dann aber, als 2012/13 die ersten iGen-Jugendlichen in die zwölfte Klasse kamen, fielen die Werte in den Keller, in wenigen Jahren waren die Zufriedenheitsgewinne von zwei Jahrzehnten ausgelöscht.

Es sind die Gefühle von Nutzlosigkeit, Unsicherheit und die ständige Angst, etwas zu verpassen, nicht dazuzugehören, FOMO (*fear of missing out*) genannt, die Forscher aufgespürt haben und mit Zahlen belegen können. So hat Janis Whitlock von der Cornell University festgestellt, dass auf Tumblr, einer bei Teenagern beliebten Miniblog-Plattform, die Nennung von psychischen Erkrankungen zwischen 2013 und 2015 um 248 Prozent zugenommen hat. Kommentar der Forscherin: «Wenn man ein Umfeld schaffen wollte, um richtig ängstliche Leute zu schaffen, dann ist uns das gelungen. Sie leben in einem Kessel der ständigen Stimulanz, der sie nicht entkommen können.»

Nicht nur Twenge und andere Forscher sprechen von einer Krise. Wenn Grossinvestoren von Apple bereits fordern, dass der Hersteller der Smartphones eine Verantwortung habe, die jungen Nutzer zu schützen, wenn der Erfinder des «Like»-Daumens, Justin Rosenstein, vor den psychischen Auswirkungen des steten Wischens und Klickens warnt, dann kann man das elektronische Verhalten der iGen nicht mehr nur als anders oder übertrieben abtun. Rosenstein, immerhin schon 34 Jahre alt, hat sich auf seinem eigenen iPhone eine Kindersicherung installiert, um die Sucht nach immer neuen Apps in Schach zu halten. Er hat die sozialen Medien auch schon mit Heroin verglichen.

#### Ganz im Sinn der Helikopter-Eltern

Gewiss ist es keine brauchbare Idee, die iPhones jetzt zu verbieten. Aber ihren Gebrauch zu regeln und mindestens so zu überwachen wie früher die Aushäusigkeit der Kinder, wäre schon mal ein Anfang. Die Franzosen wollen ab Herbst iPhones während der Schulzeit verbieten. Die Schüler sollen in den Pausen reden, toben, spielen oder sich zur Not auch mal prügeln, aber eben nicht herumstehen und auf ihre Screens starren. Doch wer läuft wohl hauptsächlich Sturm dagegen? Die lieben Eltern, sie wollen, dass die Kinder jederzeit erreichbar sind. Kontrolle ist der Helikopter-Eltern liebste Beschäftigung.

«Wir können einfach nicht mehr wie normale Leute kommunizieren», sagte eine Dreizehnjährige fast entschuldigend zu Jean Twenge. Die Jugendlichen wachsen auf mit Smartphone und Social Media, die besser Antisocial Media hießen, und werden damit alleingelassen. Die erschreckenden Zahlen zeigen, dass ein «Weiter so» geradewegs in die Depression führt. ○

## «Die Euphorie war riesig»

Er war der Überbringer der goldenen Nachrichten, schaltete sich mitten in der Nacht in die Schweizer Stuben und wurde vom Blick als bester Olympia-Reporter ausgezeichnet. Fernsehlegende Karl Erb, 91, erinnert sich an die Olympischen Winterspiele 1972 in Sapporo. *Von Thomas Renggli*

**Herr Erb, die goldenen Tage von Sapporo haben im Schweizer Sport einen fast schon mystischen Stellenwert. Ältere Journalisten erzählen mit verklärtem Blick von jenen Tagen im Februar 1972. Wie sah damals die Fernsehberichterstattung aus?**

Die Delegation des Deutschschweizer Fernsehens war überschaubar. Sie bestand aus drei Reportern: Sportchef Martin Furgler, er war für die nordischen Bewerbe verantwortlich; Jan Hiermeyer, er berichtete von Eishockey, Eislauf und Bob; und mir, ich kommentierte die Alpinrennen. Furgler und ich teilten uns ein Zimmer – im olympischen Mediendorf, direkt neben dem Athletendorf. Die Unterkunft war sehr klein. Wir hatten kaum Platz, um unsere Koffer auszupacken. Die Olympia-Belegschaft des Fernsehens war im Vergleich zu den Sommerspielen 1968 in Mexiko aber eine Steigerung. Damals waren nur Furgler und ich nach Mittelamerika gereist. 1972 unternahmen ungefähr zwanzig Schweizer Journalisten die Reise nach Japan – allesamt im Spezialflug der Swissair, in dem die gesamte Schweizer Delegation reiste. Als Journalist war man damals offizieller Teil der Mission – und eingekleidet wie die Sportler. In meiner Funktion als Präsident der Medienkommission des Nationalen Komitees für Elite-Sport (NKES) hatte ich auch Mitspracherecht bei der Selektion der Athleten. Fernsehtechnisch speziell und neu in Sapporo waren die Live-Übertragungen mitten in der Nacht. Als ich mich jeweils um drei Uhr morgens Schweizer Zeit beim Studio Zürich meldete, antwortete Herr Reinhard mit ziemlich verschlafener Stimme.

**Um das japanische Wetter ranken sich heute noch Legenden...**

Vor den Spielen tobte ein Schneesturm über Sapporo. Alles versank in der weissen Masse. Aber die Japaner waren perfekt vorbereitet und räumten die Strassen rechtzeitig. Der Mount Eniwa, auf dem die Alpinwettkämpfe stattfanden, war ungefähr eine Stunde von unserer Unterkunft entfernt. Das Transportsystem mit Bussen funktionierte vorzüglich. Aber das Wetter beschäftigte uns während der ganzen Spiele. Ich erinnere mich an den Riesenslalom der Frauen, als dicker Nebel über der Stre-



Olympische Winterspiele 2018

cke lag. Wir sahen Marie-Theres Nadig während der gesamten Fahrt nicht. Erst bei den letzten Toren tauchte sie aus der grauen Suppe auf. Technische Probleme hatten wir nur einmal – während des Slaloms der Männer war plötzlich der Bildschirm schwarz. In Zürich aber funktionierte das Bild. Um

das Rennen kommentieren zu können, mussten wir zu einem Trick greifen. Willy Kym schilderte mir via Telefon aus Zürich das Geschehen – und ich erzählte aus Sapporo aufgrund seiner Worte dem Fernsehpublikum, was geschah. Das nennt man Fernsteuerung. **Nach Pyeongchang reisen rund 200 Schweizer Athleten. Wie war das 1972?**

Das war mit heute nicht zu vergleichen. Für die Schweiz flogen sechs Sportlerinnen und 57 Sportler nach Japan. Das Ungleichgewicht der Geschlechter war sozusagen systembedingt: Sportarten wie Eishockey, Bob oder Skispringen waren damals den Männern vorbehalten. Anlässlich der Eröffnungsfeier trug der Flumser Skirennfahrer Edy Bruggmann die Schweizer Fahne. Wie weit Japan damals von der Schweiz entfernt war, liess sich an der Reaktion der Zuschauer erkennen. Viele verwechselten die Schweiz mit Schweden.

**Das sollte sich aber ändern.**

Tatsächlich. Die Schweizer sorgten damals für Furore. Sie gewannen viermal Gold, dreimal Silber und dreimal Bronze. In der



«Neu waren die Live-Übertragungen»: Reporter Erb.



Medaillenstatistik belegten wir hinter der Sowjetunion und der DDR Platz 3. Weil diese Nationen seither der Weltkarte abhandengekommen sind, rückten wir auf die Nummer 1 vor. Am Schluss der Spiele wussten fast alle 120 Millionen Japaner, dass irgendwo in Europa ein Staat namens «Swizzelland» existiert, ein Staat, der nicht nur Uhren, Schokolade und Käse produziert, sondern auch erfolgreiche Wintersportler hervorbringt.

**Was gab den Ausschlag für diesen Medaillenregen?**

Acht der zehn Medaillen steuerte das Skiteam bei. Gold: zweimal Marie-Theres Nadig, einmal Bernhard Russi; Silber: Fahnenträger Bruggmann, Roland Collombin, Skispringer Walter Steiner; Bronze: Werner Mattle, 4-x-10-km-Staffel mit Albert Giger, Edi Hauser, Alfred und Alois Kälin. Den Schweizer Triumph rundeten die Bobfahrer Jean Wicki, Edy Hubacher, Werner Camichel und Hans Leutenegger mit Gold und Bronze ab. Die Euphorie um die Schweiz war riesig. Das spürten auch wir

**«Adolf Ogi musste die beiden im Morgengrauen aus dem Gefängnis in Sapporo auslösen.»**

Reporter. Wenn die Schweizer gewinnen, ist es eigentlich egal, was du erzählst – den Leuten gefällt alles.

**Und wer entfachte diese Euphorie?**

Die Initialzündung lieferte zu Beginn die erst 17-jährige Marie-Theres «Maite» Nadig mit ihrem Triumph in der Abfahrt. Sie war schon während der Saison stark gefahren – und wir rechneten mit ihr. Dass sie aber die vermeintlich unschlagbare Österreicherin Annemarie Pröll bezwingen konnte, war auch für uns eine grosse Überraschung – und für ganz Österreich eine kleine Tragödie. Mit Pröll weinte ganz Österreich kübelweise. Die Schweiz aber war von diesem Traumstart ganz offensichtlich wie beflügelt.

**Apropos Österreich. Der Ausschluss des Top-Favoriten Karl Schranz war ebenfalls eine spezielle Geschichte...**

Genau. Karl Schranz galt als bester Abfahrer jener Tage. Doch der greise IOK-Präsident, Alpinski-Intimfeind Avery Brundage, verjagte den Arlberger wegen angeblich unerlaubter Werbung bei einem



«Akrribische Vorbereitung»: Adolf Ogi, Marie-Theres Nadig, 1972 in Sapporo.

Plausch-Fussballspiel aus dem olympischen Dorf. Schranz hatte den amerikanischen Funktionär nach seinem Sieg in Kitzbühel mit einigen Interviewaussagen im Stolz verletzt. Dafür folgte nun die Retourkutsche. Die drakonische Strafe beförderte Märtyrer Schranz zum Nationalhelden. In Wien empfangen über 100 000 Patrioten den «moralischen Olympiasieger» – «gegen den Russi nicht den Hauch einer Chance gehabt hätte», wie viele Österreicher wussten.

**So aber avancierte Russi zum Helden der Spiele.**

Letztlich wurde die Abfahrt zum Schweizer Duell zwischen dem arrivierten Bernhard Russi und seinem Herausforderer Roland Collombin. Russi hatte mit seinem WM-Titel 1970 in Val Gardena eine Ski-Euphorie in der Schweiz entfacht. Collombin trat als



«Nicht nur Käse»: Karl Erb.

unbekümmerter Aussenseiter zur Olympia-Abfahrt an. Russi startete mit der Nummer vier. Ihm gelang die perfekte Fahrt. Collombin – mit der Startnummer elf – wurde mit 63 Hundertstelsekunden Rückstand Zweiter. Doch im Feiern gewann offenbar der Walliser Collombin die Goldmedaille.

Weil alle Sportler mit demselben Spezialflug – nach dem Ende der Spiele – heimreisten, hatte Collombin nach seiner Abfahrt noch Zeit und Musse, das japanische Nachtleben zu erkunden. Eines Abends feierte er in Gesellschaft des Eishockeyspielers Jacques Pousaz [fünf Spiele, fünf Niederlagen, die Red.] in einem einschlägigen Lokal seine Silbermedaille so ausgiebig, dass die beiden Zecher den Rest der Nacht hinter japanischen Gardinen verbringen mussten. Adolf Ogi, der Sportdirektor des Skiverbands, musste die beiden im Morgengrauen aus

dem Gefängnis in Sapporo auslösen. Collombin soll sich vom Gefängniswärter mit dem einzigen japanischen Wort, das er kannte, verabschiedet haben: «Sayonara!»

**Ogi gehörte aber nicht nur auf strafrechtlichem Parkett zu den Schweizer Schlüsselfiguren...**

Nein. Seine akribische Vorbereitung machte den Unterschied aus. Den Impuls dazu hatten die medaillenlosen Spiele 1964 in Innsbruck und die Initiative des technischen Leiters des NKES, Ferdinand Imesch, gegeben. Imesch erstellte ein Pflichtenheft, das Ogi perfekt umsetzte. Im Februar 1971 reiste Ogi mit je fünf Aktiven und Funktionären nach Sapporo, liess dort alle Olympiapisten vermessen, testete die Funkverbindungen, entschied sich für einen eigenen Koch und ordnete wissenschaftliche Materialtests an. Ogi kehrte mit Sapporo-Schnee in die Schweiz zurück und verlangte von den Experten exakte Analysen. Daraus entstand der Mythos des sogenannten Schweizer Geheimwachses. Die Sapporo-Erfolge bescherten dem Schweizerischen Skiverband 30 000 Neumitglieder. Ein unbekannter Poet [kein Österreicher, die Red.] dichtete: «Ogis Leute siegen heute.»

Karl Erb arbeitete von 1961 bis 1983 für das Schweizer Fernsehen als Sportkommentator. Unter anderem ist er Ehrenmitglied von Swiss Olympic. Seit 1993 lebt er am Langensee.



## Die Bibel

# Ewig entzückende Erotik

Von Peter Ruch

**D**arum verlässt ein Mann seinen Vater und seine Mutter und hängt an seiner Frau, und sie werden ein Fleisch (Genesis 1, 24). Die Geschlechtlichkeit ist nach biblischer Auffassung für das Menschsein konstitutiv. Auch die Tiere vermehren sich weitgehend durch Sexualität. Die experimentellen Mischungen aus beiden Eltern erleichtern Anpassungen aller Art. Für die Menschen ist der Geschlechtstrieb zugleich ein Kulturgut. Schon der zitierte Satz lässt erkennen, dass es bei der Fortpflanzung auch um Liebe geht. Erotik, Liebe und Liebeskummer sind allgegenwärtig und bilden das häufigste Motiv kulturellen Schaffens. Folgerichtig sind sie in der Kultur stark präsent. Eine Sonderstellung nimmt der Film ein. Er vermag eine Intimität zu simulieren, die unter die Haut geht. Kein Wunder, verwischen sich hier zuweilen die Grenzen zwischen Kunst und Privatleben, auch bei der Produktion.

Der Grossmeister der Filmkunst schrieb in seinen Memoiren: «Jeder Mann wird, wenn er einer Frau begegnet, die sexuellen Möglichkeiten zwischen sich und dieser Frau abwägen. Auch ich habe das immer getan. Während der Arbeit haben mich die Frauen nie interessiert.» Charles Chaplin war kein Unhold. Er hat das Wesen des Menschen liebevoll entlarvt. Und er hatte einen ethisch-theologischen Kompass. Ein Bibelvers wie dieser entzückte ihn – wie mich: *Dein Wuchs gleicht einer Palme und deine Brüste Trauben. Ich sprach: Ich will die Palme besteigen, will greifen nach ihren Rispen, und deine Brüste sollen sein wie die Trauben des Weinstocks* (Hoheslied 7, 8f). Neuerdings werden solche Texte übermalt. Frauen der Filmbranche prangern auch ihre freiwilligen Kompromisse, die Jahre zurückliegen, als Übergriffe an. Gemessen an den Millionen von Frauen und Kindern, die in Kriegen, bei Pogromen oder sonst wo vergewaltigt wurden, ist das blanker Hohn. Werden Frauen bald eingepackt, um ihre erotische Ausstrahlung lahmzulegen? Nichts Neues: Wer keinen Kompass hat, behilft sich mit Anmassung, Zwangsmassnahmen, Heuchelei.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.

## Kino

# An der Kante zum Abgrund

Mit «The Shape of Water» schuf der Mexikaner Guillermo del Toro das schönste Fantasy-Märchen der Saison, das zu Recht für zahlreiche Oscars nominiert ist. Von Wolfram Knorr



Identitätskarussell: Elisa (Sally Hawkins) in «The Shape of Water».

**D**ie stumme Elisa (Sally Hawkins), ein in die Jahre gekommenes Mauerblümchen, arbeitet als Putzfrau in einer geheimen Militäreinrichtung. Eines Tages wird ein kurioses Amphibienwesen, das irgendwo im Dschungel Südamerikas gefunden wurde, in einem stählernen Wasserbehälter ins Labor gebracht, vom Sicherheitschef Strickland (Michael Shannon), einem Kerl mit einem Kinn wie eine Rindenschälaxt, bewacht und von weissbekittelten Forschern umwuselt. Elisa, über einem Plüschkino wohnend, mit dem arbeitslosen Werbezeichner Giles (Richard Jenkins) als Nachbarn, ist von der Brutalität, mit der man das Schuppenwesen mit den grossen Reptilienaugen behandelt, irritiert und bald schockiert. Neugierig geworden, sucht sie heimlich den Kontakt mit dem fremden Wesen und baut eine Beziehung zu ihm auf.

### Heilige Narren der Gesellschaft

Als sie mitbekommt, dass das Militär das Wesen töten will, um es untersuchen zu können, und der Kreml durch einen russischen Spion auch an das exotische Objekt will, wird Elisa aktiv, klaut es mit Giles' Hilfe und nimmt es mit zu sich in ihre Badewanne. Sicherheitschef Strickland, übel gedemütigt, wird zum Brüll- und Krampfkasper und heftet sich schon bald an Elisas Fersen.

Was für ein Märchen, diese hinreissende Fantasy-Tragikomödie «The Shape of Water» von Guillermo del Toro («Pans Labyrinth»), dem Virtuosen von Fabeln, die immer an den Rändern der Welt angesiedelt sind, an der Kante zu einem Abgrund, der ein Schwindelgefühl erzeugt. Denn an den Rändern erheben sich Figuren, die der normierte Durchschnittsmensch lieber meidet, höchstens auf dem Rummelplatz beäugt, und ansonsten geniesst er in Literatur und Film den wohligen Schau-

### Del Toro verwandelt den «Beauty and the Beast»-Plot in eine Poesie skurriler Heiterkeit.

der, den die «Randfiguren», Bestien, Monster, Freaks auslösen, die häufig zu romantischen heiligen Narren der Gesellschaft erhoben werden. Schriftsteller von Victor Hugo («Der Glöckner von Notre-Dame») über Mary Shelley («Frankenstein») bis zu Stephenie Meyer mit ihrem Trivialquatsch «Twilight» haben in den Monstern Opfer einer erbarmungslosen, auf blosse Nützlichkeit getrimmten Gesellschaft gesehen.

Del Toro verwandelt den «Beauty and the Beast»-Plot in eine Poesie skurriler Heiterkeit («Hellboy») und tunkt ihn, in den sechziger

Jahren des Kalten Kriegs spielend, in satte Ocker- und Waffen-Metall-Farben (im Labor), in die mottenkistenartige Plüsch-und-Pleurosen-Muffigkeit und Traumseligkeit der TV-Flimmerwelt. So sieht Elisa Abend für Abend bei Giles fern, Filme, mit denen del Toro genüsslich sein Fantasy-Märchen unterfüttert – wie etwa den Horrorklassiker «Creature from the Black Lagoon» von Jack Arnold.

Mit hinreissender Eleganz und Ironie macht del Toro die Story zu einem Identitätskarussell-Märchen: Wer ist hier das Monster? Wer der Aussenseiter? Angesichts von über einem Dutzend Oscar-Nominierungen meldeten sich schon Neider wie die Familie von Paul Zindel, einem Pulitzer-Preis-Autor, von dem das TV-Stück «Let Me Hear You Whisper» (1969) stammt. Tatsächlich ist es dort auch eine Putzfrau, die in einem Labor Beziehungen zu einem seltsamen Delphin aufnimmt; aber von einem Plagiat zu reden, ist ziemlich kühn. Auch in den Niederlanden gab es einen Kurzfilm («The Space Between Us»), dessen Grundstruktur sehr ähnlich ist. An del Toros verspielte Fantasie reicht das alles nicht heran. ★★★★★

## Weitere Premierer

**All the Money in the World** — Die Entführung des sechzehnjährigen Enkels des Öl-Tycoons Jean Paul Getty am 10. Juli 1973 war – natürlich – ein Medienhype, der noch gesteigert wurde, als es hiess, der alte, schwerkreiche Geizknochen werde kein Lösegeld zahlen. Die Kidnapper von der kalabrischen 'Ndrangheta hatten 17 Millionen Dollar gefordert. Es war die Zeit, in der Entführungen als Mafia-Business betrieben wurden. Es gab aber noch einen Grund, warum der alte Getty



Gespensisch: «All the Money in the World».

nicht zahlen wollte: Der Familienclan war zerrüttet, der Sohn ein Nichtsnutz und Süchtiger, und dem Enkel traute der Alte zu, die Entführung inszeniert zu haben, um ans Vermögen zu kommen. Der Starrsinn des Alten verblüffte die Kidnapper-Profis derart, dass sie ihre Forderungen auf 2,8 Millionen runterschraubten. Als auch das nicht half, griffen sie zu drastischen Massnahmen, schnitten dem Knaben ein Ohr ab und schickten es nach Rom. Erst dann und unter Druck der (geschie-

denen) Mutter des jungen John Paul Getty III. wurde das Geld bezahlt – aber nur, weil der Alte es mit einem Trick von der Steuer absetzen konnte. Ridley Scott erzählt den Fall als Familientragödie sehr spannend. Im Mittelpunkt steht der alte Getty, den ursprünglich Kevin Spacey verkörperte, der dann aus bekannten Gründen durch Christopher Plummer ersetzt wurde. Die Eiskälte der Figur, ihre schauerliche Menschenverachtung («Ich liebe nur Gegenstände, sie sind berechenbar») und ihr vampirisches Verhalten, allen Energie und Selbstbewusstsein auszusaugen, hat gespensische Qualität. Zuweilen wird «Citizen Kane» gestreift. ★★★★★

**Black Panther** — Um Missverständnisse auszuräumen: Mit der legendären Black Panther Party hat dieser schwarze Superheld aus dem



Vibranium statt Kryptonit: «Black Panther».

Hause Marvel aber auch gar nix zu tun. Was das Kryptonit für Supermann, ist das Vibranium für T'Challa alias Black Panther, und in der Welt von Wakanda muss er erst mal gegen zwei Schurken antreten. Immerhin: der erste schwarze Superheld, aber die Story ist ein bisschen langweilig. ★★★★★

## Knorrs Liste

1	Longing Regie: Savi Gabizon	★★★★★
2	Three Billboards Outside ... Regie: Martin McDonagh	★★★★★
3	The Florida Project Regie: Sean Baker	★★★★☆
4	The Disaster Artist Regie: James Franco	★★★★☆
5	Phantom Thread Regie: Paul Thomas Anderson	★★★★☆
6	Criminal Squad Regie: Christian Gudegast	★★★★☆
7	Darkest Hour Regie: Joe Wright	★★★★☆
8	Lucky Regie: John Carroll Lynch	★★★★☆
9	Maze Runner: The Death Cure Regie: Wes Ball	★★★☆☆
10	Fifty Shades Freed Regie: James Foley	☆☆☆☆☆

## Jazz

# Fast eine Rückkehr zu den frühen Jahren

Von Peter Rüedi

Die Wechselbeziehungen zwischen Jazz und Volksmusik sind seit Jahrzehnten ein grosses Thema. Wie der Jazz begann, sich von einer amerikanischen zu einer Weltmusik (im positiven Sinn) zu wandeln, beschäftigten sich seine Musiker zunehmend mit ihren eigenen roots. Sie entdeckten, vor dem Hintergrund ihrer spezifischen Jazz-Erfahrungen, die «autochthonen» Musikformen ihres näheren Umfelds. Die avancierten Improvisatoren des «Workshop de Lyon» hatten seinerzeit den schönen Begriff der «folklore imaginaire» erfunden. Parallel dazu setzte, zumal in der Schweiz, eine furiose Recherche nach ursprünglicher alpiner Volksmusik jenseits verkrusteter, kommerziell verkommener «Ländler»-Klischees ein.

Distanz zu dieser Musik jenseits der Jodlerfeste und Trachtenfolklore war kein Handicap, sondern Voraussetzung dieser «Renaissance». Ihr wichtigster Schweizer Vertreter wurde der in Schwyz aufgewachsene Zuger Hans Kennel, in den sechziger Jahren ein kompetenter Hardbop-Trompeter, der ab den Achtzigern mit Gruppen wie Mytha und Alpine Experience das Alphorn neu entdeckte und für seine sehr eigene Minimal Music einsetzte. Jetzt ist der Protagonist einer nicht volkstümlichen «neuen Schweizer Volksmusik» (Brecht: «Das Volk ist nicht türlich») zu seinen Ursprüngen als Jazztrompeter zurückgekehrt, wenigstens zum Teil. Die Gruppe auf seiner neuen CD heisst Wood & Brass. Sie besteht aus Kennel selbst an Trompete und Alphorn, Silvan Schmid (ebenso), dem Posaunisten und Alphornisten Phil Powell und der Cellistin und Sängerin Cégiu (Céline-Giulia Voser). Kennel streut in sein vierzehnteiliges Rezital immer wieder Referenzen an seine alte neue Volksmusik ein (eine «Hymna», einen Betruf oder den legendären «Ranz des vaches»). Zur Hauptsache indes konzentriert er sich auf kurze, komplex arrangierte Kompositionen, fabelhaft mehrdeutig oszillierend und in der Balance zwischen Komposition und Improvisation auf die wagemutige Instrumentierung des Quartetts hin entworfen. Mal kling'ts wie Bartók, mal wie George Russell. Immer aber wie Kennel.



Hans Kennel:  
Wood & Brass.  
TCB 03182

# Ins Affenhaus

Als ein geschäftstüchtiger Missionar einen Pygmäen aus dem Kongo in den New Yorker Zoo brachte, stand die Stadt kopf. Schon bald wurde Ota Benga aus dem Käfig befreit und durfte im weissen Leinenanzug im Zoo herumspazieren. Damit nahm sein Schicksal eine letzte, tragische Wendung. *Von Giles Milton*

Der Bronx-Zoo in New York zog immer grosse Besucherscharen an, wenn neuerworbene Tiere erstmals gezeigt wurden. In früheren Jahren waren Elefanten und Löwen die Publikumsmagnete gewesen. Auch die Tiger waren extrem populär.

Aber im September 1906 war die neuste Erwerbung des Zoos noch verlockender: Ota Benga war ein Pygmäe aus dem Kongo, und man sperrte ihn in das Affenhaus.

Er war von Samuel Phillips Verner nach New York gebracht worden, einem Amerikaner, der gleichzeitig als Geschäftsmann und Missionar tätig war. Verner war 1904 nach Belgisch-Kongo gereist, um ein Sortiment afrikanischer Pygmäen zu erwerben, die man an der Saint Louis World's Fair ausstellen wollte.

Verner begegnete Ota Benga erstmals auf einer Expedition tief im äquatorialen Regenwald.

Es gelang ihm, Ota Benga im Tausch gegen ein Pfund Salz und eine Rolle Tuch zu erwerben. Ota Benga wollte seine Heimat aber nicht allein verlassen, und so überredete er ein paar Gefährten dazu, ihn auf eine Expedition nach Nordamerika zu begleiten. Die Reise sollte das Leben der Pygmäen verändern.

Ota Benga erwies sich als grosse (wenn auch kontroverse) Attraktion der Weltausstellung. Er wurde zusammen mit anderen Pygmäen im Anthropologie-Zelt zur Schau gestellt.

Attraktiv machten ihn unter anderem seine merkwürdigen Zähne: Als Junge war sie ihm im Rahmen eines kongolesischen Rituals spitz zugefeilt worden. Zeitungen beschrieben ihn als den «einzig echten afrikanischen Kannibalen in Amerika».

Nach der Weltausstellung kehrte Ota Benga kurz in den Kongo zurück, reiste 1906 aber ein zweites Mal mit Verner in die USA. Diesmal wurde er noch viel übler behandelt. Nach einem kurzen Aufenthalt im American Museum of Natural History wurde er in den Bronx-Zoo verlegt.

Dessen Direktor, William Hornaday, begriff schnell, wie attraktiv es wäre, einen «mensch-



Tausch gegen ein Pfund Salz und eine Rolle Tuch: Ota Benga.

lichen Wilden» zur Schau zu stellen. Da er sich des kontroversen Aspektes seiner Idee bewusst war, suchte er Unterstützung bei Madison Grant, dem angesehenen Sekretär der New York Zoological Society.

Grant fand die Idee brilliant. Ota Benga sollte im Affenhaus leben, zusammen mit einem Papagei und einem Orang-Utan

## Scharfsinn fürs historische Detail



Der britische Historiker und Bestsellerautor Giles Milton, 52, schreibt wöchentlich an dieser Stelle eine Folge über «Mysterien der Weltgeschichte». Es sind herzerreissende Tragödien und atemberaubende Einzelschicksale, aufgezeichnet mit einem Flair für das historische Detail. Miltons Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund, ist verheiratet mit einer Deutschfranzösin, Vater von drei Töchtern und Besitzer eines hochbetagten Haushasen. [www.gilesmilton.com](http://www.gilesmilton.com)

namens Dahong. Auf der Tafel vor dem Käfig stand: «Der afrikanische Pygmäe Ota Benga. Alter: 23 Jahre. Grösse: 150 cm. Gewicht: 46,8 kg. Herkunft: Kasai, Freistaat Kongo, südliches Zentralafrika. Beschaffer: Dr. Samuel P. Verner. Ausgestellt jeden Nachmittag im September.»

In einem Artikel für das Mitteilungsblatt der Zoological Society schrieb Hornaday begeistert über die Neuerwerbung seines Zoos: «Ein echter afrikanischer Pygmäe, Angehöriger der Unterrasse, die gemeinhin fälschlicherweise als «die Zwerge» bezeichnet wird. Ota Benga ist ein gutentwickelter, kleiner Mann mit einem guten Kopf, leuchtenden Augen und einem angenehmen Gesicht. Er ist nicht behaart und auch nicht mit einem «flaumigen Pelz» bedeckt, wie er von manchen Forschern beschrieben wird.»

Seine Anwesenheit im Zoo bot von Anfang an Anlass zu Kontroversen. Ja, sie löste eine heftige Debatte über Rassismus, Evolution und evolutionären Darwinismus aus.

Zu Anfang verteidigte die *New York Times* den Entschluss, Ota Benga ins Affenhaus zu stecken. «Wir verstehen all die Emotionen nicht, die andere in dieser Sache zum Ausdruck bringen», wurde im Editorial der Zeitung erklärt. «Es ist absurd, Wehklagen anzustimmen über die angebliche Demütigung und Erniedrigung, die Benga zu erleiden habe. Die Pygmäen stehen auf einer sehr niedrigen Menschenstufe, und der Vorschlag, Benga gehöre in eine Schule statt in einen Käfig, ignoriert die hohe Wahrscheinlichkeit, dass eine Schule ein Ort wäre, aus dem Benga keinerlei Vorteil für sich ziehen könnte.»

Die Debatte geriet mit jedem Tag heftiger. Weisse Kirchenvertreter empörten sich wegen Ota Bengas Anwesenheit im Affenkäfig – nicht weil sie unmenschlich gewesen wäre, sondern weil er ihrer Ansicht nach benutzt werde, um die darwinsche Evolutionstheorie zu propagieren. Und die war vielen von ihnen ein Dorn im Auge.

Afroamerikanische Kirchenvertreter waren noch tiefer entsetzt wegen Ota Bengas neuem Heim. Pastor James Gordon sprach für viele, als er sagte: «Wir sind der Ansicht, dass unsere Rasse bereits deprimiert genug ist, auch ohne dass man einen von uns mit den Affen zur Schau stellt. Wir glauben, es wert zu sein, dass man uns als menschliche Wesen mit Seelen betrachtet.»

**B**ald wurde Ota Benga aus dem Affenhaus befreit und durfte in einem weissen Leinenanzug im Zoo herumspazieren. Das verbesserte seine Lage aber nicht wirklich: Zoobesucher hänselten ihn und versuchten, ihn zu knuffen und zu stechen. Laut William Hornaday «verschaffte er sich aus dem Fressraum des Affenhauses ein Tranchiermesser, mit welchem er im Park auf beunruhigende Weise herumfuchtelte».

Nun änderte die *New York Times* ihre Meinung und stimmte ein in den immer grösser werdenden Chor derjenigen, die Ota Bengas Behandlung beklagten. So stand in der Zei-

### Ota Benga träumte immer davon, nach Afrika zurückzukehren. Doch daraus wurde nichts.

tung, sein Aufenthalt im Zoo habe ihn verrohen lassen. Ende 1906 wurde er freigelassen und in einem New Yorker Waisenhaus untergebracht.

Ota Benga träumte immer davon, nach Afrika zurückzukehren. Doch daraus wurde nichts. Als der Erste Weltkrieg ausbrach – und eine Überquerung des Atlantiks damit zu gefährlich wurde –, gab Ota Benga die Hoffnung auf eine Rückkehr in den Kongo verzweifelt auf. Deprimiert von seinen Erfahrungen im «Land der Freien», stahl er eine Pistole und schoss sich damit durchs Herz. Er wurde in einem namenlosen Grab in New York beerdigt.

Das American Museum of Natural History besitzt einen Gipsabguss von Ota Bengas Kopf und Schultern. Bis heute ist der Abguss weder mit seinem Namen noch mit einem Hinweis darauf versehen, dass er ein menschliches Wesen gewesen sei. Auf dem Etikett steht ein einziges Wort: «Pygmäe».

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:  
«Eine Frau steht ihren Mann»

Weltwoche Nr. 07.18  
Illustrationen: Jonathan Németh für die Weltwoche



### Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Ich habe das Gefühl, etwas in unserem öffentlichen Schulsystem läuft falsch: zu viele Lehrer und Therapeuten pro Klasse, es gilt soziale Integration statt Leistung. Ich bin nicht wohlhabend und eigentlich auch für die Volksschule, finde aber, es wäre besser, unsere Kinder in eine Privatschule zu schicken. Was raten Sie mir?** *Antonia R., Wettingen*

Aus Eltern- und Lehrerkreisen höre ich dieselben Beanstandungen. Aus falsch verstandenem Gleichheitsdenken ist die integrative Schule entstanden. Wohlmeinend hat man die Volksschüler alle in dieselbe Klasse gesteckt – alle seien gleich. Das eben stimmt nicht. Schulisch schwache Kinder und mittelmässig Begabte finden sich mit den Hochbegabten im gleichen Rhythmus. Eine Sonderklassenlehrerin, die ihr Leben lang Sonderschullehrerin war, sagt mir, wie ungerecht und unmenschlich dies sei. Jetzt würden die Sonderschulen aufgehoben, und die Sonderschüler müssten in die allgemeine Schulklasse und spürten so

täglich, dass sie weniger begabt sind als die anderen. Auf so viele Verschiedenheiten Rücksicht zu nehmen – es kommen dann noch bei vielen Fremdsprachigen die Verschiedenheiten bezüglich Sprache und Kultur dazu –, überfordert die Lehrer, sie benötigen Unterstützung von Fachkräften, und in der Folge kommt es zu Lehrerwechseln. Das bringt Unruhe in eine Klasse und stört die Konzentration der Kinder.

Es ist aber – wie ich höre – nicht überall gleich schlimm. Wenn Sie es für Ihr Kind als unzumutbar erachten, versuchen Sie es mit einer Privatschule. Aber auch dort erst genau hinschauen, denn Privatschulen sind nicht einfach automatisch besser als öffentliche Schulen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

**DIE WELTWOCH**

## Vielfalt, die begeistert.



**Jetzt bestellen!**

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)  
Telefon 043 444 57 01



Thiel

## Industrie 4.0

Von Andreas Thiel

**Gewerkschafter:** Die Roboter nehmen unsere Arbeitsplätze weg.

**Arbeitgeber:** Wieso eure Arbeitsplätze? Du bist doch Gewerkschafter, du arbeitest ja gar nicht. Oder werden die Gewerkschafter ebenfalls durch Roboter ersetzt, die darauf programmiert sind, die Arbeit, auf die man sie programmiert, niederzulegen und dann zu streiken, bis sie wieder durch Arbeiter ersetzt werden?

**Gewerkschafter:** Dir wird das Lachen bald vergehen. Wenn die Arbeiter nämlich durch Roboter ersetzt werden, dann wird diese Entwicklung Armeen von Arbeitslosen hinterlassen. Tausende von Chauffeuren und LKW-Fahrern werden ihre Arbeit verlieren, sobald die Fahrzeuge durch Roboter gesteuert werden.

**Arbeitgeber:** Und was machen dann diese Arbeitslosen? Ich hoffe, sie werden die Arbeitslosenkasse bestreiken, indem sie sich eine andere Arbeit suchen.

**Gewerkschafter:** Die werden nie wieder Arbeit finden.

**Arbeitgeber:** Gut, dann gesellen sie sich halt zu den Tausenden von arbeitslosen Pferdekutschern, Peitschenknüpfern, Pfeilbogenbauern und Kanonenkugelgiessern, welche die Industrialisierung hervorbrachte, oder zu den arbeitslosen Buschtrömlern und Brieftaubenzüchtern, die das Telegrafenamnt hinterliess, zusammen mit den arbeitslosen Töpferinnen, welche von den Erfindern der Tupperware in die Arbeitslosigkeit getrieben wurden.

**Gewerkschafter:** Du bist ein Zyniker!

**Arbeitgeber:** Nein, ich habe nur das Gefühl, wenn immer alle arbeitslos werden würden, die nach deiner Gewerkschaftslogik arbeitslos werden müssten, dann hätten wir heute eine Arbeitslosigkeit von weit über 1000 Prozent.

**Gewerkschafter:** Mit dir kann man nicht zusammenarbeiten.

**Arbeitgeber:** Natürlich nicht, denn dazu müsstest du ja arbeiten.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Die schönsten Dinge des Lebens

Ein Wochenende in St. Moritz: grosse Geburtstagsfeier für Bankierstochter Bär; Gala im «Kulm Hotel». Von Hildegard Schwaninger

Die Bankierstochter **Caroline Bär** wurde fünfzig, und ihr Mann **Micky Feichtinger** gab für sie über zwei Tage ein Fest in St. Moritz: Samstagabend Party im «Privé», dem Privatklub in der «Chesa Veglia», Sonntagmittag Brunch in der «Chesa Chantarella» bei **Reto Mathis**. Es war Glamour pur, eine Party, an Spass und Grosszügigkeit nicht zu überbieten. Mit hundert Freunden, alles High Society, viele davon mit internationalem Touch.

Die Bankiersfamilie **Julius Bär** – das sind die Rothschilds der Schweiz. Ein weltweit vernetzter Bankiers-Clan mit vielen Familienmitgliedern (von denen allerdings keines mehr im operativen Geschäft der Bank tätig ist). **Caroline Bär** ist die Tochter von **Rudolf Erik Bär** (für Freunde: Ruedi), der auch an die Party kam, wie **Christine**, Carolines zwei Jahre jüngere Schwester. **Ruedi Bär** startete als *post-work*-Lebensinhalt ein Studium der Astrophysik an der ETH (bei **Kevin Schawinski**) und hat bereits eine Arbeit publiziert.

**Caroline Bär** hat einen Mann, der zwanzig Jahre älter ist und sie vergöttert: der flamboyante **Micky Feichtinger**, Finanzunternehmer aus Vaduz, der als supergescheit und als schneller Denker gilt, vermögend ist und sein Geld gerne ausgibt – für die schönsten Dinge des Lebens. Die beiden haben zwei Töchter, **Fiona** und **Gina**, die bei der St.-Moritz-Sause (zusammen mit ein paar Freundinnen und Freunden) für die Senkung des Altersdurchschnitts sorgten.

Der Privatklub «Privé» (sehr exklusiv und nur für Mitglieder – also ist man wirklich unter sich) war schön geschmückt, Blumen en masse, alles rot, wie das kostbare Kleid des Geburtstagskindes. Die Gästeschar bemerkenswert. Zwei internationale Jetset-Königinnen: **Eva O'Neill**, die Schwiegermutter von **Prinzessin Madeleine von Schweden** (ihr Sohn **Chris O'Neill** wie auch ihre beiden Töchter haben in die Hocharistokratie eingehiratet), und **Fiona Winter-Swarovski**. Die Tochter des Basler Kaufmanns **Philipp Winter** und einer Swarovski-Erbin ist das, was man «ein rassiges Weib» nennt; sie ist verheiratet mit **Karl-Heinz Grasser**, dem ehemaligen österreichischen Finanzminister. Er ist ihr vierter Ehemann, war auch da und sieht fantastisch aus (ein Trophäenmann!).

**Wolfgang Porsche**, Aufsichtsratsvorsitzender der Porsche AG, freute sich, als sich viele Gäste als Porsche-Fahrer outeten. Die meisten haben sogar zwei dieser Luxus Schlitten. **Wolfgang Porsche** fand das «sehr weise». Seine Gefährtin **Claudia Hübner**, Professorin für Zivil- und Strafrecht, war an seiner Seite. Aus Kitzbühel kam **Hansi Hinterseer**, der Ex-Skirennfahrer und Sänger, mit seiner Schweizer Frau **Romana**, Foto-Künstler **Michel Comte** war da und **Erwin Bach**, der Partner von **Tina Turner** (sie fehlte). Aus der Schweiz drei ganz grosse Kaliber: **Tito Tettamanti**, **Sergio Mantegazza** und **Ernst Tanner**, der Big Boss von Lindt & Sprüngli.

Das Menü war nicht zu toppen: Als man zu Tisch ging, stand bei jedem Gedeck ein Glas



Fast verliebt

## Doch nicht so geil

Von Claudia Schumacher

**Love me like you do?** Als wär's so speziell: **L**Er macht's wie alle, nur teurer. Schablone: Diamantklunker, Hochzeit, Flittern in Paris. Und als sie heimkommt, ach ja, da hat sich parallel zum Liebesleben

aus der Katalogwelt auch die Karriere prächtig entwickelt: «Sie sind befördert worden! Dabei waren Sie nicht einmal anwesend!»

Es läuft jetzt also «Fifty Shades Freed» – und da sass ich neben einer Freundin im Kino mit Popcorn und Bier. Die auf den Romanen von E. L. James beruhende Filmsaga für Frauen ist das, was «James Bond» für Männer ist. Beziehungsweise, was Bond war, bevor er eine weichere Seite bekam und auch Kinogängerinnen stärker interessierte. Im Kern aber ist und bleibt Bond natürlich Bond: eine durchgeknallte Angestelltenfantasie für Männer, die sich insgeheim – und wenn auch nur für die Dauer eines Kinoabends – in eine «Mad Men»-Fantasie der 1960er Jahre zurückwünschen. In diese halb-imaginäre Zeit, in der Zuckerguss-Frauen sexuell gefügig am Herd standen und warteten, bis ihr Herr der Schöpfung nach Hause



Brunch mit Prominenz: Gastronom Mathis.



Fiona Winter-Swarovski, Gatte Karl-Heinz Grasser.



Swiss Red Cross Gala: DJ Antoine.

Château d'Yquem, die ideale Begleitung zur Foie gras (eine Riesenportion), dann gab es einen ganzen Hummer (die hat Micky Feichtinger aus Boston einfliegen lassen), dann Filet de Bœuf. Man war also gerüstet für eine lange Nacht. Los Paraguayos brachten Stimmung, dann Disco, wilder Tanz, Gulaschsuppe und Penne. Die letzten Gäste gingen erst nach drei.

In St. Moritz ist die Normalität ausser Kraft gesetzt, alles ist grösser, schöner, reicher, verrückter. Reto Mathis führt jetzt die «Chesa Chantarella» (die ehemalige «Zuberhütte»), ein kulinarisches Highlight, ein luxuriös-gemütliches Lokal, das der St.-Moritz-Reputation «Top of the World» gerecht wird. Hier luden Micky und Caroline Feichtinger zum Sonntagsbrunch: Kaviar aus X-Large-Dosen, Champagner, Wodka, Flammkuchen mit Käse und schwarzen Trüffeln.

DJ Antoine erschien – damit man ihn nicht übersah – in einem goldenen Anorak. Mit seiner Freundin Laura. Am Vorabend hatte er Platten aufgelegt bei der Swiss Red Cross Gala im «Kulm Hotel» und für die Auktion ein VIP-Weekend mit ihm gespendet, das für 40 000 Franken wegging. Im «Kulm Hotel» sah man Peter Spuhler, seine Frau Daniela Spuhler-Hoffmann ist im Organisationskomitee. Die Swiss Red Cross Gala zugunsten der Ärmsten in Ecuador brachte 671 000 Franken. Annemarie Huber-Hotz dankte den 380 Gästen für ihre Grosszügigkeit (Ticket pro Person 900 Franken, Silent-Auction und Tombola) und dem Hauptsponsor des Abends. Das war Franz Käppeli, Besitzer von Medica, medizinische Laboratorien. Bei der Swiss Red Cross Gala sah man eher Lokalprominenz, Sponsoren hatten ganze Tische gekauft, die Gala war innert einer Woche ausverkauft.

#### Im Internet

[www.schwanagerpost.com](http://www.schwanagerpost.com)

kam. In der Realität lief's eher so: Den Männern schlief im Gespräch mit ihren naiven Heimchen das Gesicht ein, und sie suchten Erfrischung in der Untreue. Sie hatten sich Frauen nach ihrem Gusto kreiert – doch waren diese letztlich eine Enttäuschung. *There's only so much cake one can eat.*

Auf der anderen Seite des Geschlechtergrabens ist das Sodomaso-Märchen «Fifty Shades»: die durchgeknallte Lifestyle-Fantasie für Frauen, die irgendwann im neuen Jahrtausend keine Lust mehr auf die Männer hatten, die sie sich eingebrockt hatten. Die, die auf Augenhöhe den Haushalt diskutieren.

Der erste «Shades»-Streifen war unterhaltsam. Das Spiel zwischen Mann und Frau, Nähe und Distanz, Dominanz und Unterwerfung: Es war tatsächlich erotisch. Als ich den zweiten Film sah, schlief ich ein, dachte aber, ich sei

einfach müde. Jetzt, beim Trilogie-Finale, waren die Augen wieder auf – schockgeweitert. «Was schauen wir da eigentlich an?», fragten wir uns in der Pause.

«Fifty Shades Freed» ist ein Lehrstück für alle Frauen, die eine Romantik hegen für archaische Männer. Für Männer, wie sie angeblich einmal waren: stark, hart, dominant. Männer, deren Fokus in Beziehungen darauf liegt, den Willen der Frau zu brechen. Zwar hat auch die «Shades»-Lady einen Job – aber in dem Verlag, den ihr Mann gekauft hat. Sie darf Porsche fahren – solange er ihr erklärt, wie. Aber doch, auch im «Shades»-Finale gibt es eine letzte, emanzipatorische Zuckung: Das frischvermählte Millionärsweibchen setzt sich gegen die Haushälterin durch. Sie will mal selbst für ihren Göttergatten kochen!



Unten durch

## Meine Schwestern (2)

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, deine Schwester war schon immer in allem besser als du. Als du auf die Welt gekommen bist, konnte sie schon sprechen. Als du auch sprechen konntest, konnte sie schon Geige spielen. Als du auch Geige spielen konntest, hörte dir kein Schwein mehr zu, weil deine Schwester jetzt im Radio Klavierkonzerte spielte. Als du auch Klavierkonzerte spielen konntest, sagten die Leute, dass du für immer im Schatten deiner Schwester stehen wirst, und als du aufgehört hast, Klavier zu spielen, sagten sie, dass du gescheitert und zum Alkoholiker geworden bist. Als du aufgehört hast zu trinken, sagten die Leute, dass du jetzt als Nächstes bestimmt aufs Land ziehst und Rinder züchtest, einfach nur um etwas zu tun, das deine Schwester nicht tut. Als du dann tatsächlich Rinder gezüchtet hast, hat deine Schwester einen argentinischen Dirigenten geheiratet, dem nebenbei noch 40 000 Mutterkühe gehörten, und jede einzelne davon hat deine Schwester eigenhändig künstlich besamt. Jetzt sagten die Leute, dass du nur deshalb Rinder züchtest, weil deine Schwester das tut. Als du einen Journalisten angeheuert hast, damit er in einem Buch Beweise dafür vorlegt, dass du lange vor deiner Schwester Rinder gezüchtet hast, sagten die Leute, dass du ein verbitterter kleiner Verleumder bist, dessen Rindfleisch viel zäher ist als das deiner Schwester.

Ja, und jetzt sitzt du in der Berliner Philharmonie in der 85. Reihe hinter einer Säule und schaust deiner Schwester dabei zu, wie sie das «New Yorker Grand Masters Best of the World»-Symphonieorchester mit dem Taktstock durch das anspruchsvollste Werk der Musikgeschichte dirigiert, unter permanentem tosendem Applaus des euphorisierten Publikums, in dem neben dem Uno-Generalsekretär auch der chinesische Ministerpräsident, die CEOs von Google und Apple sowie Gott, Roger Federer und alle Cherubim und Seraphim sitzen. Da du heimlich auch dirigieren gelernt hast, dirigierst du hinter deiner Säule das Konzert mit einem Streichholz, denn einen Taktstock kannst du dir seit der grossen Rinderseuche nicht mehr leisten. Danach gehst du in die «Lulu-Hot-Lips-Bar»

>>> Fortsetzung auf Seite 72

und tust das Einzige, was deine Schwester ganz bestimmt nicht besser kann als du: Prostituierte f\*\*\*. Aber während du es tust, schaut sich Lulu beim Sex wie immer eine Kultursendung an und ruft: «Schau mal, diese weltberühmte Dirigentin da im Fernsehen, die war mal bei mir! Sie züchtet nebenbei Rinder, sie kann Klavier und Geige spielen, und sie war der beste Liebhaber, den ich je hatte! Ich bin fünfmal gekommen!»

Du wirst wegen Mordes an Lulu Pawlova zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Aber drei Tage später bringt deine Schwester ihren argentinischen Mann, dessen Geliebte sowie den UN-Generalsekretär und den CEO von Apple um, und niemand spricht mehr von deinem lausigen, trivialen, kleinen Mord, und wenn, dann sagen die Leute: «Nicht einmal in der Brutalität kann er seiner Schwester das Wasser reichen!» Im Gefängnis schreibst du deine Memoiren sicherheitshalber gleich unter dem Namen deiner Schwester. Wozu sollst du noch ein eigenes Leben führen? Du schreibst deiner Schwester ins Frauengefängnis einen Brief: «Liebe Schwester, ich gebe auf. Ich will fortan ganz du sein. Mir wachsen schon Brüste und aus dem Hintern ein Taktstock, du blöde Kuh!» Nein, niemals wirst du aufgeben! Im Gefängnis gründest du zusammen mit dem Bruder von Hillary Clinton und dem Bruder von Madonna eine Bibliothek, in der alle Nichtbeachteten und Übergangenen der Welt sich Taschenbücher ausleihen können – aber wenn sie sie nicht termingerecht zurückgeben, werden sie von euch mit grossen eisernen Lesezeichen verprügelt. Drei Jahre später haben sämtliche städtischen Leihbibliotheken der Welt eure Methode übernommen, dank der sie die Rückgabequote um 78 Prozent steigern konnten. Jetzt kommt dein Jahrhundert!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Beschwingte Schwergewichte

Von Peter Rüedi

**W**ein verkosten, wer wüsste das nicht, ist ein höchst subjektives Unterfangen. Objektiv messbare Kriterien gibt es nicht, entsprechend enthält eine Flasche entgegen der Weisheit «In vino veritas» viele Wahrheiten. Das gilt auch für Blinddegustationen kompetentester Juroren. Die gleichen Fachleute können an einem Tag zu einem, am nächsten – mit den genau gleichen Weinen – zu einem ganz anderen Resultat kommen. Was einen aufs Erste an der Ernsthaftigkeit jeglicher Weinbewertung zweifeln lässt, hat auch einen tröstlichen Aspekt. Berühmt-berüchtigt wurde die Weinprobe, die der Kritiker und Weinhändler Steven Spurrier 1976 in Paris organisierte. Bei der wurden renommierte französische Weine mit solchen aus Kalifornien konfrontiert – blind, versteht sich. Das Resultat war ein Waterloo für die Franzosen, ungeachtet der Tatsache, dass bei dieser Materie jeder Vergleich hinkt und auch erfahrenste Weinkenner bei Degustationen Wucht höher bewerten als Raffinement. Bei

aller Skepsis sind solche spektakulären Konkurrenzen nicht sinnlos. Sie beweisen, wie mächtig beim Wein Vorurteile sind, die Magie der Etikette, und tragen das Ihre dazu bei, diese etwas zu relativieren. 2004 arrangierte Jancis Robinson, die Grande Dame unter den britischen Weinpublizisten, ein Tasting, das höchst-kotierte (französische) Weine Crus aus dem Languedoc-Roussillon gegenüberstellte, südfranzösischen Appellationen, die zumindest damals noch als dem Armenhaus des französischen Weinbaus zugehörig verachtet wurden.

Einer der Weinmacher, die nach Robinsons Konkurrenz in hellstem Licht standen, war Alain Chabanon aus Montpeyroux im Norden der Coteaux du Languedoc, der gegen Château Pétrus oder den mythischen Châteauneuf Château Rayas auf Augenhöhe bestand. Wie auch immer die Ranglisten errechnet wurden, Chabanon, der damals schon auf biologischen Weinbau setzte und heute biodynamisch produziert, verdient die Aufmerksamkeit. Schon seine Basis-Cuvée Campredon (50 Prozent Syrah, den Rest teilen sich Grenache und Mourvèdre) ist eine substanziell dichte, rotfruchtige, dennoch frische, würzige, beschwingte Angelegenheit, unverkennbar ein südlicher Wein, aber nie mastig, ein Schluck ruft dem nächsten. Der fast reinsortige Grenache Les Boissières ist ein Nonplusultra an Eleganz, ein tänzerisches Schwergewicht, lang im Nachklang und fruchtsüss im Abgang. Ein Musterbeispiel dafür, dass man den Alkoholgehalt immer in Relation zur Substanz eines Weins sehen muss, zur Säure, zur Mineralität, zur Struktur der Tannine. Ein Hochgenuss jetzt schon, aber mit einer absehbaren Lebensdauer bis mindestens 2030.

Alain Chabanon Campredon AOP Languedoc 2015. 12,5%. Peter Kuhn, Dielsdorf. Fr. 19.50. [www.peterkuhnweine.ch](http://www.peterkuhnweine.ch)



## Salz & Pfeffer

# Neu in der Stadt

Von David Schnapp

**B**asel ist um eine kulinarische Attraktion reicher: Im «Roots», wunderschön am Ufer des majestätisch vorbeiziehenden Rheins gelegen, kocht seit zwei Monaten Pascal Steffen. Der 31-jährige Luzerner war zuletzt die Nummer zwei im

«Focus» von Nenad Mlinarevic, davor hat er bei Andreas Caminada und bei einer Stage in Spanien viel über das Kochen gelernt. Nun will er das Lokal, das bisher irgendwo zwischen Klub und Restaurant eingeordnet war, als Institution etablieren, bei der es um den guten Geschmack geht.

Die Qualität des Menüs ist schon nach wenigen Wochen erstaunlich hoch: Steffen serviert eine zeitgemässe Küche mit viel Geschmack, bietet einen intelligenten Umgang mit Produkten und viel Kreativität bei den Saucen, die oft einen unaufdringlichen asiatischen Einschlag haben: zum Beispiel die Ponzu-Vinaigrette zu kaltem, dünn geschnittenem Kalbsbraten mit Rettich und Radieschen oder die Dashi-Butter mit Kräutern zur Lachsforelle mit Randen.

Der rote Faden im Menü ist ohnehin das (Wurzel-)Gemüse. Es wird saisonal und variantenreich eingesetzt. Die Vorstellung be-

ginnt und endet mit salziger und süsser Karotte, dazwischen gibt es eingelegten und geschmorten Kürbis zur Jakobsmuschel mit einer Estragon-Velouté oder Schwarzwurzeln, die wie Tagliatelle dünn gehobelt und knackig gegart in eine wunderbare Kombination mit konfiertem Eigelb und feingehobeltem schwarzem Trüffel verwoben werden.

Klar, nach zwei Monaten und bei der ersten Stelle als Küchenchef ist noch nicht alles perfekt: Steffen braucht noch Zeit, um einen eigenen, unverwechselbaren Stil zu entwickeln. Die Prägung durch frühere Chefs ist immer noch spürbar. Aber direkt am Rhein ist der ideale Ort, um sich freizuschwimmen.

Roots, Mühlhauserstrasse 17, 4056 Basel. Tel. 061 322 10 56. Montags geschlossen, sonntags nur Brunch





Auto

## Von Japan lernen

Ein Suzuki Swift erlöst einen vom Dichtestress und ist Abbild einer faszinierenden Kultur. *Von David Schnapp*

Japan ist ein erstaunliches Land. Für diese Feststellung muss man nicht einmal dorthin fliegen – obwohl das mit Sicherheit eine ausserordentlich faszinierende Reise wäre. Es reicht zum Beispiel, einmal in einem guten japanischen Restaurant ein Kaiseki-Menü zu essen oder ein japanisches Auto zu fahren. Das Kaiseki-Menü folgt strengen Regeln, von der Verwendung des Geschirrs bis zur Speisenfolge ist alles festgelegt.

Ein japanisches Auto, nehmen wir als Anschauungsmaterial den neuen Suzuki Swift, ist ebenso Abbild einer faszinierenden Kultur. Und zudem Abbild seiner Herkunft. Die Megacity Tokio hat fast zehn Millionen Einwohner, Raum ist ein wertvolles Gut, so dass selbst Grabstätten vertikal angelegt werden. Autos wiederum sind deshalb mit Vorteil klein, so können sie leichter auf dem wertvollen Grund abgestellt werden. Auch Parkplätze in Quartieren werden offenbar auf Stahlkonstruktionen in die Höhe gestapelt.

### Fortschrittliches Vergnügen

Mein Swift, mit dem ich gerade auf der A1 durch den Kanton Aargau fahre, hätte wohl keine Probleme auf einem Tokioter Quartierparkplatz. Das macht ihn selbst in der Schweiz zu einem angenehmen Begleiter. Auch wenn hier deutlich weniger Menschen wohnen als in Tokio, kommt man als Autofahrer hierzulande schnell mal in einen Dichtestress. Zum Beispiel bei der Parkplatzsuche in Basel, Bern oder Zürich oder wenn man tagsüber auf einer Hauptverkehrsachse unterwegs ist. In Tokio übrigens, so berichten mir vertrauenswürdige

Japanreisende, kommen trotz der hohen Dichte an Menschen und Fahrzeugen keine Stresssymptome auf.

Zurück auf die Schweizer Nationalstrasse: Der Suzuki ist zu meiner Entspannung mit einem Abstandsradar und einem Spurverlassenswarner ausgestattet. Er hat ein modernes Navigations- und Musiksistem, das vom Digitalradio bis «Apple Play» alles anbietet. Das ist nützlich, wenn die Fahrt wieder einmal länger dauert, weil es zu wenig Strasse für all die Autos gibt. Das Einzige, was dem Swift vielleicht fehlt, ist ein sechster Gang. Bei 120 km/h ist man schon ziemlich hoctourig unterwegs. In Japan allerdings ist die Autobahn-Höchstgeschwindigkeit auf 100 km/h begrenzt, dafür ist ein Vierzylindermotor mit 90 PS, 5-Gang-Handschriftung, Mild-Hybrid-System und Allradantrieb völlig ausreichend.

Im Suzuki Swift steckt auf kleinem Raum ziemlich viel Technologie, was eine sehr japanische Qualität ist. Immerhin wurde der Walkman von Sony (1979) oder der Gameboy (1989) in Japan erfunden, die beiden Unterhaltungsgeräte haben einiges mit dem Suzuki Swift gemeinsam: fortschrittliches Vergnügen, zeitgemäss und in kompakten Ausmassen.

Suzuki Swift Compact Top Hybrid 4x4

Leistung: 90 PS/66 kW; Hubraum: 1242 ccm

Höchstgeschwindigkeit: 170 km/h; Preis: Fr. 22 690.–

Lernen durch Erleben

### TCS Training & Events

## Bleiben Sie auf der Spur

Sparen Sie bis zu CHF 190.–\*

**Trainieren Sie Ihre Fahrsicherheit auf dem Motorrad mit einem auf Sie zugeschnittenen Training.**

Besuchen Sie uns vom 22. bis 25. Februar an der **SWISS-MOTO** am Stand C07 in der Halle 1.

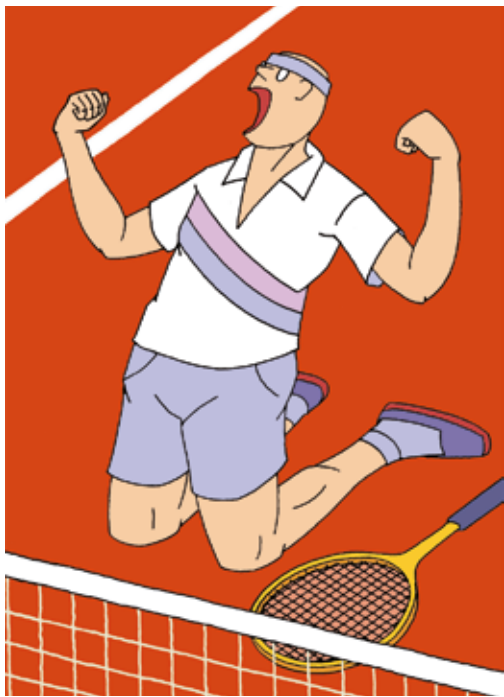
Wer sein ganztägiges Motorrad Fahrtraining direkt an unserem Stand bucht, kann von Vergünstigungen bis zu CHF 190.–\* profitieren.

**Mehr Informationen und Anmeldung:**  
[training-events.ch](http://training-events.ch)  
[info.training-events@tcs.ch](mailto:info.training-events@tcs.ch)  
 Tel. 058 827 15 00

\*Messerabatt: 50.–  
 TCS Mitgliederrabatt: 40.–  
 Zusätzlich unterstützt der Fonds für Verkehrssicherheit diverse Fahrtrainings mit einem Beitrag von CHF 100.– pro Person.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man Roger Federer nicht sympathisch finden? *Daniel Widmer, Küttigen*

Um Himmels willen, nein! Roger Federer – Pardon, der Maestro – ist so, wie wir alle gerne wären: reich und trotzdem sparsam; notorisch erfolgreich und trotzdem bescheiden; ständig unter Erfolgsdruck und trotzdem gelassen. Er könnte die ganze Welt kaufen, aber lieber spendiert er den Balljungen eine Pizza. Der Mann hat gemäss Basler Stadtpolizei zeitlebens noch nicht einmal eine Parkbusse kassiert. Roger Federer unsympathisch zu finden, ist ungefähr so deplatziert, wie Kim Jong Un für den Friedensnobelpreis zu nominieren. *Thomas Renggli*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Aus der einst überaus populären, politisch ausgewogenen «Arena» ist eine links unterwanderte, manipulative Sendung geworden.» *Marlisa Schmid*

### Zurück in die Zukunft

Nr. 6 – «Die neue Prüderie»; *Weltwoche*-Autoren über die Folgen der Sexismus-Debatte

Nachdem dem heterosexuellen Mann – vor allem dem weissen – die Schuld an sämtlichen Übeln dieser Welt zugeschrieben worden ist, vermiest man ihm nun auch noch seine visuelle Freude am weiblichen Geschlecht. Die extremen Feministinnen nähern sich mit ihren Ansichten dem aus Ägypten stammenden Führer der australischen Muslime an, Scheich Tadsch ad-Din al-Hilali. Dieser rechtfertigte die Vergewaltigung unverschleierter Frauen in westlichen Ländern mit den Worten: «Wenn man Fleisch draussen auf die Strasse, in den Garten oder den Park stellt, ohne es zuzudecken, dann kommen die Katzen und fressen es. Wer ist nun schuld – die Katzen oder das unverhüllte Fleisch?» Scheinbar hat dieses Denken die westliche Kunstszene erreicht. Wir fahren zurück in die Zukunft. *Peter M. Linz, Büsserach*

«Mit Pin-up-Girl zum Herausnehmen»: Der Einbruch der Abonnementszahlen muss gross sein, dass eine ansonsten intelligente Informationszeitung in die unterste Schublade greift. Unsere Abo-Erneuerung ab März ist somit auch obsolet. *Judith Widmer, Wittenbach*

### Schulmeisterliches Gebaren

Nr. 6 – «Murmeli im Jeff-Koons-Look»; Klaus J. Stöhlker über Moderator Jonas Projer

Ein Moderator wie Jonas Projer schadet nachhaltig dem Image von SRG, weil der überwiegende Teil der Zuschauer sein arrogantes, selbstherrliches und überambitioniertes Auftreten nicht goutiert. Ab der dritten «Arena»-Sendung wuchs Projers schulmeisterliches Gebaren auf ein nicht mehr zumutbares Niveau, das nun den Höhepunkt erreicht hat. Besonders störend ist, wenn er sich mit verschränkten Armen vor seinem Widersacher aufbaut – eine Körpersprache, die Ablehnung signalisiert. Aus der einst überaus populären, politisch ausgewogenen «Arena» zu Leuteneggern oder Brennwalds Zeiten ist eine links unterwanderte, manipulative Sendung geworden. *Marlisa Schmid, Rebstein*

### Geschützte Werkstatt

Nr. 6 – ««No Billag»? Klar»; Editorial von Roger Köppel

Natürlich bringt das Schweizer Fernsehen und Radio SRF auch Volkstümliches wie Ländler, «Landfrauenküche», «Mini Beiz, dini Beiz», Jassen oder Sport. Aber bei politischen Sendun-

gen wie «Tagesschau», «Echo der Zeit», «10 vor 10», «Rundschau» oder «Arena» fällt die linke Schlagseite mehr oder weniger deutlich auf. Dies widerspricht dem Verfassungsauftrag, ausgewogen zu informieren. Ist das fair? Von wegen hochgelobter Qualitätsjournalismus: Zeitungen kann ich abbestellen, wenn mir die Linie nicht passt – das Schweizer Fernsehen eben nicht. Bei einem Nein zu «No Billag» wird die sanfte Manipulierung einfach so weitergehen. *Werner Flück, Dietikon*

Ein weiterer fragwürdiger «Service», den der Steuerzahler finanziert, ist «SRF Meteo». Sicher ist es gut, nach den Nachrichten kurz über das bevorstehende Wetter informiert zu werden. Was aber soll das minutenlange (!) Wetter-Geschwätz? Etwa ein halbes Dutzend Angestellte (allein im deutschsprachigen Umfeld!) gönnt man sich bei SRF für diesen unverbindlichen wie überflüssigen Unsinn. Ich möchte zu gerne wissen, was man in so einer geschützten Werkstatt verdient. *Paul Mahler, Thörishaus*

### Schulden werden zu Vermögenswerten

Nr. 5 – «Wem dient die Nationalbank?»; Beat Gygi zur Rolle der Notenbanken

Staatsgarantie wird mit Eigentumsgarantie verwechselt. Mit der Begründung der Exportförderung beraubt die Schweizerische Nationalbank (SNB) das Volk und vernichtet Privateigentum. Kommt ein Staats- oder Bankenkonzern zum Tragen, ist das meist das indirekte Verschulden der Notenbank. Eine Bankgarantie respektive ein staatlicher Verlustersatz würde wegen der immensen zusätzlichen Geldausweitung eine noch grössere Geldentwertung auslösen. Dazu kommt: Minimalzinsen sind nichts anderes als Vermögensforderungen. Sie lassen die Preise steigen, nicht aber das Vermögen. Absurd: Schulden werden zu Vermögenswerten! Der Auftrag der SNB wäre die Wahrung der Finanzstabilität. Doch aufgrund von Marktmanipulationen und anderen fragwürdigen Mechanismen muss politische Komplizenschaft angenommen werden (siehe Liquidität-Swap-Abkommen). Bei 850 Milliarden Franken Devisenbestand geht es nicht um den Erhalt des Frankens, sondern um die Verzögerung des Dollar- und Euro-Verfalls. *Bruno Ackermann, Adligenswil*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10		11						
12	13		14							15			16	
17						18								
	19													
						20			21	22				
23		24		25				26						
27						28					29	30		
31			32		33			34						
		35				36				37				
38										39				
		40						41						

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Unverbesserlich, Schopenhauer und er.  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Sie macht für Tessiner den Sonntag erst zum Sonntag. 6 Sie erinnern an Lager irgendwo draussen, Militär inbegriffen. 10 Die kleine Rose hat den Wind in ihrem Zweitnamen. 12 Gewissermassen essbare Schnüre, die nicht nur Italiener mit Liebe verzehren. 15 Rauchern ist sie wie Ärzten ein (oft trauriger) Begriff. 17 Spanische Sonne plus Keimzelle ergeben lagerfähige Speise. 18 Der Gedankenblitz hat mehrere Namen. 19 Das Segelschiff hört sich amerikanisch an. 20 Eingelegtes, gleich mehrfach, nicht kulinarisch, aber Handarbeit. 23 Das Dorf mit Blick auf Eiger, Mönch und Jungfrau. 26 So gelesen ist's ein Esel aus Frankreich. 27 Steht's in Frankreich vor dem Alter, ist bei uns als Ganzes eine Veranstaltung. 28 Es ist viel mehr als ein Vorsatz an Neujahr. 31 Eine Zusammenfassung ganz nach Schweizers Geschmack. 34 Jener sagenhafte König in Zwergengestalt war gegen Dietrich von Bern chancenlos. 35 Er oder auch sie: eine Abneigung, die an Grauen grenzt. 37 Julius, ein erfindungsreicher „Suppenkaspar“. 38 Sie steht am Anfang aller Sachen mit teils unabsehbarer Wirkung. 39 Der Inselstaat in Westeuropa mit eigenem Namen. 40 Kaum erst seit gestern, vielleicht seit geraumer Zeit. 41 Der Räuber hatte mit ihm bekanntlich auf dem Lande nichts zu lachen.

**Senkrecht** — 1 Ob der Satz kausal oder final, eingeleitet wird er so. 2 Pazifik: Die nördlichste der nach ihr benannten Gruppe von drei Atollen. 3 Das Nichts, das bereits bei römischen Philosophen zu reden gab. 4 Service, mal mundgerecht, dann eher schlecht oder echt abgehoben. 5 Die ablehnende Einstellung lässt sich mit einem Wort schnell erkennen. 6 Nat King: der amerikanische Musiker. 7 Der altägyptische Gott in Gestalt eines Schakals. 8 Mannigfaltiger Schweizer Schmaus. 9 Erfolg mit einem Gewinner. 11 Eine solche Aufhebung: typisch schweizerisch. 13 Ferdinand Davids Concertino für sie und Orchester Es-Dur. 14 Weiss der Vogel es, weiss man es selber meist nicht. 16 Hunkeler macht Sachen – da durfte dieser Schauspieler nicht fehlen. 21 Diesen Wasserbüffel kennt man aus Asien. 22 Keine angenehme Arbeit, doch damit schafft man Platz. 23 Seines ist das kürzeste der kanonischen Evangelien und das älteste. 24 Der Raum zwischen Vogesen und Rhein hat einen Namen. 25 Für jemanden ohne Kaufzwang oder krankhafte Sammelwut ist er reizlos. 29 Haarflechte, in England seit langem bekannt. 30 Substantia wird so für den Mediziner zu einem Teil des Gehirns. 32 Cuba in der Karibik, hier doch ziemlich rätselhaft. 33 Der Ton, der wie zum Hohn eine Antwort gibt. 36 Haushühner?, naja, so halb.  
 ©Fritz Müller - Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 554**

S	T	A	T	I	V	V	K	A	F	K	A		
B	A	S	I	E	I	T	A	L	R	I	E	N	
L	A	U	B	E	E	R	L	A	U	B	N	I	S
E	B	E	R	G	H	U	E	T	T	E	L	I	
U	R	A	N	E	S	T	R	E	I	K	E	N	
H	A	N	K	N	U	T	I	N	T	E	R	N	
G	E	S	S	L	E	R	G	N	A	G	I	E	
T	U	P	I	A	L	O	E	E	L	A	N		
K	O	R	R	E	K	T	O	R	E	B	E	N	
U	R	S	I	N	A	R	E	E	D	E	R	E	I
H	E	N	T	R	E	E	M	E	R	E	T		
N	I	E	T	G	N	E	U	N	I	O	N		

**Waagrecht** — 1 STATIV 7 KAFKA 12 BASLE 13 ITAL (tail, engl. f. Schwanz) 16 RIEN (franz. f. nichts, Liedtitel: Non, je ne regrette rien, nein, ich bedaure nichts) 17 LAUBE (auch Karpfen-fisch) 18 ERLAUBNIS 20 BERGHUETTE 22 LI 23 URAN 25 STREIKEN 27 KNUT 29 INTERN 30 GESSLER 33 GNAGI (in Österreich als Stelze bekannt) 34 TUPI 35 ALOE 37 ELAN 39 KORREKTOR 41 EBEN (bene: it. f. gut) 42 URSINA (stammt aus dem rätoroman. und bedeutet kleine Bäarin) 43 REEDEREI 45 ENTREE 46 MERET 47 NIET 48 NEUN 49 ION (noi, it. f. wir)

**Senkrecht** — 1 SAA 2 TSUBA 3 ALBEN 4 TEER 5 VIEH 6 VALET 8 ARBEITGEBER 9 FIN (franz. f. fein, Ende) 10 KEILER 11 ANSINNEN 12 BLEU (franz. f. Blau) 14 TRUST 15 LATRINE 19 UTENA (Anagramm f. tauen) 21 GENE (engl. Kurzform f. Eugen) 24 RHETOR 26 KEILEREI 27 KLIENT 28 UNRAT U(N)RAT 31 SURSEE (Gansabhauet am 11.11.) 32 SPRINT 33 GORE 36 LOREN (Sophia, Ein besonderer Tag: Filmtitel) 38 ANETO 39 KUHN 40 KARG 41 EDEN (Ende) 44 EMU

**Lösungswort** — KANALISATION



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



**ŠKODA**  
SIMPLY CLEVER

# DREAM TEAM

BIS **9'990.-**  
SPARVORTEIL

ODER  
AB **333.-** /MT  
LEASING



## Sondermodell SUPERB SportLine Plus

Der ŠKODA SUPERB ist der clevere Partner, der jedes Dream-Team perfekt ergänzt. Das Sondermodell SUPERB SportLine Plus vereint elegantes Design, dynamischen Auftritt und klassenbestes Platzangebot. Profitieren Sie vom attraktiven Sparvorteil oder Leasingangebot. Entdecken Sie, wie er kraftvolle Performance und modernste 4x4-Technologie souverän mit der neuesten Generation von Assistenzsystemen verbindet. Geniessen Sie das Plus an Sportlichkeit auf all Ihren Fahrten. **ŠKODA. Made for Switzerland.**

SUPERB SportLine Plus 2.0 I TSI, 220 PS, 6-Gang DSG, 55'990.-, abzüglich Sparvorteil 9'770.- = 46'220.- 6.5 l/100 km, 148 g CO<sub>2</sub>/km (133 g Ø Neuwagen), 34 g CO<sub>2</sub>/km Energie-Bereitst., Kat.: F. Abgebildet: SUPERB SportLine Plus 2.0 I TDI 4x4, 190 PS, 7-Gang DSG, 58'790.-, abzüglich Sparvorteil 9'990.- = 48'800.- 5.2 l/100 km (Benzinäquivalent 5.9 l/100 km), 137 g CO<sub>2</sub>/km (133 g Ø Neuwagen), 23 g CO<sub>2</sub>/km Energie-Bereitst., Kat.: D. Leasingbeispiel, Finanzierung über AMAG Leasing AG: SUPERB SportLine Plus 2.0 I TSI, 220 PS, 6-Gang DSG. SUPERB SportLine Plus 2.0 I TDI 4x4, 190 PS, 7-Gang DSG. Effektiver Jahreszins: 0.903 %, (Laufzeit: 48 Monate, 10'000 km/Jahr), Barkaufpreis: 53'490.-, 56'290.-, Sonderzahlung: 11'233.-, 11'821.- (21% des Barkaufpreises, nicht obligatorisch), Leasingrate: 333.-, 422.- / Mt. exkl. obligatorischer Vollkaskoversicherung. Preise inkl. MWST. Die Kreditvergabe ist unzulässig, falls sie zu Überschuldung des Konsumenten führt. Alle Preise unverbindliche Empfehlung des Importeurs. Angebot gültig bis auf Widerruf.

**15x**  
PREIS-LEISTUNGS  
SIEGER